138

ANGELA ILIĆ/FLORIAN KÜHRER-WIELACH/
IRENA SAMIDE/TANJA ŽIGON (HGG.)

Blick ins Ungewisse

Visionen und Utopien im Donau-Karpaten-Raum 1917 und danach

IKGS | Verlag Friedrich Pustet

Blick ins Ungewisse

Veröffentlichungen des Instituts
für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas
an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS)

Band 138

Herausgegeben von
Florian Kührer-Wielach und Konrad Gündisch

ANGELA ILIĆ / FLORIAN KÜHRER-WIELACH /
IRENA SAMIDE / TANJA ŽIGON (HGG.)

Blick ins Ungewisse

Visionen und Utopien im Donau-Karpaten-Raum. 1917 und danach

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Gefördert von: Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-7917-2995-4
© 2019 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Reihen-/Umschlaggestaltung: Martin Veicht, Regensburg
Umschlagmotiv: Beobachtungsposten Jassinja in Transkarpatien, auf Berg Hryhoriwka, 1917. fortepan.hu – Publikationsrecht kostenlos überlassen von László Péchy.
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2019

eISBN 978-3-7917-7218-9 (pdf)

Weitere Publikationen aus unserem Programm
finden Sie auf www.verlag-pustet.de
Kontakt und Bestellungen unter verlag@pustet.de

Inhalt

Einleitung 7

Politische Konzepte und der Versuch ihrer Umsetzung

LJUBINKA TOŠEVA KARPOWICZ — The "State of Rijeka" of the Italian National Council (23 November 1918–12 September 1919) 19

NATALIYA NECHAYEVA-YURIYCHUK — National Identity and its Role in State Building: the Example of the Hutsul Republic 33

TULLIO VORANO — Die „Republik von Labin" von 1921. Utopie einer Arbeiterbewegung 51

NÁNDOR BÁRDI CSABA ZAHORÁN — Utopias in the Shadow of Catastrophe: The Idea of Székely Self-Determination after the Collapse of Austria-Hungary 73

ÉAMONN Ó CIARDHA — "The Resurrection of Hungary": A Comparative Context for Ireland 95

Kirchen im Umbruch

FRANCE MARTIN DOLINAR — Zwischen Erwartung und politischer Realität. Die Bischöfe der Kirchenprovinz Görz während des Ersten Weltkrieges und danach 117

HEINER GRUNERT — „Zeichen unserer Befreiung, Vereinigung und Auferstehung". Visionen und Realitäten der Serbisch-Orthodoxen Kirche am Ende des Ersten Weltkrieges 153

LAJOS SZÁSZ Rückbesinnung und Zukunftsvisionen. Das Reformationsjubiläumsjahr 1917 und der ungarische Protestantismus 181

TANJA ŽIGON Die Feierlichkeiten anlässlich des 400. Jahrestages der Reformation 1917 in Laibach/Ljubljana . . . 203

Presse und Literatur als Reflexionsräume

CLEMENS RUTHNER „Versuchsstationen des Weltuntergangs". Die apokalyptischen Szenarien der deutschsprachigen Fantastik in der Literatur vor und nach dem Ersten Weltkrieg 223

JOHANN GEORG LUGHOFER Eine Reise durchs umstrittene Heanzenland mit Joseph Roth 241

ANJA UREKAR OSVALD Vom „Michel", der „Tante Germania" und dem „Nibelungenland" – Visionen, Utopien und Dystopien in der historischen deutschen Presse der Untersteiermark (1900–1917) 259

MILKA CAR Utopien und Freiheitsprojektionen bei Miroslav Krleža im Jahr 1917 279

Herausgeber- und Autorenverzeichnis 299

Einleitung

Mit den revolutionären Umbrüchen in Russland und dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika im Jahr 1917 einerseits sowie den sich durch die Umstände des Krieges deutlich verstärkenden Verselbständigungstendenzen der slawischen und ungarischen Bevölkerung in der Donaumonarchie andererseits zeichnete sich auch auf zentraleuropäischer Ebene immer deutlicher ein Ende der alten Ordnung ab. Die mit dieser Entwicklung einhergehende, steigende Ungewissheit über die kommenden Verhältnisse begünstigte eine vielfältige, konzeptionelle und praktische Auseinandersetzung mit der Frage, welche Optionen politischer und gesellschaftlicher Neuordnung nach dem erhofften, wenn auch kaum absehbaren Kriegsende, bestanden.

Nicht nur die internationalen politischen und diplomatischen Kreise wurden in dieser Hinsicht tätig. Auch die lokalen Akteure waren gewillt, ihre Zukunft aktiv mitzugestalten. Bereits in den letzten Kriegsmonaten begann die Bevölkerung, soweit möglich, mit der lokalen Wiederaufbauarbeit und mit einer Neustrukturierung ihrer mittelbaren und unmittelbaren Lebenswelt. Insbesondere die politischen, kulturellen und kirchlichen Eliten des Donau-Karpaten-Raums, der sich durch ein hohes Maß an sprachlicher, ethnischer und konfessioneller Diversität auszeichnete, entwickelten verschiedene Visionen einer Nachkriegsordnung, deren Spektrum von einer bloßen Umformung der imperialen Ordnung bis hin zu möglichst selbstständigen regionalen und lokalen Gründungen von „Republiken“ reichte. Ökonomische und religiöse Interessen waren in den in dieser Phase ersonnenen und publizierten Konzepten ebenso vertreten wie nationale Ideen, eine damit zusammenhängende Neudefinition des Verhältnisses zum jeweiligen „Mutterstaat“ (kin state). In manchen Fällen spiegelte sich jedoch auch die unter anderem kurzfristig in Ungarn umgesetzte Idee der Räterepublik deutlich wider. Doch erst die in den Jahren 1919/1920 geschlossenen Pariser Vorortverträge stellten die Staatsordnung Zentral- und Südosteuropas endgültig auf die Basis ethnonationaler Konzepte der Zusammengehörigkeit.

Ein Jahrhundert nach diesen Ereignissen nahm sich das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS) mit seinen Partnern, der Abteilung für Germanistik, Nederlandistik und Skandinavistik sowie der Abteilung für Übersetzen, beide an der Philosophischen Fakultät der Universität Ljubljana angesiedelt, vor, diese Phase des intensiven Wandels ab dem Jahr 1917 (mit ihren

unmittelbaren Vorgeschichten sowie Nachwirkungen) mit Blick auf Zentral- und Südosteuropa im Rahmen einer internationalen und interdisziplinären wissenschaftlichen Tagung zu thematisieren. Die dreisprachige Konferenz mit dem Titel „Blick ins Ungewisse. Visionen und Utopien im Donau-Karpaten-Raum. 1917 und danach" fand vom 10. bis 12. Mai 2017 in Ljubljana (dt. Laibach) statt.[1]

Die wesentliche Zielsetzung der Tagung lag auf dem Aspekt des Kontingenten, Ungewissen, einer kollektiven Liminalität, der insbesondere ab den letzten Kriegsjahren das Leben der Menschen, Institutionen und Regierungen bestimmte. Von daher ist der überstrapazierte Terminus der „Urkatastrophe" des 20. Jahrhunderts in doppeltem Sinne zu hinterfragen: Einerseits bringt er eine Teleologie mit sich, die – so wird es oft genug und insbesondere in vielen Überblickswerken dargestellt – die darauffolgenden Katastrophen zu einer logischen und automatischen, fast schon monokausalen Kette von Ereignissen macht, die ihren Ursprung in den Todesschüssen von Sarajevo haben. Der zweite Kritikpunkt am Paradigma der „Urkatastrophe" ist der Zeitpunkt, der mit seiner Verwendung markiert wird: nicht in und unmittelbar nach ‚Sarajevo 1914', sondern erst in den letzten Kriegsjahren zeichnete sich das Ausmaß der anstehenden geopolitischen Umwälzungen ab. So bezeichnet der französische Historiker Jean-Jacques Becker, Präsident des Forschungszentrums Geschichte des großen Krieges (Historial de la Grande Guerre) in Péronne, das Jahr 1917 als das *année impossible*, das „unmögliche Jahr".[2] Veränderungen kündigten sich an – nur der Ausgang blieb noch offen, denn in welche Richtung sich die Staaten- und Gesellschaftsordnung(en) nach dem ersehnten Kriegsende entwickeln würde, war nicht abzusehen. Zur täglich erlebten Gewalt, zum allseitigen Mangel und zur existenziellen Bedrohung traten Hoffnungen; es eröffneten sich neue Möglichkeiten, man entwickelte verschiedene Vorstellungen und Visionen von Zukunft, es waren neue Dynamiken zu spüren. Die Wenigsten konnten sich jedoch weder die Auflösung der alten Imperien – des Zarenreichs, der Habsburgermonarchie und des Osmanischen Reichs – noch die Folgen einer solchen Entwicklung vorstellen. Erst *ex post* wird dem Ergebnis der Pariser Friedensverhandlungen durch die national(staatlichen)en Meistererzählungen ein Status *sine qua non* eingeschrieben. Wie die Beiträge in diesem Band zeigen sollen, war die Nachkriegsordnung, die eng mit dem

1 Ein besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang einer langjährigen Freundin und Förderin des IKGS, Prof. Mira Miladinović Zalaznik, von der die Initiative für diese Tagung ausging.

2 Jean-Jacques Becker: 1917 en Europe. L'année impossible. Paris 1997.

Namen des US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson verbunden ist, keineswegs alternativlos.

Bei der Konzeption der Tagung wurde auf Interdisziplinarität Wert gelegt. Darum nähern sich die hier veröffentlichten Beiträge der Fragestellung aus politik- und kirchengeschichtlicher wie aus literaturwissenschaftlicher Perspektive, um die Breite an konzeptionellen und zum Teil zumindest versuchsweise in die Praxis umgesetzten Alternativen zur letztendlichen Ordnung (bzw. Unordnung) der Zwischenkriegszeit zu erforschen.

Der Versuch, den großen Thesen und Überblicksdarstellungen zumindest exemplarisch regionale und lokale Perspektiven gegenüberzustellen, soll zu dieser Perspektivenerweiterung beitragen. In Vergessenheit geratene bzw. über die politischen und ideologischen Konjunkturen hinweg bewusst von der Forschung vernachlässigte Phänomene rücken auf diese Weise in den Mittelpunkt. Meist handelt es sich um gesellschaftliche Visionen und Utopien, Konzepte und Alternativen, die sich letztlich nicht durchsetzen konnten, jedoch sehr viel über das Verhältnis von Individuum und Masse, Mehrheit und Minderheit, Staat und Bevölkerung, die Angehörigen verschiedener sozialer Schichten und insbesondere das Verhältnis zwischen Utopie und Pragmatismus in dieser Phase des umfassenden Wandels und der Entscheidungsfindung erzählen.

So setzt sich der vorliegende Band zum Ziel, die zum Ende des Ersten Weltkriegs und unmittelbar danach im Süden und Osten der habsburgisch geprägten Gebiete entwickelten politischen und gesellschaftlichen Ideen, Visionen und Utopien exemplarisch vorzustellen. Es wird nach Konzepten gefragt, wie sie sich im politischen und gesellschaftlichen Diskurs, in der Publizistik und in der Literatur bis hin zu Ansätzen kontrafaktischer Geschichtsschreibung abzeichnen. Auch wenn lokale Entitäten wie die Banater Republik, die Huzulenrepublik, die Republik von Labin oder die Ausrufung des „Heinzenlandes“ auf dem Gebiet des späteren Burgenlands nur von kurzer Dauer waren und viele literarisch und publizistisch formulierte Hoffnungen jenseits des Nationalismus recht bald in Vergessenheit gerieten, belegen diese Phänomene, dass die Pariser Friedensordnung mit ihren effektiven Folgen nur eine von mehreren Optionen für eine Neuordnung Europas darstellte. Anhand von drei thematischen Schwerpunkten – Politische Konzepte und der Versuch ihrer Umsetzung (I), Kirchen im Umbruch (II) sowie Presse und Literatur als Reflexionsräume (III) – wird die heute in den nationalen Meistererzählungen postulierte Unumgänglichkeit einer Neuordnung Europas auf der Basis nationalstaatlicher Kriterien nach dem Ende der Donaumonarchie hinterfragt, ohne jedoch a priori einen wertenden Vergleich zwischen „Soll“ und „Ist“ vorzunehmen.

I. Politische Konzepte und der Versuch ihrer Umsetzung

Welche politischen Alternativordnungen wurden entwickelt und eventuell von lokalen Akteuren in die Tat umgesetzt? Einige der ab 1918 gegründeten, ephemeren ‚Klein- und Kleinststaaten' haben sich von der ungarischen Räterepublik, andere von einer – meist sehr vagen – Idee des Schweizer Kantonalsystems inspirieren lassen. Die Union mit dem „Mutterland" zählte in einigen Fällen zu den mittelfristigen Zielen der Entitäten. Gleichzeitig standen die Rücksichtnahme auf lokale Gegebenheiten, die pragmatische Reaktion auf unmittelbare Notwendigkeiten sowie größtmögliche Selbstbestimmung im Mittelpunkt, wie dies die Pläne der Szeklerrepublik (1919), die etwas beständigeren Staaten von Rijeka/Fiume des Italienischen Nationalrates (1918/1919) und der Huzulen im Transkarpatengebiet (1918/1919) oder der nur wenige Tage existierenden Republiken des „Heinzenlandes" (1918) und von Labin (1921), aber auch viele weitere, in diesem Band nicht eingehend untersuchte Beispiele wie die Phase der Loslösung der Moldau von Russland (1917/1918), die Banater Republik (1918), die Murrepublik (1919) oder die Slowakische Räterepublik (1919) zeigen. Welche Ideen standen hinter diesen Gründungen und ihrer ephemeren Existenz, warum sind sie gescheitert und wie werden sie erinnert?

Zeitgenossen verwendeten für den nahezu ein Jahr bestehenden Staat von Rijeka die pejorative Beschreibung „republichetta" (kleine Republik), die als eine Art ‚lokale Notwehrmaßnahme' gegen die zahlreichen, seit der Auflösung der Habsburgermonarchie miteinander rivalisierenden politischen Optionen entstanden ist. Diese reichten von einer Eingliederung in das neu gegründete Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen über eine Autonomie bis hin zur völligen Unabhängigkeit. Ljubinka Toševa Karpowicz (Rijeka) beleuchtet in ihrem Beitrag auf der Basis von neuem Archivmaterial die bisher wenig bekannten Strukturen und Denkprozesse innerhalb des Italienischen Nationalrates in Rijeka, der als treibende politische Kraft hinter dieser lokalen politischen Entität wirkte.

Nataliya Nechayeva-Yuriychuk (Czernowitz/Tscherniwzi) setzt sich exemplarisch mit der um den Jahreswechsel 1918/1919 entstandenen „Huzulenrepublik" auseinander, eine von mehreren lokalen politischen Entitäten in der Region. Sie stellte wie die benachbarten Mikrostaaten der Lemko-Russinischen Republik (1918–1920) und der Ostlemkische Republik (auch: Republik von Komańcza, 1918/1919) in erster Linie eine Maßnahme dar, um in den Nachkriegswirren einen gewissen Grad an lokaler Ordnung zu schaffen und sich gegen den militärischen Zugriff der Nachbarländer zu wehren. Die „Huzulenrepublik" trug den Namen eines „Stammes", der sich zur ukrainischen Nation bekennt und auf eine mittelfristige Vereinigung mit den größeren ukrainischen Staatentitäten (Ukrainische Volksrepublik und Westukrainische Volksrepublik)

anstrebte. Mit dem Anschluss der Region an die Tschechoslowakei im September 1919 wurden diese Pläne zerschlagen.

Das Wort „republichetta" wird auch für eine weitere in dieser Phase gegründete Republik auf dem Gebiet der heutigen Republik Kroatien verwendet. Der von Tullio Vorano (Labin) verfasste Beitrag über die „Republik von Labin", wie ein Bergbauarbeiterstreik im Jahr 1921 bezeichnet wurde, zeigt die Auswirkungen der veränderten politischen Situation und des damit verbundenen Herrschaftswechsels auf die Wirtschaft. Im Falle der autonomistischen „Republik von Labin" versuchte man, mittels einer sozioökonomisch-politischen Bewegung eine Antwort auf den wirtschaftlichen Transformationsdruck zu finden. Deutlich wird, dass derlei Staatsgründungen nicht nur für eine politische Utopie, sondern für eine zweckdienliche und zumindest temporär umsetzbare, reelle Alternative gehalten wurden.

Hingegen kam die Idee der Selbstbestimmung für das Szeklerland (ung. Székelyföld, rum. Secuime) im nach 1918 deutlich vergrößerten Königreich Rumänien in der Zwischenkriegszeit nie über die Konzeptphase hinaus, wie Nándor Bárdi und Csaba Zahorán (beide Budapest) in ihrem Beitrag darstellen. Anhand des Vorschlags des Regionalpolitikers Árpád Paál im Jahr 1919 wird gezeigt, wie hier eine auf ethnischen Kriterien basierende, autonome Region für die im Karpatenbogen lebenden Ungarn dem starken Zentralisierungs- und Rumänisierungsdruck vonseiten des neuen „Vaterlandes" entgegenwirken sollte. Deutlich wird in diesem Kontext nicht nur die Widersprüchlichkeit, die die Idee vom Selbstbestimmungsrecht der Völker auf regionaler Ebene generieren konnte, sondern auch die Nachhaltigkeit autonomistischer Ideen bis in die Gegenwart.

Die in die Vorkriegszeit reichenden Bruchlinien verfolgt Éamonn Ó Ciardha (Derry) in seinem Beitrag zur ungarischen und irischen Unabhängigkeitsbewegung, in dem er die wechselseitigen Bezugnahmen beider nationalistischer Diskurse am Beispiel des 1904 erschienenen, einflussreichen politischen Pamphlets *The Ressurection of Hungary* (Der Aufstand Ungarns) von Arthur Griffith, Gründer der Sinn Féin, untersucht. In beiden Fällen stellen sich Fragen zum Verhältnis zwischen Nation und Staat bzw. Imperium.

II. Kirchen im Umbruch

Die zweite Sektion des vorliegenden Bandes befasst sich mit den Erfahrungen der christlichen Kirchen im Umbruch. Sie gliedert sich in zwei Themengruppen. Zunächst wurde versucht, die – besonders was eine grenz- sowie konfessionsüberschreitende Perspektive betrifft – wissenschaftlich bisher wenig aufgearbeitete Problematik der Folgen der sich ändernden Staatsgrenzen für die kirchlichen Strukturen in Zentral- und Südosteuropa zu thematisieren. Denn

die neuen politischen Grenzen, die auf den Trümmern der Donaumonarchie entstanden, hatten direkte Auswirkungen auf die Grenzen kirchlicher Entitäten. Zahlreiche römisch-katholische, griechisch-katholische, protestantische und orthodoxe Verwaltungseinheiten (Bistümer, Kirchensprengel, Eparchien usw.) lagen nach den neuen Grenzziehungen außerhalb ihrer Heimatländer oder wurden zwischen zwei Staaten geteilt. Sie mussten entsprechend erneuert werden. Durch diese Reorganisationsmaßnahmen entstanden auch neue kirchliche Verwaltungszentren. Da diese Entscheidungen oft ohne Rücksicht auf die bisherige ethnische und/oder sprachliche Zusammensetzung getroffen wurden, zogen sie auf unterschiedlichen Ebenen Probleme mit sich: auf der Verwaltungsebene, bei den Kirchengemeinden und letztlich auch bei den einzelnen Gläubigen.

Was für die Einen eine Tragödie und einen Verlust bedeutete, stellte für Andere neues Potential und neue Möglichkeiten dar, mit Hoffnung auf die (Wieder-)Herstellung kirchenterritorialer Integrität. Fragen der Loyalität in der neuen politischen Ordnung blieben komplex und problembeladen. Welchen Reaktionen hat die umsturzhafte Neuordnung bei den Konfessionen in Zentral- und Südosteuropa ausgelöst? Wie haben Vertreter der Kirchenleitung darauf reagiert, welche alternative Modelle haben sie entwickelt und zur Debatte gestellt? Die Autoren der Beiträge dieser Sektion versuchen, auf diese Fragen Antworten zu liefern.

In seinem Überblick der Haltungen und Positionen der Bischöfe im Görzer katholischen Erzbistum in den letzten Kriegsjahren und nach dem Krieg beschäftigt sich France Martin Dolinar (Ljubljana) besonders mit Fragen nach Loyalität und politischem Kalkül. Denn diese multiethnische und mehrsprachige Kirchenverwaltungseinheit befand sich in einer Situation völlig veränderter Machtverhältnisse, die besonders zwischen der italienischen politischen Herrschaft und den pro-slawischen Bischöfen sowie Gläubigen zu Konflikten und letztlich zur Zerstückelung des Erzbistums führte.

Heiner Grunert (München) vertieft in seiner Studie die Perspektive der Serbischen Orthodoxen Kirche, die einerseits gegen das kollektive Feindbild der Serben in der Habsburgermonarchie während des Krieges zu kämpfen versuchte, andererseits auf dem Weg zur lange ersehnten Vereinigung aller serbisch-orthodoxen Kirchenverwaltungseinheiten in den ersten Nachkriegsjahren die Erfahrung einer großen Enttäuschung machte.

Die zweite Themengruppe widmet sich dem Jahr des 400. Reformationsjubiläums, 1917. Denn trotz Krieg und Ungewissheit wurde der runde Jahrestag der Veröffentlichung von Martin Luthers 95 Thesen auch bei den protestantischen Gemeinden in den Ländern Zentral- und Südosteuropas gefeiert. Gleichzeitig bot das Reformationsjubiläum eine gute Gelegenheit für die

Protestanten, den Kern und die Grundwerte ihrer Konfession zu reflektieren und sich auf die Hoffnungen und Handlungsmöglichkeiten für eine von protestantischer Theologie inspirierte und beeinflusste Zukunft zu konzentrieren.

Der im Band vorliegende Beitrag von Lajos Szász (Budapest) beschäftigt sich mit den lutherisch-reformierten sowie protestantisch-katholischen Verhältnissen und gemeinsame Zukunftsvisionen in Ungarn; den Blick immer auch auf Siebenbürgen gerichtet. Tanja Žigon (Ljubljana) erforscht die Geschehnisse und Veranstaltungen im „Lutherjahr" 1917 in der kleinen, aber sehr aktiven evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde in Laibach.

III. Presse und Literatur als Reflexionsräume

Während in den als Reflexion auf den Krieg entstandenen oder den Krieg und die ungewisse Zukunft thematisierenden literarischen Texten vordergründig apokalyptische Töne und pessimistische Weltuntergangsperspektiven dominierten, ließen sich in manchen literarischen, vor allem aber publizistischen Beiträgen der Zeit auch hoffnungsvollere Zukunftsvisionen wahrnehmen. Auf diese ambivalenten Szenarien gehen die Beiträge in der dritten Sektion ein: Dabei handelt es sich einerseits um mediale Raumwahrnehmungen und Debatten über neue geopolitische Lösungsmöglichkeiten, die in der damaligen Presse ihre Beachtung fanden, und andererseits um literarische Zeugnisse – von Tagebuchaufzeichnungen und Essays zu Kurzgeschichten und literarischer Fantastik –, in denen namhafte Autoren, darunter Joseph Roth, Alfred Kubin oder Miroslav Krleža, ihre Ängste, Visionen, Befürchtungen und Hoffnungen ausdrückten.

Clemens Ruthner (Dublin) führt uns vor dem Hintergrund der gesellschaftspolitischen Situation „Versuchsstationen des Weltuntergangs" vor Augen und bespricht die apokalyptischen Szenarien der deutschsprachigen Fantastik in der Literatur vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Obwohl es bei der deutschsprachigen Fantastik, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts entstand, meist um kurzlebige Konsumliteratur geht, die heute vielfach vergessen ist, greift sie, wie Ruthner anhand vieler stichhaltiger Beispiele zeigt, auf ihre Weise vorzüglich das Mach'sche Paradigma vom „unrettbaren Ich" auf und thematisiert gleichzeitig den „weltpolitischen Hintergrund der Ära, nämlich den vorläufigen Höhepunkt des bürgerlichen Imperialismus und Kapitalismus, der zum historischen Wendepunkt von 1914 und zum Untergang gleich mehrerer alter Imperien" (Ruthner) in Europa führte. Als *der* paradigmatische Weltuntergangsroman wird das einzige Prosawerk des erfolgreichen Zeichners, Malers und Buchillustrators Alfred Kubin, *Die andere Seite* aus dem Jahr 1909, präsentiert, worin die traumatische Geschichte der ersten

Hälfte des 20. Jahrhunderts besonders einleuchtend prophezeit wird. Radikal düstere Untergangsvisionen, oft verbunden mit tiefer Ambivalenz, zeigen sich aber, wie Ruthner darlegt, auch in Texten zahlreicher anderer Literaten (Karl Hans Strobl, Hanns Heinz Ewers, Franz Spund, Gustav Meyrink, Leo Perutz) und Filmemacher der Zeit (Friedrich Wilhelm Murnau). Mit ihren Werken liegt wichtiges Material vor, das uns ermöglicht, anhand jenes literarischen Ir- oder Anti-Rationalismus einen Einblick ins kollektive bzw. – mit Frederic Jameson gesprochen – politische Imaginäre zu gewinnen.

Politische Themen greift auch der österreichische Literat Joseph Roth (1894–1934) in seinen journalistischen Artikeln auf. So geht Johann Georg Lughofer (Ljubljana) auf die von Roth verfasste, viel beachtete Artikelserie „Reise durchs Heanzenland" ein, die zwischen 7. und 9. August 1919 in der Tageszeitung *Der Neue Tag* erschienen ist. Vor dem Hintergrund der unsicheren Situation direkt nach dem Ersten Weltkrieg werden sieben Beiträge Joseph Roths analysiert, in denen sich der Autor den Fragen der neuen Staatsgrenze im heutigen Burgenland zwischen Österreich und Ungarn nach dem Zerfall der Monarchie widmet. Dabei werden die tatsächlichen historischen Geschehnisse mit Roths Ansichten zur kulturellen und politischen Situation Mitte 1919 verglichen.

Der mediale Kontext wird auch im darauf folgenden Aufsatz von Anja Urekar Osvald (Maribor/Marburg an der Drau) untersucht. Die Autorin setzt sich mit Visionen, Utopien und Dystopien in der deutschen Presse der Untersteiermark auseinander: Anhand der Analyse bestimmter Texte aus der *Marburger Zeitung*, die vor dem und während des Ersten Weltkrieges entstanden sind, wird der Versuch unternommen, Ängste und Zukunftsvisionen des untersteirischen Deutschtums in jenen Umbruchzeiten zu durchleuchten. Es wird der Frage nachgegangen, wie politische Vorstellungen und Visionen in den in der Zeitung abgedruckten literarischen und publizistischen Texten reflektiert werden und welche Diskurse tonangebend sind. Dabei zeigt sich, dass die vorherrschende Idee eines Bundes mit dem Deutschen Kaiserreich unter den Deutschen in der Untersteiermark – auch wegen der strengen Zensurmaßnahmen – oft scheinbar unauffällig, in verschlüsselten Metaphern oder mit Bezugnahmen auf die germanische Mythologie, formuliert wurde. Die Vision einer Einigung mit der „Mutter Germania" zeigt sich in den meisten Texten jedoch nur als Utopie; vielmehr sind in der Zeitung, wie im Beitrag detailliert gezeigt wird, vor allem Unbehagen und Angst vor der unbestimmten Zukunft wahrzunehmen. Es zeigen sich hier enge Parallelen zwischen der Presse- und Literaturlandschaft, die gleichermaßen als modellhafte Reflexionsräume für das politische und kulturelle Selbstverständnis der Gesellschaft in jener Umbruchszeit fungieren.

Im letzten Beitrag dieser Sektion analysiert Milka Car (Zagreb), bezogen auf das Jahr 1917, Utopien und Freiheitsprojektionen bei Miroslav Krleža (1893–1981), einem „kroatischen Dichter von europäischem Rang", wie ihn Karl Markus Gauß nennt. Um Einsichten in das politische Imaginäre in der Endphase der Österreichisch-Ungarischen Monarchie sowie in die frühe Erzählpoetologie des Autors zu bekommen, wird Krležas Novellensammlung *Der kroatische Gott Mars* in ihrem diskursiven Entstehungskontext analysiert. Im Fokus stehen die narrativen Erscheinungsformen einer zukunftsorientierten revolutionären Ablehnung der Sinnlosigkeit des Krieges, insbesondere im Hinblick auf die politischen Imaginationen des jungen Krleža in der Zeit unmittelbar vor der Auflösung der Habsburgermonarchie. Milka Car, die Krležas „Antikriegsnovellen" zusammen mit seinen Tagebuchaufzeichnungen liest, entdeckt in ihnen gebrochene und grotesk-ironisch konstruierte Zukunftsvisionen, die jede utopische Perspektive unterhöhlen. Wenn Clemens Ruthner für die fantastische Literatur feststellt, dass sie vor dem fantastischen Alltag der Kriegsjahre kapituliert, so könnte auch für die meisten anderen literarischen Zeugnisse der Zeit gelten, dass sie – ob verschlüsselte und chiffrierte oder manifeste und offenkundige – Widerspiegelungen der aus den Fugen geratenen Welt sind.

Der vorliegende Band versucht mit Beispielen aus der politischen und kirchlichen Geschichte sowie deren literarischen Reflexionen die Phase des imperialen Zerfalls ab 1917 im Donau-Karpaten-Raum anhand von regionalen bzw. lokalen Phänomenen als ergebnisoffenen, von Kontingenz geprägten Prozess darzustellen. Wichtigstes Ziel dieses Unterfangens ist es, das große heuristische Potential dieses Perspektivenwechsels zu zeigen und auf diese Weise dringend nötige, vertiefte Forschungen in diesem Bereich anzuregen.

Angela Ilić, Florian Kührer-Wielach, Irena Samide, Tanja Žigon

München und Ljubljana, im Dezember 2018

Politische Konzepte und der Versuch ihrer Umsetzung

The "State of Rijeka" of the Italian National Council (23 November 1918 – 12 September 1919)

LJUBINKA TOŠEVA KARPOWICZ

Introduction

To understand Rijeka's political history, it is necessary to appreciate its position as a *corpus separatum*[1] in the Habsburg Monarchy, from 1779 until the Trianon Peace Treaty of 4 June 1920.

Visible political activities focusing on the future of the city intensified in Rijeka in 1892, when the municipal governing body – the *Rappresentanza* – rejected the candidacy of the Budapest government's nominee as the representative of Rijeka in the Hungarian Parliament and presented its own proposal. The discussion that arose resulted in the ideological articulation of the autonomist movement, later characteristic of Rijeka. The initiator, leader and ideologist of this movement was the lawyer Michelle Maylaender (1863–1911), whose secretary, Riccardo Zanella (1875–1959), later became the most renowned advocate of Rijeka's autonomy. Until the dissolution of the Dual Monarchy, political rivalry continued in the clash between two opposing options: a liberal path, implemented by the candidate of the Hungarian Liberal Party in Rijeka, and candidates of Rijeka's Autonomist Association.

The year 1905 witnessed the establishment of the Italian irredentist association „Giovine Fiume" [Young Fiume], financed by secret funds from Italy in order to carry out anti-Hungarian activities. The influence of this association grew, especially after it was banned in 1912. At the beginning of World War I, supporters of the autonomist movement were recruited by the Austro-Hungarian army, while members of „Giovine Fiume", making use of their connections previously established with the Italian consulate in Rijeka, moved to still neutral Italy. With the Italian declaration of war on the Austro-Hungarian

1 As an enclave surrounded by Croatia-Slavonia but belonging to the Kingdom of Hungary and governed directly from Pest, Rijeka enjoyed semi-autonomous status.

Empire on 24 May 1915, several people who had fled from Rijeka became volunteers in the Italian army.

Following the Armistice of Villa Giusti signed between Austria-Hungary and Italy on 3 November 1918, the volunteers from Rijeka returned home and continued the fight against the Treaty of London of 26 April 1915, especially against article 5 (note), which declared Rijeka be annexed to Croatia or Serbia.[2] Through their connections with demobilized soldiers in Italy, they turned Rijeka into the operational center for the establishment of the Fascist movement.

This article illustrates the activities of Rijeka's irredenta politicians and activists in the transitional period from 23 November 1918 until 21 September 1920, through the Italian National Council.

The Establishment of the Italian National Council and the Origins of its Activities

Scarcely any authors publishing in Serbian and Croatian on the subject of Rijeka (Fiume in Italian) and the days following the collapse of the Dual Monarchy make any mention of the conflict of responsibilities between the Croatian National Council and the Italian National Council [henceforth INC; Consiglio Nazionale Italiano] following the withdrawal of the last Hungarian governor from Rijeka (Zoltán Jekelfalussy, 1862–1945, governor from 1 August 1917–29 October 1918).[3] Italian authors, although more numerous, occasionally only mention the INC as a body whose agenda was Italian annexation of the city.[4] However, the proceedings of the work of the Italian National

2 The note to Article 5 reads: "The following Adriatic territory shall be assigned by the four Allied Powers to Croatia, Serbia and Montenegro: in the Upper Adriatic, the whole coast from the Bay of Volosca on the borders of Istria as far as the northern frontier of Dalmatia, including the coast which is at present Hungarian, and all the coast of Croatia, with the port of Fiume […]". Agreement between France, Russia, Great Britain, and Italy, Signed at London, 26 April 1915, in: Spencer C. Tucker (ed.), World War I: The Definitive Encyclopedia and Document Collection, Vol. 1: A–C. Santa Barbara 2014, p. 1882.

3 Ferdo Čulinovič: Riječka država [The State of Rijeka]. Zagreb 1953; Dragoljub R. Živojinović: Amerika, Italija i postanak Jugoslavije 1917–1919 [America, Italy and the Formation of Yugoslavia 1917–1919]. Beograd 1970; Dragoljub R. Živojinović: U potrazi za zaštitnikom. Studije o srpsko-američkim vezama 1878–1920 [In Search of a Protector. Studies in Serbian-American Relations 1878–1920]. Beograd 2010.

4 Carlo Ghisalberti: Adriatico e confine orientale dal Risorgimento alla Repubblica [The Adriatic and the Eastern Border since its Unification with the Republic]. Roma 2010; Paolo Venanzi: Italia o morte! Vicende e figure nella storia di Fiume [Italy or Death! Events and Persons in the History of Fiume]. Milano 1972, pp. 139–146; Antonella Ercolani: Da Fiume a Rijeka. Profilo storico-politico dal 1918 al 1947 [From Fiume to Rijeka. A Historical-Political Portrait from 1918 to 1947. Soveria Mannelli ²2009.

Council in Rome by the „Società di Studi Fiumani“ [Society for Fiume Studies] were published in 2014, thus making them accessible to the public.[5] The society's exclusive ownership of the proceedings meant that the work of the INC was hitherto completely unknown to researchers. It concerns, however, one very important, albeit illegal body that administered the city in the vacuum of power and performed numerous and varied tasks, the basic aim of which was the annexation of Rijeka.

According to the Italian author Paolo Venanzi, the INC was founded in the night between 16 and 17 October 1918 in a small room at the headquarters of the „Società Nautica Eneo“ ["Eneo" Nautical Society].[6] The main promoter of the council's establishment was the respected solicitor and member of the Sirius Freemasons' lodge, Salvatore Bellasich (1890–1946), who at the same time also became the council's secretary.[7]

At one of the first sessions of the INC, held on 30 November 1918, all of its members were listed, in total 223. From these members, the first Governing Board was elected. Initially, this body consisted of only seven members;[8] in November 1918 another eight were nominated, bringing it up to 15 by the end of 1918. Prior to that, the members of the INC had been the most active of Rijeka's politicians, several of them the most prominent members of the Sirius Lodge, as well as former members of the irredentist „Giovine Fiume“ association. In the subsequent months and years, they were to play a very important role. The most influential of their number were Dr. Antonio Vio Jr. (1875–1949), Andrea Ossoinack (1876–1965), Giovanni Rubinich (1876–1945) and John Stiglitz, all members of the Sirius Lodge, in addition to those from beyond its circle: Luigi Nicolich, Francesco Gilberto Corosacz (1856–1942), Gino Sirola (1885–1946) and Ugo Venuti.

Under the influence of events, especially those relating to the Armistice of Villa Giusti, Rijeka's war volunteers started to return to Rijeka and, during the first days of January 1919, a second wave of admission to the membership of the Governing Board began. In late January 1919, a further 14 were admitted, then during June 1919 another five, so that the total members had grown to 27 by mid-1919.[9] At the head of the board was its president, the medical doctor

5 I verbali del Consiglio Nazionale Italiano di Fiume e del comitato direttivo 1918–1920 [Minutes of the Italian National Council and of the Administrative Committee 1918–1920]. Roma 2014.

6 Venanzi: Italia o morte, pp. 139–146. Eneo (Rječina in Croatian) is the name of the river that flows into the Adriatic Sea at Rijeka.

7 Ibid., p. 147.

8 I Verbali del Consiglio Nazionale Italiano, Protocollo I. from 21 November 1918, pp. 19–20.

9 I Verbali, pp. 545–547.

Antonio Grossich (1849–1926), a man who had held no political roles previously. Among the members of the first Governing Board, chairmen of various branches of the "administration" were chosen, 19 of them altogether. These branches included finance, maritime affairs, the railways, the postal service, education, trade and industry, justice, procurement, municipal administration, the police, public health, cults, charity and social issues. Based on the citation of these branches, it can be concluded that the INC really did consider itself the government of the "State of Rijeka". Nevertheless, the appointment of individuals to specific departments shows that it was only a formal nomination that had no connection to their field of previous work. For example, Andrea Ossoinack, an economist and expert on maritime trade, was nominated for the railways; Attilio Prodam (1877–1957), the owner of an electrical parts shop, for maritime affairs; for trade and industry the nominee was the architect Giovanni Rubinich, and for the police there was the solicitor Antonio Vio.

In the period from 21 November 1918 to 11 December 1918, the Governing Board held twelve meetings. They were dominated by the INC's founder and the secretary of the Governing Board, Salvatore Bellasich. His speeches and the positions he took on various issues show that he was in direct contact not only with mayors of various towns in Northern Italy, but that he also had access to information of a confidential nature from public, as well as secret, sources – something that would characterise his overall political activity until the end of his life (in 1946).[10] It is interesting to note that Salvatore Bellasich was a very agile politician who during the INC's work repeatedly endeavoured to restore collaboration with the internationally best-known autonomist Riccardo Zanella. Zanella was a politician of completely opposite political persuasions, an autonomist who remained one his entire life, even in the Fascist era, and was never an (Italian) irredentist.

At the beginning of its activities, the INC, under the illusion that annexation would take place swiftly and painlessly, resolved only the local issues: supplying the population, resolving the question of foreign money in Rijeka's

10 Not much is known about Salvatore Bellasich's life or can be confirmed from written sources. The following information can be established with certainty: He studied law in Budapest, then opened a lawyer's office in Rijeka. His involvement in the Rijeka city council, especially during the war, in still shrouded in secrecy. Soon after the end of the war, he became one of the founders of the Italian National Council. He was a member of the former Giovine Fiume irredentist society, a member of the Sirius Lodge and later of the newly founded Italia nuova [New Italy] Lodge. As a member of the delegation of the INC, he met the Italian king in Trieste in November 1918, when the plan for the annexation of Rijeka to Italy was presented to the latter. After the fall of Fascism, Bellasich moved to the Repubblica di Saló and died in Italy.

Abbildung 3: Andrea Ossoinack, delegate of the Italian National Council at the peace negotiations in Paris. Ossoinack wrote below the photo (in Italian): "As a token of remembrance to my dear Aldo, president of the electoral commission, upon my election by acclamation to a representative of Rijeka in the Parliament in September 1915." Used with permission.

banks, addressing the question of goods in the warehouses, the granting of scholarships to students for schooling in Italy, and the organisation of the return of Hungarian officials to Hungary.

The local issues, however, quickly turned out to be strategic. Namely, on 28 November 1918, the commander of the occupying French troops in Rijeka asked the INC for permanent assurance of supplies for a French military base in the city. This raised alarm among the members of the INC. It became clear to them that the French were intending to set up a military base in Rijeka. Along with that, the close relationship and collaboration between French officers and the Slavic population of neighbouring Sušak (Sussak in Italian)

also worried them. Upon the request of General Auguste Charles Paul Tranié (1862–1931), on 30 November 1918 the Governing Board of the INC had to elect a commission from among its members that would represent it at the negotiations. At that time, the commission was made up of Andrea Ossoinack, Ugo Venuti and John Stiglitz. Andrea Ossoinack would begin his own kind of diplomatic career within the commission.

After the negotiations with the French commander, Ossoinack signed a protocol on 8 December 1918, according to which "the Free State of Rijeka opposes the establishment of a military base on its soil regardless of whence the suggestion comes."[11] With this act, the INC indirectly acquired the attributes of a state organisation with sovereignty in international relations and its authorised representative became a kind of diplomat. The INC translated this note into English and French, affirming itself as an internationally recognised body of authority. The same communication contained the proclamation of annexation of 30 October 1918, and the INC published a rule book of its work, which it called the Costitutizione, on 22 January 1919.[12] According to the Costituzione, the INC's activity was systemised in seven articles:

1. Until final unification with Italy is achieved, Rijeka governs itself;
2. The Italian National Council assumes state authority;
3. The Italian National Council has redirected its executive authority to the Governing Board, composed of seven members;
4. Seats in the Governing Board are to be occupied according to the proposal of the Italian National Council according to requirements;
5. The Governing Board selects its president and vice-president;
6. Delegates are responsible for the control of the functioning of the administration;
7. The internal configuration of any bodies is determined by a decision of the Governing Board, which the INC must confirm.

Although collaboration with individual Italian towns was mainly established through the activity of Salvatore Bellasich, the most important direct collaboration was with Trieste, most frequently with the newly-founded Oberdan Masonic Lodge in Trieste, which lent its support to the irredentist movement in Rijeka. The lodge was named after the Italian irredentist Guglielmo

11 For more on Andrea Ossoinack's career see: Ljubinka Toseva Karpowicz: Freemasonry, Politics and Rijeka (1785–1944). Washington 2017, pp. 179–186, 238–239.

12 I Verbali, pp. 92–93. The Italian state at the time of Fascism recognised this decree, as well as the decrees that resulted from it as the activities of a legal body. See, Legislazione di Fiume [Legislation of Fiume]. Vol. primo. Provvedimenti legislativi dei governi provvisori [Legislative Maßnahmen der provisorischen Regierungen]. Roma 1926, pp. 37–103.

Oberdan (1858–1882), who was executed by the Austrian authorities after a failed assassination attempt on Emperor Franz Joseph I (1830–1916). Representatives from Rijeka also attended the commemoration of his execution in Trieste on 20 December 1918. After the commemoration, Benito Mussolini (1883–1945) came to Rijeka for a brief visit. At the reception on the INC's premises, Mussolini spoke with the president of INC Antonio Grossich, gave a speech in the Teatro Verdi, and then visited the port and railway facilities. In his speech, he emphasised that (tsarist) Russia was to blame for the Treaty of London (1915), in which Italy was forced to renounce her rights to Rijeka. Mussolini's speech served a dual purpose: on the one hand it rejected claims – particularly those made by President Woodrow Wilson (1856–1924) – that the Treaty of London was an imperialist agreement, and on the other hand it argued that Rijeka had always been Italian with an Italian majority population and any kind of autonomy was meaningless, referring to the notion pejoratively as as a "small Republic of Rijeka" (*Repubblichetta di Fiume*).[13]

Ahead of the unforeseen difficulties which appeared daily on the road to annexation, the Governing Board of the INC began preparations for the impending peace conference.

The activities of the Italian National Council in connection to the Peace Conference in Paris up to 23 June 1919

Preparing for the peace conference, the Governing Board of the INC decided that its representative at the conference in Paris would be Riccardo Zanella, who at the same time was also the INC representative to the Italian government. However, in early 1919 Zanella informed the Governing Board that he would no longer be their representative because some of its members had ridiculed his work. Zanella's refusal forced the INC to look for other representatives for the peace conference.

The Governing Board first sent a proper delegation to Rome in order to investigate the likelihood of an impending annexation by Italy. After their return from Rome, at a meeting with the Governing Board on 22 January 1919, members of the delegation declared that annexation was just a matter of days away. At the same meeting, the number of members of the Governing Board was increased to 21. Joining it were known irredentists: right-wingers Attilio Prodam, Icilio Baccich (1879–1945) and Idone Rudan.[14]

13 Edoardo Susmel: Le giornate fiumane di Mussolini [Mussolini's Days in Fiume]. Rome 1937, p. 9.
14 I Verbali, pp. 24–26.

After Zanella's refusal, a new commission was chosen for departure to Paris. It was composed of the same people who had visited Rome in late 1918 and met Prime Minister Vittorio Emanuele Orlando (1860–1952), now also the president of the Italian delegation in Paris. The delegation consisting of Antonio Grossich, Andrea Ossoinack and Antonio Vio set off for Milan, from where, with special passports, they needed to continue. Passing through Milan at the same time, on their way to Paris, were Riccardo Zanella and Gino D'Antoni (1877–1948), the latter in his capacity as an authorised representative of the INC in Rome. They were the delegates for the conference with Italian diplomatic passports, which points to their recognition by the Italian government.

Antonio Grossich and Antonio Vio returned from Paris on 24 February 1919. However, as their report on the results of the trip is missing, it can only be concluded that they were physically present there. As a result of their stay, it is only mentioned that a memorandum with signatures would be sent to Paris, and that a commission of Americans would come to Rijeka to be convinced of its "Italianness", which could be understood as the verification of their statements. Only Andrea Ossoinack remained in Paris.

The always well-informed Salvatore Bellasich announced at the meeting of 8 March 1919 that he had received notice from Captain Orazio Pedrazzi (1889–1962) that upon the initiative of the Fascio of Patriotic Associations (Fascio Associazioni Patriotiche) the grand event For Fiume and Dalmatia (Pro Fiume e Dalmazia) would soon be held in Milan, and the following day another event entitled For Spalato and Trento-Triest (Pro Spalato e Trento-Trieste) would take place in Trieste. Bellasich suggested that Prof. Edoardo Susmel (1887–1948), who was already in Milan, represent the INC and that Bellasich himself and John Stiglitz go to Trieste.

At the end of April, Andrea Ossoinack returned to Rijeka from Paris, and at a meeting held on 28 April 1919 he gave a report on his work. In the report, he listed the media that he had notified of the annexationist vision and mentioned his meeting with President Wilson on 14 April 1919.[15] However, as a whole, the results of the work at the peace conference were not positive.

The failure of the annexation agenda and the dissatisfaction with the work of the peace conference relating to the requirements of Italy in accordance with the propositions of the Treaty of London further encouraged the activism of the *fascio* in Milan. Rijeka's volunteers also joined them. At the meeting

15 Ljubinka Toševa Karpowicz: Riječka iredenta na mirovnoj konferenciji u Parizu [Rijeka's Irredentists at the Paris Peace Conference], In: Dometi [Scopes] 9/1988, pp. 483–491.

of 19 May 1919, they asked for permission from the Governing Board to also go to Paris.[16]

In connection to their proposal, a discussion developed in which Mayor Antonio Vio had the most important say. He pointed out that the politicians around Mussolini initially supported "the Rijeka issue", and hence it was necessary to leave them to act freely at the Paris peace conference. But, he suggested that some members of the INC travel to Milan in order to make contact with some people close to Mussolini to inform them about Rijeka's opinion on the questions discussed at the peace conference, and also to let them know that Rijeka was ready to be sacrificed in order to protect "the sacred interests of Italy". He also made a proposal that Ossoinack remain in Paris.[17]

Using this suggestion, the Rijeka volunteers, Captain Giovanni "Nino" Host-Venturi (1892–1980), Lieutenant Icilio Baccich and Lieutenant Enrico Burich (1889–1965), brought Mussolini to Rijeka again on 22 May 1919. While there, Mussolini announced the Fascist Movement's agenda. The central point of the agenda was "the Rijeka question", only now it was placed within a wider context – that of the Mediterranean. The Mediterranean Sea was presented as an "Italian sea" and Rijeka as the condition for preserving safe borders on the eastern side for Italy. Mussolini emphasised that the Fascist Movement was revolutionary and against Socialist doctrines.[18] His speech in Rijeka on 22 May shows how close the ideological and organizing connection between Rijeka's volunteer movement and the Fascist movement in Milan really was.

Andrea Ossoinack stayed in Rijeka for ten days. At the INC meeting in Rijeka on 29 May, he presented a report about the discussion regarding the Rijeka question at the peace conference. As Rijeka was discussed as a free city, he posed the question whether there was any reason to further remain at the conference. The Governing Board's "strategist", Salvatore Bellasich, proposed extending Ossoinack's mandate, at the same meeting. Dr. Vio agreed with his proposal, and Andrea Ossoinack thanked them for their continued confidence in his work.

Under the burden of bad news, the Governing Board of the INC decided to set up its own army for the defence of Rijeka and contacted the Italian poet and captain Sem Benelli (1877–1949). The local fighters opposed this decision, and with a single proclamation they stood up against his appointment on 17 July and pointed out the need to employ the legion of volunteers already

16 I verbali, pp. 289–290.
17 Ibid., p. 557.
18 Ibid., pp. 323–326, 557.

established in Rijeka. At the same time, they asked that some members of the legion be admitted to the Governing Board of INC. The resolution's signatories were the secretary Itti Baccich (1872–1954, Icilio Bacchich's brother) and the president, Giovanni Host-Venturi.

At the INC meeting of 17 June 1919, with the aim of creating a credible Governing Board, admission was granted to the Fascist Riccardo Gigante (1881–1945), the autonomist Mario Blasich (1878–1945), Giovanni Host-Venturi, Enrico Burich and Itti Baccich, all future founders of the Rijeka Combat Unit (Fascio fiumano di Combattimento). With the admission of prominent members of the league of volunteers, the Governing Board became militarised. Until then, it had been composed of civilians, and the coordinated activity of individual members of the Governing Board had been achieved in cooperation with the *fascio* in Italy.

This militarisation, in other words the growing Fascist influence on the Governing Board of the INC, led to a further schism within the Rijeka political body. The conflict had a personal element, pitting Antonio Vio against Riccardo Zanella; however, in reality it had more to do with the final rift between the annexationists and the autonomists. This was discussed at the meeting on 18 June 1919. The entire time, the members of the Governing Board were opposed to Antonio Vio's resignation as mayor, and once again emphasised the intelligence and "Italianness" of Riccardo Zanella, whose derogatory remarks about Vio's work were the reason Vio proffered his resignation. Salvatore Bellasich, as well as Antonio Grossich, once again stood up in Zanella's defence. Bellasich and an *ad hoc* commission met with Zanella. Bellasich spoke about the results of their agreement on 23 June 1919. From the records it can be concluded that Zanella stressed he was only willing to take part in the work of the Governing Board if Antonio Vio and Antonio Grossich stayed away from it. It was the last attempt to unite the forces of the autonomists and the annexationists in planning the future of Rijeka.

As the government of President Vittorio Emanuele Orlando fell due to his failures at the peace conference, the liberal Francesco Saverio Nitti (1868–1953) became the new president of the government of Italy on 23 June 1919.[19] Andrea Ossoinack immediately sent a suggestion (recorded in the minutes of the meeting of 24 June) from Venice that it would be advisable that the Governing Board form a commission to send to Rome to negotiate with the newly

19 Francesco Saverio Nitti was an economist and a representative of various left-wing parties. He became president on 14 June 1919 and resigned on 15 June 1920 at the time of the greatest social turmoil in Italy, and in the midst of public discussions with D'Annunzio, who occupied Rijeka on 12 September 1919.

elected Italian government. The situation in Italy had changed, and this, together with the outcomes of the peace conference, forced the Governing Board of the INC to search for new allies.

The activity of the Italian National Council from 23 June to 12 September 1919

Relying on Ossoinack's suggestion, the Governing Board chose a delegation that would go to Rome. The members of the delegation nevertheless first waited for Ossoinack to return from Paris. At the meeting of 25 June 1919 Ossoinack gave a report about the collapse of the "Tardieu Plan", which envisaged the creation of an independent state of Rijeka.

Now it was very important to learn about the standpoint of President Nitti, and the commission of the INC immediately set off for Rome. "Commendatore" (commander) Michelle Castelli (1877–1973), an employee at the Italian consulate in Rijeka, accompanied the commission to Rome.[20] However, upon returning, the results were not favourable (as recorded at the meeting of 12 July). Antonio Grossich gave a report of the meeting with President Nitti, the poet Gabriele D'Annunzio and the socialist and known Mason of the Grand Orient Order, Leonida Bissolati (1857–1920).

During Antonio Grossich's stay in Rome, Dr. Rikard Lenac (1868–1949), as deputy of the Croatian National Council, sent a telegram from Paris to Grossich, suggesting that he declare to the Italian government that the INC agreed to the project of "Rijeka – porto franco", as a free port for the wider hinterland. Lenac was of the opinion that this proposal would deprive opponents of arguments in favour of annexation. In support of this suggestion, INC member Itti Baccich, added that a group of Hungarian citizens would soon be arriving in Rijeka asking the INC for precise information about the future of the

20 The official biographies of Castelli usually begin in 1925, when he became head of the Naples Prefecture. However, Castelli appeared in Rijeka at the meetings of the Governing Board of INC from 9 December 1918 onwards, with no mention of in what capacity. He was probably an employee (*addetto*) assigned to the Italian consulate in Rijeka. He is mentioned along with Consul Graf Carlo Caccia-Dominioni di Sillavengo (1863–1936), whose name is otherwise never mentioned in the records of the INC. Castelli was the most important person for maintaining connections with various secret groups in Rome with common interests in the Rijeka question. The most involved was a masonic body guided by the Sovereign Grand Commander of the Supreme Council Raoul Palermi (1864–1948). Under the guidance of Michelle Castelli, the Supreme Council organized a state strike against president of the State of Rijeka Riccardo Zanella on 23 March 1922. After the fall of Fascism in 1943, Castelli was convicted of having contributed to Fascism to a significant degree as a senator, but his death sentence was commuted due to old age.

port, in order for the Hungarian government to take corresponding measures. Antonio Grossich blocked any kind of decision until Castelli returned from Rome, which proved that the centre of all INC decision-making was located in Rome. Grossich's meeting with D'Annunzio on his return journey from Rome via Venice can also be interpreted this way.

Although all documentation states that the option of Rijeka' independence was discussed in Paris, the conclusion at the INC meeting on 25 June 1919 was that Ossoinack should remain in distant Paris and that Elpidio Springhetti (1886–1921) would join him there. However, on 5 August 1919 Ossoinack returned and secretly met with Salvatore Bellasich in Venice. A report of a secret nature followed, and was not attached to the minutes.

The Governing Board expressed gratitude to Ossoinack for the worthy defence and advocacy of the annexation plan and for all his work at the conference. In the meantime, Bellasich informed the French Supreme Commander in Rijeka that the INC was the legitimate governing body of Rijeka.

On 13 August, D'Antoni wrote a top-secret report relating what had happened in Paris following Ossoinack's departure. From the discussion at this meeting it can be concluded that the points of the "Tardieu Plan" for Rijeka as an independent state were specified at the peace conference. Following a discussion at the meeting of the Governing Board, a proposal by Antonio Vio was adopted. The proposal stated that D'Antoni return to Paris and work with the Italian delegation as a private individual, that Bellasich speak with Riccardo Zanella, and that general elections be arranged in Rijeka.

This was the last meeting of the INC. Measures were undertaken for consultations with D'Annunzio about the occupation of Rijeka, although there are no notes about those agreements. D'Annunzio entered Rijeka with a group of legionnaires on 12 September 1919, which signalled the end of the Italian National Council.

Conclusion

The emergence of the State of Rijeka as an internationally recognised state on the basis of the Rapallo Agreement of 12 November 1920 took a long time, but its disappearance was swift. However, the origin of its disappearance was rooted in its beginnings: the militarisation and later Fascisisation of the Italian National Council.

From its formation on 17 October 1918 to D'Annunzio's occupation of Rijeka on 12 September 1919, the Italian National Council went from being an irredentist to a pro-Fascist organisation. The decisive step in this transformation was its infiltration by military volunteers organically, ideologically and

Abbildung 4: Gabriele D'Annunzio speaks to a group of soldiers on a street in Fiume. The only civilian in the crowd listening to him is Antonio Grossich.

Archivi Alinari, Firenze, Photographer: Betti, Luigi, Image date: 15/08/1920, Place of photography Croatia, Fiume (Rijeka), Person depicted: D'Annunzio Gabriele, Collection: Fratelli Alinari Museum Collections, Florence.

organisationally connected to the growing Fascist movement and its leader in Italy. The Italian National Council became the first association to cross over from the ideology of irredentism to acceptance of Fascist ideology and organisation in practice.

Der Staat Rijeka des Italienischen Nationalrates (23. November 1918 – 16. September 1920)

(Abstract)

Ljubinka Toševa Karpowicz

Im Jahr 2014 veröffentlichte die „Società di Studi fiumani" die Protokolle der Sitzungen des Italienischen Nationalrates in Rijeka (INC) für den Zeitraum vom 23. November 1918 bis zum 16. September 1920. Dank dieser Publikation ist die früher unbekannte politische Geschichte Rijekas zwischen dem vom Königreich Italien und Österreich-Ungarn am 3. Dezember 1918 unter-

zeichneten Waffenstillstand und der Selbstauflösung des INC infolge der Verkündung der italienischen Regentschaft am Quarnero (Kvarner) durch Gabriele D'Annunzio am 8. September 1920 für die Forschung zugänglich geworden.

Der INC wurde in der Nacht des 16. Oktober 1918 auf Initiative des hoch angesehenen Anwalts und Freimaurers (ein Mitglied der Sirius-Loge) Salvatore Bellasich heimlich gegründet. Am 30. Oktober 1918 rief der INC den Staat Fiume aus – auf der Grundlage der Verlautbarung von Rijekas letztem Repräsentanten im Parlament in Budapest, Andrea Ossoinack (ebenfalls Mitglied der Sirius-Loge), vom 18. Oktober 1918. Der INC war es auch, der später verkündete, dass der „Staat Fiume" von Italien annektiert worden sei.

Die veröffentlichten Protokolle zeigen, dass der INC eine beträchtliche Menge an Arbeit geleistet hatte, ohne die die Annexion des „Freistaats" Fiume durch das Königreich Italien am 27. Januar 1924 nicht hätte vollzogen werden können.

Der INC führte mit informeller Unterstützung der italienischen Gesandtschaft in Rijeka (die erstmals in der Sitzung am 8. Dezember 1918 präsent war), eine Reihe von Maßnahmen durch: Ein Großteil der ethnisch ungarischen Beamten, die auf Regierungsstellen beschäftigt waren (Post, Banken, Seeverkehrsämter, Eisenbahn) wurden ausgewiesen; man versuchte eine eigene Geld- und Wirtschaftspolitik zu entwickeln, und man schickte Vertreter zur Friedenskonferenz in Paris sowie nach Triest und Venedig, um den Marsch von D'Annunzio auf Rijeka zu verhandeln. In diesem Aufsatz werden die Aktivitäten des INC nachvollzogen und in den größeren Kontext der Phase nach dem Ersten Weltkrieg eingeordnet.

National Identity and its Role in State Building: the Example of the Hutsul Republic

NATALIYA NECHAYEVA-YURIYCHUK

The turn of the 20th century was marked by numerous events that impacted the world in profound ways. It was a time of political tensions and aspirations of territorial expansion; the first decades of the 1900s signalled a complicated time both for nations and for their rulers. From this period, there emerged several examples of nation-building processes, while at the same time the challenge of completing that process for political leaders and nations could be observed. One of the most noteworthy of these challenges was the plethora of state-building and nation-building processes throughout the Ukrainian lands.[1]

Prior to World War I, the territories inhabited by Ukrainians were divided between the Austro-Hungarian and Russian empires. This division influenced the national aspirations of Ukrainians in both states. At that time, the national politics of the two empires had a lot in common but differed on a few central issues, especially concerning the basic rights accorded to national groups, such as the possibility to read and write any documents, newspapers, administrative texts and other types of literature, including fiction and poetry, in their native language or to obtain education in their native tongue. For example, after the inclusion of Ukrainian lands in the Tsardom of Muscovy (Moskovskoye Tsarstvo in Russian) and later the Russian Empire, the national policy toward them was built on curbing all manifestations of the Ukrainian spirit, which was seen as the manifestation of Khmel'nychchyna (named after Ukrainian Het'man Bohdan Khmel'nyts'kii, who headed a revolt within the Polish-Lithuanian Commonwealth in 1648–1657, leading to the creation of a Cossack Hetmanate in the Ukrainian lands) or Mazepynshchyna (named after

1 In the present article, the term "Ukrainian lands" refers to the geographical entities that have been historically inhabited by Ukrainians and belong to the Ukrainian state today. Hence, the formulations "Ukrainian lands" and "lands/territories inhabited by Ukrainians" will be used interchangeably.

18th-century Ukrainian Het'man Ivan Mazepa, who considered Ukraine to be separate from the Russian Empire). For representatives of the Russian administration, the Ukrainian spirit meant the will not only to autonomy or independence from the Russian Empire, but also the drive for retaining the native language, culture and traditions. For example, in his Valuev Circular, Count Pyotr Valuev (1815–1890) wrote of "separatist moods hostile to Russia and disastrous for Little Russia [the official name for the Ukrainian lands in the Russian Empire – N.N.-Y.]".[2] The desired result of Russian policies was the assimilation of Ukrainians, using all possible mechanisms including culture, economy, politics and of course religion. The most remarkable events in the process of curbing Ukrainian national spirit and blocking the possibility of further developing Ukrainian culture and science were the abovementioned Valuev Circular of 18 July 1863 and the Ems Decree of May 1876 (Emskiy ukaz in Russian). The Valuev Circular restricted the use of the Ukrainian language:

> […] the Censorship Administration could "license for publication only such books in this language that belong to the realm of fine literature; at the same time, the authorization of books in Little Russian with either spiritual content or intended generally for primary mass reading should be ceased."[3]

It should be pointed out that the document presented the necessity of the circular as a wish of the Ukrainian population of the Russian Empire:

> "[…] instruction in all schools is to be conducted in the all-Russian language [contemporary Russian – N. N.-Y.] without exception and […] schools in the Little Russian language are not allowed at all; […]. Violation of this has been perceived by the majority of the Little Russians [Ukrainians – N.N.-Y.] with indignation […]. They […] argue that […] their dialect, which is used by the ordinary people, is the same as the Russian language, only corrupted by Polish influence […]."[4]

2 Павло-Роберт Магочій [Paul R. Magocsi]: Україна. Історія її земель та народів [A History of Ukraine. The Land and Its People]. Uzhhorod 2012, p. 357.

3 Andrii Danylenko: The Ukrainian Bible and the Valuev Circular of July 18, 1863. In: Acta Slavica Iaponica 28 (2010), pp. 1–21, here: p. 1.

4 Magocsi: A History of Ukraine [Ukrainian edition], p. 357: "[…] навчання в усіх без винятку училищах проводиться загальноруською мовою і вживання в училищах малоруської мови ніде не допущено; […] порушення цього питання сприйнято більшістю малоросіян з обуренням. Вони […] доводять, що […] наріччя їхнє, яке вживається простолюдом, є тією самою російською мовою , тільки зіпсованою впливом на неї Польщі […]."

The imposed restrictions did not stop the development of a national movement in the Russian part of Ukraine. They reached instead quite the opposite effect: the second part of the 19th century was full of bright figures in Ukrainian literature and art, among them Lesya Ukrainka (1871–1913), the writer Mykhailo Kotsiubynskii, the actress Maria Zankovetska (1854–1934), and the composer and conductor Mykola Lysenko (1842–1912). However, the next step of restrictions aiming to block an autonomous Ukrainian future soon followed. In May 1876, the Ems Decree was signed by Russian tsar Alexander II (1818–1881) during his stay at the resort town of Ems (today Bad Ems) in Germany.[5] The main goal of that decree was to destroy the basis for the further development of Ukrainian culture and language:

> The Ems Ukaz extended [the already imposed restrictions] to the publication of belles lettres in Ukrainian, the importation of Ukrainian-language books, and public readings and stage performances in the language. The prohibition even extended to education – a major contributing factor to the low rate of literacy among Ukrainians (only 13 percent in 1897).[6]

> The Ems Decree "also prohibited giving performances in Ukrainian, holding concerts with Ukrainian songs and recitations". […]. The Ems Decree was responsible "for prohibiting the activities of Hromadas [Ukrainian associations – N.N.-Y.], the closure of the scientific centre of Ukrainophilism – the South-Western Department of the Russian Geographical Society in Kyiv – and of […] the newspaper "Kyiv Telegraph" and the harassment of professors at Kyiv University."[7]

With those decrees, the tsarist regime displayed its attitude toward Ukrainian aspirations of autonomy, preserving the national language, culture and, most important of all, national identity. If we are to be able to imagine the life of ordinary Ukrainians in Russian Empire in the late 19th and early 20th centuries, we must also consider serfdom; it was only abolished in 1861, in most cases

5 Magocsi: A History of Ukraine [Ukrainian edition], p. 358.

6 Lubomyr A. Hajda et al.: Ukraine under direct imperial Russian rule. In: Encyclopaedia Britannica, <https://www.britannica.com/place/Ukraine/Ukraine-under-direct-imperial-Russian-rule#ref404490>, 21 January 2019.

7 В. Сарбей [V. Sarbei]: Емський акт 1876 [The Ems Decree of 1876]. In: Малий словник історії України [Small Dictionary of the History of Ukraine]. Kyyiv 1997, p. 145: Згідно Емського указу "заборонялося також давати українські вистави, влаштовувати концерти українських пісень і декламацій." Емський указ був причиною "заборони будь-якої діяльності громад, закриття наукового осередку тодішнього українофільства – Південно-Західного відді Російського географічного товариства, […] газети 'Киевский телеграф', до утисків професорів Київського університету."

impacting negatively on peasants. Despite the manifestations of Russian colonialism, Ukrainian intellectuals continued their work for Ukraine (often underground). The result was the creation of the first Ukrainian political parties, the development of the Ukrainian national movement and the start of the Ukrainian revolution in 1917, one of the results of which was the creation of a Ukrainian state that included most parts of the Ukrainian lands from both empires. The latter can be considered a new breath for state-building processes in Ukraine, significantly influencing the further national aspirations of Ukrainians.

Ruthenians/Ukrainians in the Austro-Hungarian Empire

In the Austrian Empire, the policy concerning national groups on its territory was adjusted following the events of the "Spring of Nations" in 1848. One of the most crucial changes for peoples living there was the Austro-Hungarian Compromise of 1867 establishing the Austro-Hungarian Empire. In the Dual Monarchy, policies concerning national groups were different in the two parts of the empire. The Ukrainian lands were also divided between these two halves, and what was then Transcarpathia (Zakarpattya in Ukrainian) came under Hungarian jurisdiction. It is necessary to point out that the events of 1848 and 1867 considerably influenced the development of the national movement in Transcarpathia. The "Spring of Nations" awakened the national aspirations of Ukrainians, which was more visible in Galicia (Halychyna in Ukrainian) and less so in Bukovina and Transcarpathia. The activities of the political and civic activist Adolf Dobriansky (1817–1901) and Greek-Catholic priest and poet Alexander Dukhnovich (1803–1865) influenced the mentality of the Transcarpathian Ukrainians and contributed to the development of a national movement in the region. However, Dukhnovych's death and Dobriansky's emigration led to the weakening of the "Transcarpathian Rusyns' national movement".[8]

The name of the people group also needs clarifying. Until the early 20th century, Ukrainians as a national (or ethnic) group had different names according to which state their historical lands belonged. In the Austro-Hungarian Empire, the historical title of the group was used – Rusyns/Ruthenians. This has its roots in the Kievan Rus and was used mainly by Ukrainians across the Ukrainian lands before Tsar Peter I (1672–1725) changed the name of his state to the Russian Empire in 1721. The latter can be explained by

8 Magocsi: A History of Ukraine [Ukrainian edition], p. 357, 440.

different arguments, the most relevant for the present article being Peter I's desire to establish the historical continuity of the state from ancient times all the way to himself. This rendered it necessary for Ukrainians to search for a new self-description for their nation, which provoked a number of political and cultural collisions that are still present in the political life of contemporary Ukraine and its surrounding states, especially Russia.

The term Ruthenian, which was also used as a form of self-description by Ukrainians in the Austro-Hungarian Empire, was employed by Austrian and Hungarian officials in their communication and official activity with that ethnic group. After the Compromise of 1867, in 1868 the new Law on the Equality of Rights of Nationalities was adopted in the Hungarian parliament. That law had a negative influence on the national movements of all non-Hungarian nationalities in the Hungarian part of the empire. Equality before the law meant that "all citizens of Hungary […] constitute a single nation, an undivided and united Hungarian nation, of which every citizen […] is an equal member". The consequences for the Ukrainian part of society were predictable: all rights granted by law to the representatives of the Hungarian nation were only available to those who accepted Hungarian identity. This signalled the activation of the assimilation process for the previously multinational society. The process of assimilation included the cultural, linguistic, educational and political spheres. In 1873, the Hungarian Ministry of Religion and Public Education made an attempt to order the bishop of Mukachevo to introduce the Latin script instead of Cyrillic in parish schools. The majority of bishops were against such policies and the Hungarian authorities were forced to retreat on this issue.[9]

The forced assimilation process gained new impetus in the first decade of the 20th century, just before World War I. Through the laws on education from 1907 and 1909, the best church schools were transformed into state ones, and the state obliged the school teachers to teach in Hungarian. Ruthenian schools, where at least 20 percent of parents or children wished to study in Hungarian, were transformed into so-called "mixed" schools, which were in fact Hungarian.[10] The Ruthenians/Ukrainians living in the Hungarian part of the Austro-Hungarian Empire were not satisfied with the situation. As the Ukrainian civic, cultural and political activist Vikentii Shandor wrote,

9 Володимир Мороз [Volodymyr Moroz]): Nem tudom: за кулісами обурення Угорщини українською мовою в освіті [I don't know. Behind the Hungarian Outrage at Ukrainian Language Education], <http://tyzhden.ua/History/201775>, 1 August 2018.

10 Ibid.

"Carpathian Ukrainians had no reasons to remain faithful to Hungary".[11] He observed the

> magyarization of the village names even in the region where there was practically no Magyar speaking population; the magyarization of family names was in many cases the expression of sincere loyalty but it was later extended by governmental pressure in order to manifest the Magyar character of the state to the world.[12]

The impossibility of survival for both the Austro-Hungarian and Russian Empires, where Ukrainians had lived for centuries, became obvious during World War I. The unsatisfactory situation of the Ukrainians prompted them to fight for their national statehood. The idea of independence became popular with different nations during World War I, and Ukrainians were no exception to the rule. In 1915, the Ukrainian political activist and future Head of the Parliament of Carpathian Ukraine (October 1938–March 1939), Avhustyn Shtefan (1877–1944/1945), stated in his conversation with Ukrainian political activists in Vienna, "[…] we want to unite all Ukrainian lands with their mother, the Kyyivan Rus' in one state […]. United Ukraine (Soborna Ukraiina in Ukrainian) we'll proclaim later".[13] As the representative of Transcarpathian Ukrainians, Shtefan advocated the state-building approach, which was reflected in subsequent events in Transcarpathia, in particular in the village of Yasinia (Ясіня in Ukrainian) in 1918. The Russian revolution of 1917 opened a new page in history not only for the Russian Empire but also for all the people who lived in it. It generated further revolutionary events in different locations, including Kiev. The Ukrainian revolution began in March 1917, and in the November of the same year the Ukrainian People's Republic was proclaimed by the Ukrainian Central Council (Ukrayins'ka Tsentral'na Rada in

11 Вікентій Шандор [Vikentii Shandor)]: Закарпаття: Історично правний нарис від IX ст. до 1920 [Transcarpathia. Historical Legal Essay from the 9th Century to 1920]. New York 1992, p. 187: "Карпатські українці не мали причини залишатися вірними Мадярщині."

12 Ibid., p. 188.

13 Микола Вегеш, Ірина Люба Горват [Mykola Vehesh, Irina Liuba Horvat]: До питання про історію виникнення і діяльність Гуцульської Республіки [About the History of the Origin and the Activity of the Hutsul Republic], In: Ірина Люба Хорват, Анастасія Вегеш [Irina Liuba Horvat, Anastasia Vehesh] (eds.): Румунсько-українські відносини. Історія та сучасність [Romanian-Ukrainian Relations. Past and Present]. Satu Mare, Cluj-Napoca 2016, pp. 91–100, here: pp. 91–92: "Ми хочемо з'єднання всіх українських земель до матері, до Київської Русі в одну державу […]. Соборну Україну проголосимо, коли на те прийде час."

Ukrainian). That was the signal for Ukrainians all over the world that the process of national state-building had begun.

At first sight, the state of affairs in the Austro-Hungarian Empire looked more stable than in the Russian Empire. However, the situation was very complicated: the disintegration process had already begun, and Ukrainians became active participants in it. The last attempt to save the empire was undertaken by Emperor Charles (Karl) I (1887–1922, emperor 1916–1918) on 16 October 1918 through the publication of the People's Manifesto, in which he suggested creating a federative state for all the nationalities living in Austria. Emperor Charles stressed:

> Since I ascended the throne, I have constantly endeavoured to achieve for all my peoples the peace they long for […]. In accordance with the will of its peoples, Austria is to become a federal state in which each nationality shall form its own polity on the territory on which it lives […].[14]

The Manifesto was promulgated too late. The historical contradictions and territorial claims of different political players had become part of everyday life. "The autumn of 1918 brought the collapse of the Quadruple Alliance".[15] In September 1918 Ukrainians living in the Austro-Hungarian Empire (foremost in Galicia) began preparing to take power in the region. Through the establishment of People's Councils, Ukrainians tried to implement their right for national self-determination, which was guaranteed by Woodrow Wilson's 14 points. On 9 November 1918, the West Ukrainian People's Republic was proclaimed, almost a year after the proclamation of the Ukrainian People's Republic in the east. The main aim of Ukrainian politicians in Western Ukrainian lands was to unite with the Ukrainian People's Republic. But immediately after the declaration of the national state, Ukrainians were forced to start fighting for its existence. Formally (as it was declared) the territory of the West Ukrainian People's Republic included such lands as Galicia, Bukovina and Transcarpathia.

The situation concerning the government of the Republic was extremely complicated. It was forced to fight on several fronts. As a result, the territories that had proclaimed themselves to be part of the West Ukrainian People's Republic had to defend themselves from external enemies. For example, the

14 Martin Mutschlechner: "To My faithful Austrian peoples" – Emperor Karl's manifesto, <http://ww1.habsburger.net/en/chapters/my-faithful-austrian-peoples-emperor-karls-manifesto>, 7 July 2018.

15 Aliaksandr Piahanau: Hungarian War Aims During WWI: Between Expansionism and Separatism, In: Central European Papers 2 (2014), pp. 95–107, here: p. 105,

central republican authorities declared unity with Transcarpathia, but they did not have a clear plan for the region's integration into the West Ukrainian People's Republic.[16] Thus the republican government was not able to control them all, let alone provide the necessary military, financial and other forms of support to those territorial entities that tried to unite with the West Ukrainian People's Republic and dreamt of a united Ukraine.

In Search of Independence

Since the disintegration of the Austro-Hungarian Empire was impossible to halt, the Hungarian part began a new page in its national history. On 16 November 1918, the Republic of Hungary was proclaimed.[17] Even at the initial stage, this process was complicated by internal contradictions (in particular, national ones), and the Ruthenian/Ukrainian question was low on the agenda. Concerning Transcarpathia, it must be stressed that the specific feature of the region was (and still is) the multinational composition of its population. Ukrainians, Hungarians, Romanians, Czechs, Slovaks, Jews and other nationalities felt the pressing issue of to which state they belonged soon after the collapse of the Austro-Hungarian Empire. Ukrainian Transcarpathia became the subject of political struggle and military confrontation between Ruthenians/Ukrainians, Hungarians and Romanians. In the political realm, Czechoslovakia (which appeared on the political map on 28 October 1918) also expressed its claims to Transcarpathia and eventually received it. And although Transcarpathia was formally part of Hungary after the collapse of the empire, the de facto struggle between Ruthenians/Ukrainians, Hungarians and Romanians had already intensified there. Yasinia, a village in the Carpathian Mountains where mainly Ukrainian Hutsuls (hutsuly in Ukrainian) lived, became a hotspot. Hutsul is an ethnographic term for Ukrainian highlanders inhabiting the Carpathian Mountains. There are numerous historical theories of their origin and a number of different myths about them.[18] The Austrian scholars Raimund Friedrich Kaindl

16 Олександр Пагіря [Oleksandr Pahiria]: ЗУНР і національно-визвольний рух на Закарпатті у 1918–1919 рр. [ZUNR and the National Liberation Movement in Transcarpathia in 1918–1919], <https://zakarpattya.net.ua/News/186696-ZUNR-i-natsionalno-vyzvolnyi-rukh-na-Zakarpatti-u-1918-1919-rr>, 6 February 2019.

17 Martin Mutschlechner: The disintegration of the Habsburg Monarchy – Part II: The situation in Vienna and Budapest, <http://ww1.habsburger.net/en/chapters/disintegration-habsburg-monarchy-part-ii-situation-vienna-and-budapest>, 6 July 2018.

18 Marko R. Stech: Ukrainian highlanders. Hutsuls, Boikos, and Lemkos, <https://www.unian.info/society/62526-ukrainian-highlanders-hutsuls-boikos-and-lemkos.html>, 6 February 2019.

(1866–1930) and Martin Pollack are among those who have studied the history and cultural traditions of the Hutsuls thoroughly.[19]

The steps toward independence were achieved in different ways. First of all, the "Union of the Oppressed Peoples of Europe" was organised on 26 October 1918. This was a political organization, a Central European union, with Thomas Masaryk (Tomáš Masaryk in Czech, 1850–1937),[20] the future president of Czechoslovakia, as its chairman. The main idea of the organization was the promotion of self-determination of the oppressed people of Europe, and Ruthenians/Ukrainians were among them. The American Ruthenian Council was accepted into the Central European Union on 23 October 1918.[21] The question of participation of Transcarpathian Rusyns in this organisation deserves further research, but it is clear that the political activity of American Ruthenians at the beginning of the previous century was extremely intense and had certain political consequences.[22]

At the beginning of the 20th century, the main problem not only for Transcarpathian Ruthenians, but for Ukrainians in general was the absence of a single common view of the future, including the state-building process. That became obvious through the events in Transcarpathia. The so-called Peoples' Councils played a central role in the national liberation movement. In early November 1918 the larger part of the People's Councils supported the idea of uniting Transcarpathia with Ukraine. One of the first requests was presented by the Liubovnia Rus'ka People's Council (Любовлянська Руська Народна Рада in Ukrainian, in the town of Stará Ľubovňa in present-day Slovakia): "The Ruthenian people living on both sides of the Carpathian Mountains from the Danube, Poprad to the Tisa, will unite with the Kievan Ukrainian State."[23]

19 Р. Ф. Кайндль [Raimund Friedrich Kaindl]: Гуцули [The Hutsuls]. Chernivtsi 2000; М. Поллак [Martin Pollack]: До Галичини. Про хасидів, гуцулів, поляків і русинів. Уявна мандрівка зниклим світом Східної Галичини та Буковини [To Galicia. On Chassidim, Hutsuls, Poles and Ruthenes. An Imaginary Journey through the Lost World of East Galicia and Bukovina]. Chernivtsi 2017.

20 cheider: A Declaration of Independence for the Oppressed: The Mid-European Union at Independence Hall, <https://steemit.com/explore1918/@cheider/a-declaration-of-independence-for-the-oppressed-the-mid-european-union-at-independence-hall>, 6 July 2018.

21 Ален Панов [Alen Panov]: Американські русини, Томаш Масарик та уряд Сполучених Штатів Америки як ключові гравці дипломатично-правового процесу у визначенні статусу Закарпаття після Першої світової війни [American Ruthenians, Tomaš Masaryk and the Government of the United States of America as the Key Players of Diplomatic and Legal Process determining the Status of Transcarpathia after World War I], <http://nbuv.gov.ua/UJRN/Nvuuist_2011_27_21>, 7 February 2019.

22 Ibid.

23 Pahiria: ZUNR and the National Liberation Movement: "Руський народ живучи по обох сторонах Карпат від Дунаю, Попраду по Тису, об'єднується з Київською Українською державою."

Hungary tried to dampen Transcarpathian Ukrainians'/Ruthenians' excitement about living in a united Ukraine. The state authorities used all possible mechanisms to this end, including taking advantage of the Russophile views of part of the Ukrainian population in the region. An open attempt to keep Ukrainian Transcarpathia within Hungary was made on 9 November 1918. The Council of Ruthenians of Hungary (Ugrorusskii in Russian) gathered in Uzhhorod (Ungvár in Hungarian),[24] headed by the priest Symeon Sabov (1863–1929), a Greek Catholic by religion and a Russophile by political orientation. Members of the Council were mainly pro-Hungarian people who saw the future of Ruthenians/Ukrainians within the Hungarian state, and decided on the common future of Ruthenians (Ugro-Rus people) in Hungary as their ancestral homeland and the requirements for securing all rights of non-Hungarians to the Ruthenians.[25]

The attempt to keep Transcarpathia within the framework of the Hungarian state also found another incarnation. In November 1918, the process of preparing the new Law on the Autonomy of the Ruthenian Nation Living in Hungary began through propaganda among the population. The Ruthenians/Ukrainians were promised certain legal rights and on 21 December 1918 the new law was adopted. It was published on 25 December 1918.[26]

The law regulated the political-legal status of Ruthenians/Ukrainians in Transcarpathia:

> The Ruthenian Nation that lives within Hungary has the full right of self-determination in the areas of internal administration, legislation, public schools and education, its national culture, the practice and teaching of religion, and language use […].[27]

The legislative authorities of the so-called "Ruthenian State" were the Ministry of the Ruthenian State and the State Provincial Government.[28] This law was practically the first attempt by the Hungarian state to create a new kind of

24 Vikentii Shandor: Historical Legal Essay, p. 188.

25 Ibid.

26 Богдан Ринажевський [Bohdan Rynarzhevskii]: Становлення національної державності в Закарпатті (1918–1939 pp.) [The Establishment of National Statehood in Transcarpathia (1918–1939)]. Doctoral dissertation at Ivan Franko National University of Lviv 2004, p. 8.

27 Закон Угорського парламенту про автономію "Руської країни" в рамках Угорщини (25 грудня 1918 р.) [Law of the Hungarian State on the Autonomy of the Ruthenians living in Hungary (25 December 1918)], <http://textbooks.net.ua/content/view/1083/17/>, 8 July 2018: "Руській Нації, що живе в рамках Мадярщини, належить повне право на самовизначення в ділянках внутрішньої адміністрації, законодавства, публічного шкільництва й навчання, її народної культури, практикування і навчання релігії та вживання мови […]."

28 Ibid.

relationship between Budapest and the Ruthenians/Ukrainians. But the memory of national, religious and language oppression was still alive and large parts of the Ruthenian population did not trust the Hungarian government and Hungarian law. The Ukrainian population of Transcarpathia did not wish to return to the Hungarian policy of national oppression. Political discussions about the future of the region took place not only at home but also abroad. While Hungary launched attempts to preserve Transcarpathia within Hungary, Transcarpathian emigrants in the USA consolidated efforts to find the best political future for the region.

On 12 November 1918, the international conference of Ruthenian immigrants began in Scranton, Pennsylvania. The American Ruthenian Council brought up the question of the future of Transcarpathia. 1,113 delegates took part at the conference. The majority of these delegates supported the idea of uniting Transcarpathia with Czechoslovakia (732 – 66.42 per cent), a smaller number with Ukraine (320 – 28.13 per cent). Joining Russia was the preference of 10 (0.9 per cent), Hungary 9 (0.8 per cent) and 27 (2.43 per cent) were in favour of total sovereignty.[29] At the same time, the situation inside Transcarpathia looked different than among the immigrants in the USA. As far as it can be established, the population of the region was split up according to different attitudes concerning further national and state development. Bombarded by competing visions of Ukrainian liberation on the territory of both former empires, the Ukrainians of Transcarpathia turned their focus toward the Ukrainian People's Republic. The revolutionary events in Kiev, later in Lviv and other big cities in Ukraine, demonstrated the increasing influence of people's councils. As mentioned above, the first Ruthenian People's Council was formed in the village of Stara Liubovnia in Transcarpathia on 8 November 1918.[30] Peasants started the process of self-organization and created local authorities to solve different problems. Thus, councils gained legal influence with a clear status and with a wide range of powers. In the case of Stara Liubovnia, the council declared its preference for joining Ukraine but in late December 1918 the Liubovnia People's Council moved to Priashiv (Prešov in present-day Slovakia) and on 7 January 1919 adopted a resolution for uniting with Czechoslovakia.[31]

29 Panov: American Ruthenians, Tomaš Masaryk and the Government of the United States of America.
30 Rynarzhevskii: The Establishment of National Statehood in Transcarpathia, p. 8.
31 Pahiria: ZUNR and the National Liberation Movement.

The Hutsul Republic

The split in Ukrainian society was conditioned by the previous development of Ukrainian lands, its division between different states and the strong desire of Ukrainian people to build their own nation state. The visions of this future state varied, but the principle idea was mainly shared: to gain the right to solve current civic and state-building problems by themselves. The brightest example of the local implementation of that principle was the Hutsul Republic. The developments in the Carpathian village of Yasinia became a remarkable event in the history of the struggle for Ukrainian independence.

What complicated matters was that at the end of the war the soldiers returned home and some of them looked for food and other commodities by marauding and pillaging. People in the villages were afraid of them and searched for ways to defend themselves. The population of Yasinia tried to put up its own defence against robberies and to preserve possibilities of further development of the region in spite of the complicated political situation. In early November 1918, a militia comprising around eighty members was organised in Yasinia. As the most senior ranking officer, Stepan Klochurak (1895–1980) was invited to manage the Hutsul people's self-defence.[32]

On 8 November 1918 a demonstration was held by thousands of peasants from Yasinia and the surrounding villages. The aim was simple: to organise protection from the robberies committed by bands of soldiers. The Ukrainian People's Council was elected by vote. The participants of the demonstration also elected Stepan Klochurak as head of the council.[33]

Stepan Klochurak was born in 1895 in Chorna Tysa close to Yasinia in a wealthy peasant family. He attended Hungarian elementary school in Yasinia, grammar school in Uzhhorod and Sygit (today Sighetu Marmației in Romania). When he was 18, he was mobilised into the Austro-Hungarian army and soon afterwards he was sent to the Russian front. In June 1916, Klochurak was wounded and treated for about one year in Košice (in the present-day Slovak Republic) and Budapest, after which he returned to the regular army in 1917.[34] At that time his military unit was moved to Prague, where Klochurak first read

32 Петро Стерчо [Petro Stercho]: Степан Клочурак (1895–1980) (У першу річницю смерти міністра оборони Карпатської України) [Stepan Klochurak (1895–1980) (On the First Anniversary of the Death of the Minister of Defence of Carpathian Ukraine], In: Свобода. Український щоденник [Liberty. Ukrainian Daily], 17 March 1981, Nr. 50, <http://www.svoboda-news.com/arxiv/pdf/1981/Svoboda-1981-050.pdf>, 7 February 2019.

33 Pahiria: ZUNR and the National Liberation Movement.

34 Клочурак Степан Степанович [Klochurak Stepan Stepanovych], < http://1939.in.ua/deputati-sojmu-karpatskoyi-ukrayini/klochurak-stepan-stepanovich/>, 27 July 2018.

Ivan Kotliarevsky's (1769–1838) "Eneiida", Taras Shevchenko's (1814–1861) "Kobzar" and other writings by famous Ukrainian poets and writers including Ivan Franko (1856–1916) and Lesya Ukrainka (1871–1913). Those books changed his vision of the world and he even brought them to his native village of Yasinia.[35] They most likely influenced his consciousness and his self-identification. At the same time, he continued to study and in 1918 he graduated at the legal academy in Sygit.[36]

Klochurak was in Prague when World War I ended. On 28 October 1918, he was a witness to the proclamation of the independent Czechoslovak Republic and soon after that he travelled home via Budapest.[37] Klochurak was very concerned about the future of Yasinia and of the Hutsuls of Transcarpathia, so he initiated a general meeting of the population of Yasinia (which resulted in the abovementioned demonstration), with people from neighbouring settlements also attending. In his speech of 8 November 1918, Klochurak stressed:

> All of us have one aim – to unite with our blood brothers – Ukrainians, to unite with Ukraine. But to be sure I put the question to the vote: "He who is for a union with Ukraine, let him raise his hand!"[38]

His proposal was supported unanimously. During the meeting the regional council which served as a parliament was elected. Upon Klochurak's initiative it was named the Ukrainian People's Council in Yasinia. In the literature of the time it was also known as the Hutsul People's Council. The council comprised not only Ukrainians but also representatives of national minorities (two Hungarians and two Jews, for example). The total number of its members amounted to 42[39] and its official language was Ukrainian. Immediately after the meeting, Klochurak went to Stanislaviv (today's Ivano-Frankivs'k) together with his colleague Ivan Klympush to inform Sydir Holubovych (1873–1938) – the prime minister of the West Ukrainian People's Republic – about the decisions taken at the Yasinia meeting. The prime minister of the Republic welcomed the Hutsuls' initiative but due to the prevailing international situation and its weak

35 Stercho: Stepan Klochurak.

36 Павло Роберт Магочій [Paul R. Magocsi]: Клочурак Степан [Klochurak Stepan]. In: Енциклопедія історії та культури карпатських русинів [Encyclopaedia of the History and Culture of the Carpathian Ruthenians]. Uzhhorod 2010, pp. 339–340, here: p. 340.

37 Stercho: Stepan Klochurak.

38 Богдан Ринажевський [Bohdan Rynarzhevskii]: Гуцульська республіка 1918–1919 рр. та її правовий статус [The Hutsul Republic of 1918–1919 and its Legal Status], <http://radnuk.info/home/24727---1918-1919-------o.html>, 25 July 2018: "Хто є за возз'єднання з Україною – хай піднесе руку!"

39 Ibid.

position the West Ukrainian People's Republic could not provide the military aid desired. It was at war with a number of neighbouring states who laid their claims to Ukrainian lands. At the same time, Klochurak became a member of a new propaganda department in the West Ukrainian People's Republic, the main aim of which was to distribute textbooks, newspapers, magazines, scientific literature and fiction in the region.

During the first session, the council established the highest executive authority, Holovna Uprava. 12 members of Holovna Uprava were charged with creating new state commissions. The heads of those commissions had to report to the executive authority. The public administration of the Hutsul Republic was carried out in such spheres as military and external relations, internal affairs, education, trade, the economy, food etc. The work in the food commission was one of the most difficult tasks, because the Hutsul Republic received provisions in exchange for wood from Ukraine. All other boundaries were closed for the new "state".

The Hungarian government was worried by the events unfolding in Transcarpathia (mainly in Hutsul'shchyna) and created the "Ministry for Ruthenians" headed by Orest Sabov (1867–1939/1944). That ministry worked on a bill concerning the coexistence of Ruthenians (or Ukrainians) with Hungarians in Hungary. On 10 December 1918, the Ministry convened a meeting in which 500 Ruthenians participated. In his speech, Klochurak opposed the bill proposed by the government and the majority of the delegates supported him. Thus, they rejected the government's proposal and decided to convene a new council in Maramuresh. It took place on 18 December 1918 and Klochurak became a member of the Maramuresh Ruthenian (Ukrainian) People's Council.

The situation in the Hutsul Republic was beyond complicated. First of all, the Hungarian authorities did not give up on regaining control over the region. On 22 December 1918, a Hungarian gendarme battalion entered the village. From that day until 6 January 1919, Yasinia was occupied by 620 Hungarian troops[40] and the Hutsul People's Council lost it legal status. Under such conditions, Klochurak developed a plan whereby the Hutsul Republic would secede to the West Ukrainian Peoples' Republic, working together with Kolomyia district commandant V. Bemko. On the night between 7 and 8 January 1919,

40 Ігор Сюндюков [Ihor Siundiukov]: Гарячий листопад у долі Закарпаття [A Hot November in the Destiny of Transcarpathia], In: День [Day] 21–22 December 2012, Історія та "Я" [History and I], p. 11.

Ukrainian rebels took Yasinia, 500 soldiers were captured,[41] and the Hutsul Council regained all power in the village. It should be noted that the night of rebellion was Orthodox Christmas and the Hungarian troops did not expect such activity from the Ukrainian side. That was probably one of the main reasons for a more or less peaceful change of authority in the village.

Under difficult circumstances, the Hutsul Republic organised its own military forces (around one thousand servicemen), managed internal affairs and tried to accelerate its union with the West Ukrainian People's Republic and the Ukrainian People's Republic. The idea behind setting up military forces was not only to protect Yasinia from invaders, but also to drive away the Hungarian troops from the surrounding villages. On 13 January 1919, Ukrainian military forces began an offensive along the Yasinia-Sygit railroad. Within days, all Ukrainian settlements were liberated, and the new administrations were settled there. They began the implementation of social policy, aimed mainly at providing support for the impoverished population. On 16 January, the city of Sygit was also taken by Ukrainian troops but Romanian troops did not allow them to maintain power in the region. Eventually, the Ukrainian forces had to leave Sygit.[42]

Despite of the military defeat in Sygit, on 21 January 1919 a nationwide meeting was organised in Khust (also spelled Chust, in present-day Ukraine), where the unification of Transcarpathia with the West Ukrainian People's Republic was proclaimed once again.[43] In fact, it did not become a reality. The West Ukrainian People's Republic tried to assist with some military and provision assistance, but it had to fight against Poland for its own survival. The Ukrainian People's Republic had to fight against numeral opponents and enemies and as history proved, it was not able to survive on the political map of Europe. Thus, the Hutsul Republic was left to itself. For almost half a year, the leaders of the Hutsul Republic tried to manage its internal affairs to maintain independence. But the military confrontation between Ukrainians, Romanians and Hungarians in early 1919 led to the fall of the Republic in June. The majority of its leaders were arrested by Romanian military forces. For the next five months, the Yasinia Hutsul Republic held out in the

41 Володимир Піпаш [Volodymyr Pipash]: Гуцульська республіка – унікальна сторінка державотворення [The Hutsul Republic – A Unique Example of State-Building], In: Голос України [Voice of Ukraine] 24, 11 February 2009, p. 13.

42 Ibid.

43 А.Кущинський (A.Kushchynskii): Гуцульська республіка 1918 року [The Hutsul Republic of 1918], In: Самостійна Україна [Independent Ukraine] (February 1966), p. 22.

mountains.[44] In summer 1920, the Czechoslovak administration established control over the region.

Conclusion

In the late 19th and the early 20th century, the desire of Ukrainians in different empires to build their own state intensified. World War I opened up new possibilities for all the hitherto oppressed peoples of Central and Eastern Europe, who began the processes of national state-building. In the same way, Ukrainians living in different empires understood that they had more in common than differences. However, the general political situation did not favour Ukrainian independence. Various attempts to proclaim Ukrainian authority in different corners of the empires were undertaken and Transcarpathia can be considered one of the classic examples of this.

The creation and further development of the Hutsul Republic was historically conditioned by the aggressive policy of the empires to which the Ukrainian lands belonged. The desire to live peacefully in a state of their own found its echo in the peaceful rebellion at the beginning of January 1919, when Ukrainian peasants took authority in Yasinia without open battles. Under difficult political and military circumstances, Ukrainian peasants managed the situation in their region peacefully and carefully. They demonstrated the example of direct democracy by electing their main authorities and invested them with the power to solve their urgent needs. The Ukrainian People's Council in Yasinia united people of different nationalities from the earliest days of its existence. All of them had one common idea – to manage their own life without oppression – the most painful forms of which concerned language, religion and security. That is probably why one of the first steps the new authorities took was to organise militia to protect inhabitants during wartime. Under complicated military circumstances, the new administration under the leadership of Stepan Klochurak rather successfully managed important directions in state affairs which allowed the Hutsul Republic to stand until June 1919. After the fall of the Hutsul Republic, he remained one of the Ukrainian

44 А. Королько, Я. Павлючок [A. Korolko, Y. Pavliuchok]: Гуцульська Республіка 1918–1919 рр. До питання організації "січневого зриву" і становлення української влади на Закарпатській Гуцульщині [The Hutsul Republic of 1918–1919: On the Question of Organisation of the "January Collapse" and the Formation of the Ukrainian Authority in Transcarpathian Hutsulshchyna], <http://shron1.chtyvo.org.ua/Korolko_Andrii/Hutsulska_Respublika_19181919_rr_Do_pytannia_orhanizatsii_sichsichne_zryvu_i_stanovlennia_ukrainskoi.pdf>, 1 August 2018.

national leaders abroad who did much to unite all Ukrainian lands in independent Ukraine.

An important factor influencing both internal and external relations of Yasinia's public administration was the vector of national development. The Hutsul Republic positioned itself as a Ukrainian state. The majority of its population identified as Hutsuls and considered themselves Ukrainians. Their main desire was to unite with Ukraine, but due to the political interests and the military superiority of the surrounding states, this could not be realised either in 1918 or in 1919.

Die Rolle der nationalen Identität bei der Staatenbildung am Beispiel der Huzulischen Republik

(Abstract)

Nataliya Nechayeva-Yuriychuk

Zahlreiche politische Auseinandersetzungen der heutigen Zeit drehen sich um Fragen nationaler Identität. Ähnliche Prozesse fanden auch am Anfang des 20. Jahrhunderts statt, als multinationale Reiche zusammenbrachen und aus ihnen neue Nationalstaaten entstanden. Am Beispiel der Huzulischen Republik soll in diesem Aufsatz die Rolle der nationalen Identität für den Prozess der Staatenbildung untersucht werden.

Bis zum Ersten Weltkrieg waren die von Ukrainern bewohnten Gebiete zwischen Österreich-Ungarn und dem Russischen Reich aufgeteilt. Im österreichisch-ungarischen Teil der ukrainischen Gebiete lag Transkarpatien (ukr. Zakarpattia), eine Region, die bis heute multinational geprägt ist: Die Bevölkerung setzt sich unter anderem aus Ukrainern, Ungarn, Rumänen, Tschechen, Slowaken und Juden zusammen. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches kam die Frage auf, zu welchem Staat die Region gehören sollte.

Am 8. November 1918 rief Stepan Klochurak, aus Sorge um die Zukunft Jassinjas und der in den Bergländern lebenden Huzulen Transkarpatiens, eine Versammlung der Bevölkerung Jassinjas und der angrenzenden Gebiete ein. Sein Vorschlag einer Vereinigung mit der Ukraine wurde einstimmig angenommen. Bei der Versammlung wurde ein Gebietsrat gewählt, der als Parlament fungierte. In der zeitgenössischen Literatur ist er als Rat des Huzulischen Volkes präsent.

Die neu gegründete Huzulische Republik stellte unter schwierigen Bedingungen ein eigenes Militär (mit rund tausend Soldaten) auf, regelte innere

Angelegenheiten und versuchte, die Vereinigung mit der Westukrainischen Volksrepublik und der Ukrainischen Volksrepublik zu beschleunigen. Die militärischen Auseinandersetzungen führten Anfang 1919 zum Sturz der Republik. Ihre Führer wurden vom rumänischen Militär verhaftet. Doch während der folgenden fünf Monate bezog die „Huzulische Republik Jassinja" Stellungen in den Bergen. Im Sommer 1920 schließlich übernahm die tschechoslowakische Verwaltung die Kontrolle über die Region.

Der entscheidende Faktor, der die inneren wie äußeren Beziehungen der jassinjischen Volksregierung beeinflusste, war die Frage der nationalen Identität. Der Großteil der Bevölkerung der Republik definierte sich als ukrainische Huzulen. Ihr größter Wunsch war, sich mit der Ukraine zu vereinigen – ein Wunsch, der am Anfang des 20. Jahrhunderts nicht erfüllt werden konnte.

Die „Republik von Labin“ von 1921. Utopie einer Arbeiterbewegung

TULLIO VORANO

Mit „Republik von Labin“ (1921) wird der bekannteste Streik in einer langen Reihe von Arbeitsniederlegungen seitens der Labiner Bergleute bezeichnet.[1] Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als das Bergwerk unter österreichischer Verwaltung stand, hatte es gewerkschaftliche Aktivitäten und Streiks gegeben. So fanden in den Jahren 1861 und 1878 Protestkundgebungen der Minenarbeiter mit weitreichenden Forderungen an die Bergewerksdirektion statt. 1883 wurde der erste Streik organisiert, dem im Lauf der Jahre etliche weitere folgen sollten.[2]

Während sich die Minenarbeiter bis zum Jahr 1900 meist darauf beschränkten, eine Erhöhung der Löhne sowie die Reduzierung der täglichen Arbeitszeit auf acht Stunden pro Tag zu verlangen, stellten sie in den folgenden Jahren zunehmend auch politische Forderungen. So pochten sie zum Beispiel auf das Recht, autonom einen Vertreter des Verwaltungsrats der Konfraternität[3] zu wählen, die Kontrolle über die gesammelten Gelder für den Bau der kleinen

1 Zum ersten Mal erscheint der Begriff „Republik von Labin“ wohl 1927 in der slowenischen Zeitung Življenje in svet [Das Leben und die Welt], in einem Artikel, der von einem Teilnehmer des Streiks anonym geschrieben wurde. Šestletnica labinske republike. Kurijozna zgodovina istrskega delavskega upora 1.1921 [Sechster Jahrestag der Republik von Labin. Die außergewöhnliche Geschichte des istrischen Arbeiterwiderstandes 1.1921]. In: Življenje in svet, 26.3.1921, S. 322–325.

2 So wurden Streiks 1890 (01.05.–05.05.); 1896 (21.02.–02.03.); 1900 (22.03.–02.04. sowie 19.04.–22.06.); 1901 (21.05.–23.05.); 1902 (25.04.–28.05.); 1904 (17.05.–24.05.); 1906 (16.03.–17.07.); 1910 (10.05.–12.11.) und 1918 (30.01.–05.02) organisiert. Renato Martinčić, Tullio Vorano: Prilozi poznavanju štrajkova labinskih rudara [Beiträge zur Erkenntnis der Streiks der Bergbauarbeiter Labins]. In: Tullio Vorano, Josip Hrvatin (Hgg.): Radnički pokret Labinštine 1921–1941 sa širim osvrtom na Istru [Die Arbeiterbewegung der Region Labin 1921–1941 mit einem breiteren Bezug auf Istrien]. Labin, Rijeka 1981, S. 29–45.

3 Die confraternità fungierte wie eine Gewerkschaft oder Bruderlade. Mittels der von den Bergleuten bezahlten Mitgliedsbeiträge wurden diese und ihre Familien für den Fall von Krankheit oder Tod versichert.

Kirche St. Barbara in Krapan (it. Carpano) zu erhalten und sich mit anderen Arbeitervereinigungen auf österreichischem Staatsgebiet zusammenzuschließen. In diesem Zusammenhang lässt sich beobachten, wie die Arbeiterschaft zunehmend an Reife und Geschlossenheit gewann, insbesondere nach der Gründung ihrer Bergarbeiterföderation im Jahr 1904.[4]

Die Bergwerke im Gebiet von Labin

Die Kohlevorkommen in Istrien haben sich vermutlich im Zuge der Sedimentation von Flora und Fauna vor ungefähr hundert Millionen Jahren gebildet. Das reichste Kohlebecken befindet sich im Gebiet rund um Labin (it. Albona, dt. veraltet Tüberg), wo bisher schätzungsweise 40 Millionen Tonnen Kohle gefördert wurden. Diese Kohle wird, obwohl sie aufgrund ihres Alters eigentlich in die Kategorie der Braunkohle gehört, ihrer Merkmale wegen der Steinkohle zugeordnet. Von tiefem, glänzenden Schwarz und langanhaltender Flamme enthält sie bei einem Brennwert von 25.000 bis 31.000 kJ pro Tonne (6–7.000 cal/kg) 65–75 Prozent Karbon und 7–8 Prozent Schwefel.

Offenbar gehörte Filippo Veranzi mit einigen Teilhabern zu den ersten, denen der venezianische Rat der Zehn 1626 die Bergbaubewilligung im Gebiet von Krapan erteilte, auch wenn der Abbau erst im Jahr 1785 begann, nachdem mit der Zuckerfabrik in Rijeka (it. Fiume) der erste feste Abnehmer gefunden war. Zu dieser Zeit förderten um die vierzig Bergleute etwas mehr als 500 Tonnen Kohle pro Jahr. 1830 betrieb die Bergwerksgesellschaft Adriatische Steinkohlen-Gewerkschaft in Dalmatien und Istrien in Krapan bereits drei Minen: „Porta vecchia“, „Porta nuova“ und „Salamon“. Dank der Erfindung der Dampfmaschine und der fortschreitenden Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte die Montanindustrie einen beachtlichen Aufschwung verzeichnen. 1879 eröffnete die Wolfsegg-Traunthal Kohlenwerks AG die Mine von Vinež (it. Vines). 1881 wurden die Labiner Minen unter einem Dach vereint, als die Trifailer Kohlenwerks-Gesellschaft mit Sitz in Wien die Gruben von Krapan-Vinež erwarb, zu denen wenige Jahre später noch die Zeche in Štrmac (it. Stermazio) hinzukam. Zu dieser Zeit förderten mehr als tausend Bergleute bereits über 90.000 Tonnen Kohle pro Jahr.

Anfangs rekrutierten sich die Grubenarbeiter aus der lokalen Bevölkerung, während die Experten aus dem Ausland kamen. Unter österreichischer Verwaltung zog das Kohlerevier von Labin viele arbeitssuchende Slowenen aus Idrija (dt./it. Idria) und Görz (sl. Gorica, it. Gorizia) sowie Italiener aus dem

4 Martinčić, Vorano: Prilozi.

Belluno an, zudem – wenn auch in geringerer Zahl – Tschechen, Slowaken, Ungarn und Polen.

Die Vorzeichen

Durch den Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie nach Ende des Ersten Weltkrieges und aufgrund des Geheimvertrags von London 1915 wurde Istrien 1918 vom italienischen Heer besetzt. Die darauffolgende Phase politischer Instabilität fand erst mit dem vom Königreich Italien und vom Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen unterzeichneten Vertrag von Rapallo vom 12. November 1920 ihr Ende. Für die Bergleute war der Machtwechsel von Österreich zu Italien keineswegs vorteilhaft. Die mehrheitlich kroatische Bevölkerung hatte gehofft, dass Labin in das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen eingegliedert würde, und brachte ihre Enttäuschung und Verbitterung öffentlich zum Ausdruck. Die Änderungen durch die italienische Bergbauverwaltung, die die Anzahl der jährlichen Feiertage von 24 auf 12 reduzierte und gleichzeitig größere Fördermengen von den Bergleuten erwartete, wurden nicht positiv angenommen. Zudem machte die galoppierende Inflation in Italien den Lohn der Bergleute zunichte. Daher unterzeichnete die Bergarbeiterföderation von Krapan am 29. Januar 1920 im Namen der Aufseher eine Petition mit klaren Forderungen.[5] Wegen der Inflation wurde eine Lohnerhöhung um 220 Prozent pro neunstündigem Arbeitstag sowie die doppelte Vergütung von Überstunden verlangt. Die vom Ingenieur Friedmann und dem Präsidenten der Gesellschaft Guido Segre (1881–1945) geleitete Direktionszentrale in Triest (it. Trieste, sl. Trst) war bereit, mit den Bergleuten zu verhandeln und den Lohn um 20 Prozent zu erhöhen, jedoch unter der Bedingung, dass sie im Gegenzug die Fördermenge erhöhten. Als Kuriosität sei am Rande bemerkt, dass zu dieser Zeit noch Baron Giuseppe Lazzarini (1872–1956) aus Labin als Vermittler zwischen den Arbeitern und der Direktion auftrat.[6]

5 Aufbewahrt im Narodni muzej Labin [Nationalmuseum Labin; i. F.: NML], Sammlung der Arbeiterbewegung, Schrank II, Fach: Radnički pokret [Arbeiterbewegung], 30/I2182.

6 NML, Brief von Guido Segro an Lazzarini vom 28.1.1920, 4/I-2156. Die Familie Lazzarini zog von Italien nach Labin und wurde ab 1825 mit der Adelsfamilie Battiala durch Heirat verbunden. Giuseppe war zu Beginn des Jahrhunderts Sympathisant des Sozialismus und verteidigte die Interessen der Bergleute. Im Jahr 1902 war er einer der Gründer der Föderation der Bergarbeiter – Bergarbeiter-Gewerkschaft – in Labin. Später wandte er sich politisch nach rechts, war Bürgermeister von Labin und auch Präsident der Istrischen Provinz. Lazzarini stand Mussolini nahe und emigrierte nach dem Krieg nach Italien. Er starb in Rom.

In einem zweiten Gesuch vom 4. Februar 1920 wurde angeführt, dass alle Beschäftigten im Untertagebau wegen der fortschreitenden Inflation eine reale Lohnsenkung um 128 Prozent im Vergleich zu den Vorkriegsjahren hatten hinnehmen müssen,[7] weshalb eine Lohnerhöhung um 25 Prozent und eine zusätzliche Erhöhung um 200 Prozent als Teuerungszulage verlangt wurde. Die Verhandlungen zwischen den Arbeitern und der Direktion führten zu keinem Erfolg, weshalb die Minenarbeiter am 13. April 1920 in Streik traten.[8] Die nachfolgenden Verhandlungen erwiesen sich als langwierig und schwierig, da die Direktion kaum zu Zugeständnissen bereit war.

Vom 6. bis 8. September 1920 traten die Labiner Bergleute erneut in Streik, diesmal als Zeichen der Solidarität mit den Arbeitern von Julisch Venetien, die die Abschaffung des herrschenden Regimes und der von ihm verhängten außerordentlichen Maßnahmen wie Ausgangssperre oder Zensur verlangten.[9] Sehr aufschlussreich diesbezüglich ist die folgende Nachricht des Zivilkommissars von Mitterburg (kro. Pazin, it. Pisino), Edoardo Galli, die am 6. September telefonisch an die Kommandantur der königlichen Carabinieri von Labin übermittelt wurde: „Bezug auf Telegramm 980/2, Bitte um maximale Verstärkung der Wachen, um zu verhindern, dass Arbeiter Gelegenheit nutzen und Minen besetzen, und um Vorkehrungen zur ausreichenden Bewachung der zugehörigen Sprengstofflager, um jeglichen Anschlag zu vermeiden."[10]

Bereits 1920 also war die Zeit offenbar reif für eine mögliche Besetzung der Bergwerksanlagen seitens der Arbeiter. Die Befürchtungen Gallis, der bestens mit der lokalen politischen Situation vertraut war, sollten sich allerdings erst einige Monate später bewahrheiten. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass besagter Streik im September 1920 nicht von der örtlichen Bergarbeiterföderation, sondern von der Sektion der Sozialistischen Partei in Labin initiiert wurde.

Die Jahreswende 1920/21 läutete in Labin bewegte Zeiten ein. Schon während der ersten Stadtratssitzung am 7. Januar 1921 wurde der kommissarische

7 Državni arhiv Pazin [i. F.: DAPA; Staatsarchiv Pazin], DAPA 453, Bestand: Civilni komesarijat Pazin [Zivilkommissariat Pazin], Akte 1, Memoriale, f 1.

8 DAPA, f 1, Phonogramm der Carabinieri von Pisino vom 13.4.1920, geschickt an Kommissar Galli.

9 DAPA, f 1, Phonogramm von Oberleutnant Gario vom 7.9.1920, geschickt an das Zivilkommissariat von Pazin.

10 DAPA, f 1, Phonogramm Galli: „Riferimento telegramma 980/2 pregasi disporre massima vigilanza per impedire che operai miniere approfittino occasione sciopero per presa possesso miniere et provvedere che depositi esplosivi ivi appartenenti miniere siano efficacemente sorvegliati in modo evitare qualsiasi attentato."

Präfekt von Labin, Giovanni Battista Vinditti, aufs Heftigste von seinen Gegnern – allen voran Dr. Valente Lucas – attackiert, da er eine beachtliche Summe an Geldern aus der Gemeindekasse (34.000 Lire) für ein rückblickend nutzloses Projekt zur städtischen Wasserversorgung und Beleuchtung verschwendet hatte.[11] Ein Jahr zuvor, im Februar 1920, hatte der *podestà* (Bürgermeister) Dr. Antonio Furlani seinen Rücktritt erklärt,[12] und einige Stadträte waren seinem Beispiel gefolgt, weshalb die Amtsgeschäfte eben jenem aus Ancona stammenden Vinditti übertragen worden waren, der sich der Aufgabe jedoch nicht gewachsen zeigte. Galli, der bei der zweiten Stadtratssitzung am 14. Januar anwesend war, stellte Vindittis Amtsführung vom ersten Moment an ein schlechtes Zeugnis aus: Er hielt ihn für unfähig, Labin zu verwalten, und legte seinem Vorgesetzten, dem Generalzivilkommissar von Julisch Venetien, Gastone Mosconi, daher nahe, Vinditti durch eine geeignetere Person zu ersetzen.[13] Drei Monate später, am 9. April, musste Vinditti seinen Hut nehmen und Labin verlassen.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Februar wurden in Sveta Nedelja (it. Santa Domenica d'Albona) vier relativ einfache Sprengsätze gelegt, von denen jedoch nur drei detonierten und dabei materielle Schäden anrichteten.[14] Die Carabinieri vermuteten hinter den Explosionen die Minenarbeiter von Štrmac, die solcherart im Vorfeld der Feierlichkeiten zur Angliederung Istriens an Italien die lokalen Unterstützer der italienischen Regierung einschüchtern wollten. Ungeachtet dessen jedoch wurde das Dekret zur Angliederung am 20. Februar 1921 in Labin verlesen. Zusätzlich verstärkt wurden die Spannungen noch durch die anberaumten Wahlen, die vom von dieser organisatorischen Aufgabe offensichtlich überforderten Vinditti denkbar schlecht durchgeführt wurden.

Auch in den Bergwerken (zu dieser Zeit waren jene von Krapan, Vinež und Štrmac in Betrieb) kam es zu Spannungen. Die Direktion war höchst unzufrieden mit dem aus ihrer Sicht schwachen Ertrag: Sie verlangte, dass das durchschnittliche Fördergewicht pro Wagen, das bereits auf 600 kg gestiegen war, bei mindestens 730 kg liegen müsse.[15] Schuld an dieser schlechten Ausbeute seien, so stellten es Vertreter der ungefähr 1.900 Beschäftigte umfassenden Belegschaft fest, die dünnen Flöze gewesen. Die Direktion hielt dem entgegen, dass das Ergebnis selbst dort, wo die Flöze mächtiger waren, keineswegs besser ausfallen sei.

11 DAPA, f 2, Sitzungsprotokoll.
12 DAPA, f 5, Briefmanuskript.
13 DAPA, f 2, Brief vom 15.01.1921.
14 DAPA, f 2, Bericht der Kommandantur von Labin: Sprengstoffattentat in S. Domenica.
15 NML, Notiz der Bergwerksdirektion, 9/I-2961.

Der 2. Februar, Mariä Lichtmess, galt den Bergleuten seit jeher als ein traditioneller Feiertag von besonderer Bedeutung. Licht ermöglichte nicht nur die Arbeit in der Finsternis der Stollen, sondern versinnbildlichte gleichzeitig die einzige Verbindung mit der Außenwelt, gleichsam als einzige Quelle der Hoffnung. Dass die neue italienische Administration die Regelungen der österreichischen Vorgängerregierung aufgehoben und die Hälfte der Feiertage – darunter auch Mariä Lichtmess – gestrichen hatte, war den Bergleuten bekannt; trotzdem erschienen sie am 2. Februar nicht zu ihrer Schicht.[16] Da sie der Arbeit ungerechtfertigt fernblieben, war es der Direktion durch den neuen, von der italienischen Regierung abgeschlossenen Arbeitsvertrag erlaubt, den Grubenarbeitern die Auszahlung ihrer Förderprämie für den gesamten Monat zu verweigern. Die Direktion ließ die Belegschaft wissen, dass sie von diesem Recht Gebrauch machen würde, erklärte sich jedoch bereit, darauf zu verzichten, wenn die Minenarbeiter zukünftig die Vorgabe von 730 Kilogramm pro Wagen akzeptieren würden.[17] Umgehend wurde unter Leitung von Giovanni Pippan (1894–1933) – dem jungen und ehrgeizigen neuen Sekretär der Bergarbeiterföderation – ein Arbeiterkomitee gegründet, um diese Frage zu diskutieren. Pippan war fest entschlossen, die von seinen Vorgängern Pavle Bucich und Giuseppe Cumicich in den letzten zwei Dekaden unter österreichischer Herrschaft erkämpften gewerkschaftlichen Errungenschaften bestmöglich zugunsten der Arbeiterschaft zu nutzen. Die entsprechenden Verhandlungen wurden für den 26. Februar in Krapan festgesetzt. An jenem Tag schickte die Bergwerksgesellschaft Direktor Oberbergrat Ferdinand Backhaus, Vizedirektor Tomatis sowie die Ingenieure Persoglio, Holik und Herzog als Repräsentanten, während die Position der Belegschaft von Pippan, Negri und sechs weiteren Arbeitern vertreten wurde.[18] Die Bergleute brachten vor, dass ihnen der Arbeitsvertrag von 1919 erlaube, am 2. und 9. Februar, zwei althergebrachten religiösen Feiertagen, der Arbeit fernzubleiben, und dass die Vorgabe von 730 Kilogramm je Förderwagen nirgends vertraglich fixiert sei. Ihrer Meinung nach hatten selbst im ungünstigsten Fall wenigstens jene 200 Arbeiter, die am 2. Februar zur Arbeit erschienen waren, ein Anrecht auf die monatliche Förderprämie. Die Direktion war diesbezüglich zu keiner Zusage bereit und riet den Bergleuten stattdessen, direkt mit der Generaldirektion in Triest zu verhandeln. Zumindest jedoch vereinbarten die beiden Abordnungen, gemeinsam am 4. und 5. März vor Ort in der Mine zu

16 NML, Brief der Direktion an die Bergarbeiterföderation, 32/I-2184.
17 Ebenda.
18 NML, Protokoll vom 26.2.1921, von der Direktion in Carpano an die Generaldirektion in Triest geschickt, 15/I-2167.

überprüfen, inwieweit die Möglichkeit bestand, die Förderwagen mit 730 Kilogramm zu beladen.

Der Streikverlauf

Am 2. März allerdings schickte Direktor Backhaus einen Brief an die Generaldirektion in Triest, in dem er unter anderem schrieb:

> Wir depeschierten Ihnen heute, dass bei uns Streik um 12 h Mittwoch ausgebrochen ist, welcher über Veranlassung des Sekretärs Pippan durchgeführt wird. An dem Ausstand nehmen vorläufig alle Arbeiter teil und es findet zur Stunde noch eine Versammlung der Arbeiter in Vines am Schachtplatz statt. Die Angestellten wurden von ihrer Gruppe der Föderation ebenfalls aufgefordert nach Vines zu kommen.

Und weiter:

> Die Föderation hat wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Ereignisse in Triest den Streik angeordnet und werden wir (sic!) nach Beendigung der Versammlung über deren Verlauf wieder berichten. Sekretär Pippan wurde gestern oder vorgestern in Pisino verprügelt, hat ein blaues Auge und leitet trotzdem die Versammlung. Im Augenblick wird gemeldet, dass sowohl Pippan, Macillis, Bicich und der Lokomotivführer Paranzan in der Versammlung gesprochen haben, als Grund des Streikes die Zerstörung der Camera del lavoro [Arbeiterkammer] in Triest angaben, und schliesslich die Menge aufforderten heute und morgen früh nach Albona zu ziehen.

Er schloss mit den Worten: „Da das Kanzleipersonal fehlt, so müssen wir selbst den Bericht schreiben", und dem traditionellen Bergarbeitergruß „Glückauf".[19]

Ebenfalls am 2. März bestätigte Carlo Gario, Oberleutnant der Carabinieri von Albona, Kommissar Galli mittels Phonogramm die oben genannten Nachrichten, wobei er hinzufügte, dass sich bei der Kundgebung in Labin etwa 600 Personen mit roten Fahnen befanden.[20] Die Kundgebung verlief friedlich, und für den folgenden Tag war für 9 Uhr eine weitere in Vinež angesetzt. Gario schlug vor, die Sprengstofflager durch das Militär bewachen zu lassen, woraufhin Galli unverzüglich das Kommando des Polizeikorps von Triest aufforderte, sofort 150 Carabinieri nach Labin zu entsenden.[21] Zuvor

19 NML, Brief, 34/I-2186. Original auf Deutsch.
20 DAPA, f 2, Phonogramm.
21 DAPA, f 2, vertrauliche Mitteilung 12/18.

smo pričakovali tekom dneva vojaških ojačenj. Zjasti iz Pulja. Zato smo vse dohode čez Rašo utrdili z minami. Ob 10. uri nam je bilo sporočeno iz Barbana, da prihajajo iz Pulja večji vojaški oddelki z oklopnimi avtomobili in stroj-

Ozemlje »labinske republike«.

dicami. S popolno hladnokrvnostjo smo postali nasproti dvesto s puškami in bombami oboroženih mož. Okrog 11. ure smo trčili na Raši z vojaštvom. Že zjutraj smo bili razstrelili most čez Rašo, tako, da se je morala vojska na obrežju ustaviti. Poveljnik vojske se je silno začudil, ko je videl pred seboj pravo pravcato fronto; brž čas je mislil, da je vse skupaj le šala ali brezpomemben dogodek. Sporočili smo mu, da moramo s silo preprečiti vsak vhod na rudniško ozemlje, da imamo v oblasti vso upravo in da smo podminirali celotno ozemlje.

Vojska je kapitulirala pred uporniki.

Presenečena ob taki odločnosti uporni-kov, sta izjavila poveljnik vojske in podprefekt iz Pazina, da se nista prišla vojskovat, temveč pogajat.

Uporniki smo jima dovolili, da sta prekoračila mejo in se v našem spremstvu napotila v naš glavni stan.

Tekom dneva so prispeli iz Trsta tudi zastopniki rudnikov, nakar so se na Vinesu pričela pogajanja. Uporniki so odločno vztrajali pri svoji zahtevi, da se jim izroči rudniško ozemlje v popolno oblast.

Po dolgem pogajanju so zastopniki oblastev in rudnikov sprejeli vse zahteve rudarskih zastopnikov.

Po pogodbi, ki so jo podpisali zastopniki italijanskih oblasti in lastniki rudnikov na eni strani, zastopniki rudarjev pa na drugi strani, je vsa oblast na rudniškem ozemlju z rudniki in z vsem rudniškim inventarjem vred, kakor tudi z velikimi zalogami premoga na Stalijah prešla v popolno last upornikov.

Po zmagi.

Ko smo dosegli vse, kar smo zahtevali in še več, kakor smo se nadejali, so se jeli duhovi zopet pomirjevati. Morali smo misliti na delo. Drugega dne smo

Pogled na Labin.

Abbildung 5: Die slowenische illustrierte Wochenzeitung Življenje in svet [Das Leben und die Welt], Nr. 12 am 26. März 1927 veröffentliche einen Text mit dem Titel „o Labinskoj republici" [Über die Republik von Labin], S. 322–325. Hier ist Seite 322 abgebildet, mit einer Karte, die das zu Labin gehörende Territorium zeigt.

hatte er bereits einen ähnlich lautenden Befehl an die Kommandantur der Carabinieri von Pazin geschickt.

Am nächsten Tag, dem 3. März, stufte der Generalzivilkommissar von Triest, Mosconi, informiert durch einen führenden Angestellten der Mine, die Situation in Labin offenbar als ernst ein, da er an Galli telegraphierte: „Arbeiter sollen Mine besetzt, Rote Garde postiert, Fahnen geschwungen, Barrikaden errichtet haben, wohl mit Bomben bewaffnet, drohen Sprengstoffdepots anzuzünden".[22] Er ermahnte Galli, größte Vorsicht walten zu lassen, sich mit der Militärbehörde abzustimmen, um der Situation mit den geeigneten Kräften zu begegnen, und – falls nötig – zusätzliche Verstärkung anzufordern. Außerdem legte er ihm nahe, sich umgehend vor Ort zu begeben. Er selbst schickte einen Polizeibeamten sowie zwei Panzer nach Labin. Galli wiederum bat Gario via Telegramm, mit seinen Truppen dafür zu sorgen, dass „die Minenschächte vor jedem Handstreich der Streikenden geschützt blieben".[23]

Tatsächlich spielten sich am 3. März turbulente Szenen ab: Nachdem sich die Nachricht verbreitet hatte, dass zwei Lastwagen voller Faschisten in Labin angekommen seien, strömten um die tausend Streikende mit Stöcken bewaffnet auf den Rathausplatz der Stadt. Als sie niemanden vorfanden, verwüsteten sie aus Enttäuschung das italienische Lesekabinett sowie zwei Wohnungen von Italienern und verprügelten Salvatore Gremignani, einen ehemaligen freiwilligen Unterstützer von Gabriele D'Annunzios (1863–1938) Herrschaft in Rijeka. Auch drei Carabinieri trugen Verletzungen davon. Umgehend wurden aus Pazin 60 Soldaten und ein Offizier sowie der Kommandant der Carabinieri, Russo, nach Labin beordert.[24]

Am 4. März fand eine lange Versammlung mit lebhaften Diskussionen statt, an der die Vertreter der Arbeiterschaft, einige Bergwerksingenieure, Hauptmann Russo und Zivilkommissar Galli teilnahmen.[25] Am Ende der Zusammenkunft ließen sich die Streikenden zwar darauf ein, von politischen Forderungen abzusehen, auf wirtschaftlicher Ebene sollte der Arbeitskampf jedoch fortgeführt werden, um eine bessere Entlohnung für das Beladen der Loren zu erreichen. In einer weiteren Versammlung am Abend würden sie entscheiden, ob sie die Arbeit in den Minen erneut aufnähmen.

22 "Operai avrebbero occupato miniere, istituite guardie rosse, innalzate bandiere, fatto sbarramenti, sarebbero armati di bombe, minaccerebbero far fuoco contro depositi esplosivi." DAPA, f 2, Mitteilung 053/2070.

23 "[…] i pozzi delle miniere di Carpano siano protetti da ogni colpo di mano dagli scioperanti." DAPA, f 2, Phonogramm.

24 DAPA, f 2, Telegramm 12/2.

25 DAPA, f 2, vertrauliche Mitteilung 12/5.

Die Bergleute beschlossen, die Arbeit nicht erneut aufzunehmen, und verlangten darüber hinaus die Auflösung des Stadtrats von Labin. Noch am selben Abend kündigte Russo Galli per Telegramm an, dass sich die Situation am nächsten Tag normalisieren werde – die öffentlichen Dienste würden wieder ordnungsgemäß funktionieren, die Straßenbehinderungen würden beseitigt werden und der Omnibusverkehr werde wieder verfügbar sein.[26] Obwohl Russo in seinem Telegramm „letzte Störungen der öffentlichen Ordnung" für unwahrscheinlich hielt, bat er Galli tags darauf mittels Phonogramm, 250 Soldaten nach Labin, 60 nach Santa Domenica, 40 nach Vinež und 50 nach Štrmac zu schicken, insgesamt also 400 Mann.[27]

Am 6. März kam Galli abermals nach Labin, um sich mit der Bergwerksdirektion und den aufständischen Arbeitern zu treffen.[28] An den Gesprächen nahm diesmal auf Einladung Mosconis auch der Polizeibeamte Alverà teil. Nach den Treffen sprachen sich Galli und Alverà gegen die Räumung der Bergwerkstunnel und -schächte durch das Militär aus, da die Aufständischen entschlossen waren, die gesamten Anlagen in die Luft zu sprengen. Mosconi ließ Galli wissen, dass in den nächsten Tagen der Sozialist und Präsident der Triester Arbeiterkammer, Pisoni, in Labin eintreffen werde, um die Arbeiter zu beschwichtigen.[29] Galli schrieb an die Stadtverwaltung von Labin, um sie darüber zu informieren, dass ihr Stadtrat aufgelöst worden sei.

Am 8. März informierte der in Labin stationierte Oberst Armellini Galli, dass er in Labin, Vinež, Santa Domenica und Štrmac über 423 Soldaten verfüge und dass in den nächsten beiden Tagen Verstärkung aus Pedana eintreffen werde, sodass er dann insgesamt 573 Soldaten zur Hand habe.[30] Darüber hinaus hatte Armellini die Zahl der Carabinieri in der Dienststelle von Barbana aufgestockt, um anhand strenger Straßenkontrollen einen möglichen Marsch der Faschisten von Pula (it. Pola, sl. Pulj) nach Labin zu unterbinden. In der Zwischenzeit fragten Giovanni Tonetti und Pippan, bezugnehmend auf die Auflösung des Stadtrats, in einem Telegramm bei Galli an, welche Position Vinditti habe.[31]

Am 12. März unterschrieb Amos Salvadori (1888–1968) im Namen des Exekutivausschusses der Arbeiterkammer von Triest ein Papier, in dem die Forderungen der in Verwaltung und Technik Angestellten der Kohlegesell-

26 DAPA, f 2, Telegramm.
27 "ulteriori perturbamenti ordine pubblico", DAPA, f 2, Phonogramm, 5.3.1921.
28 DAPA, f 2, Bericht Alverà.
29 Ebenda.
30 DAPA, f 2, Phonogramm.
31 DAPA, f 2, Telegramm, 7.3.1921.

schaft, die seit 1919 Arsa hieß, klar und eindeutig zum Ausdruck gebracht wurden.[32]

Mit Datum vom 13. März ist uns die umfassende Analyse des Streiks von Zivilkommissar Galli erhalten geblieben, die er an Mosconi sendete.[33] Galli zufolge waren die faschistischen Ausschreitungen in Triest und die Prügel für Pippan in Pazin, die den Bergarbeiterstreik vom 2. März ausgelöst hatten, im Grunde eine willkommene Gelegenheit für die Arbeiter, die schon seit längerem hatten streiken wollen, aber bislang – nicht zuletzt dank der Wachsamkeit des Zivilkommissariats – vergeblich auf den geeigneten Moment gewartet hatten. Zudem arbeiteten laut Galli inzwischen um die hundert Arbeiter mit bolschewistischer Gesinnung in den Minen, was die Situation zusätzlich anheizte. Offensichtlich hatte das dilettantische Vorgehen Vindittis – der sich, kaum war ihm klar geworden, dass er unter den Bürgern keinen Rückhalt mehr fand, zum Sprachrohr der Streikenden machen wollte – zu nichts anderem geführt, als die lokale politische Situation endgültig zu komplizieren. Galli schlug daher vor, Vinditti schnellstmöglich durch den kommissarischen Präfekten Schiavi zu ersetzen, der gerade auf der Insel Krk (it. Veglia) tätig war. Abschließend tat Galli seine Vermutung kund, dass die Bergarbeiter darauf abzielten, die Minen in ihren Besitz zu bringen, und beabsichtigten, die Kohleförderung in eigener Regie zu übernehmen, sollte ihren wirtschaftlichen Forderungen nicht stattgegeben werden. Seiner Einschätzung nach war es allerdings unwahrscheinlich, dass sich die wirtschaftliche Situation der Arbeiter im Fall einer autonomen Kohleförderung verbessern würde, da mit einem Produktionsrückgang zu rechnen sei und die Konkurrenzfähigkeit der Labiner Kohle geschmälert werde. Abgesehen davon handle es sich dabei um eine Verletzung der Eigentumsrechte der Aktionäre, weshalb Galli dringend ein staatliches Eingreifen forderte, das die Arbeiter dank überzeugender Argumente – doch keinesfalls mit Gewalt – dazu bringen konnte, das Bergwerksgelände zu räumen, die Schächte freizugeben und die Autorität der Direktion wiederherzustellen. Eine militärische Operation, so sah er es, werde unter den gegebenen Umständen große Empörung unter Arbeitern hervorrufen und die Zerstörung der Zechen zur Folge haben, da sie über riesige Mengen Sprengstoff verfügten. Der Streik werde mit der Zeit von selbst im Sand verlaufen, insbesondere weil die Streikenden von unzähligen Soldaten und Polizisten umzingelt seien (er sprach von 800 Soldaten und 100 Carabinieri). Der Bericht schloss mit den Worten: „Dies ist ein einmaliger Fall in der Geschichte des

32 NML, Petition, 16/I-2168.
33 DAPA, f 2, Vertraulicher Bericht 12/26.

Streiks, wo Arbeiter entschlossen sind, die Anlage, die sie ernährt, zu zerstören, um größtmöglichen Druck auf den Arbeitgeber auszuüben."[34]

Am 14. März erklärte die Direktion von Krapan der Arbeiterkammer von Triest in einem Antwortschreiben: „[…] aus zwingenden und klar ersichtlichen Erwägungen können wir prinzipiell keinerlei Gesuch unserer Belegschaft berücksichtigen, solange die Besetzung unserer Bergwerksanlagen andauert."[35]

Am 16. März bat Hauptmann Russo Galli per Dekret ein Fahrverbot für Kraftfahrzeuge (mit Ausnahme des Militärs) in der Umgebung von Labin zu erlassen, um so die Streikenden daran zu hindern, die Autos und Lastwagen zu benutzen, die sie in ihren Besitz gebracht hatten.[36] Darüber hinaus riet er, für den Fall einer militärischen Aktion gegen die Bergleute weitere 500 Soldaten mit einer Kompanie Maschinengewehrschützen, 50 Carabinieri, einen Panzerwagen sowie drei Flugzeugen anzufordern, die mit Schnellfeuerwaffen und Tränengas ausgerüstet sein sollten, um die Minenarbeiter zu „lähmen". Die Flugzeuge sollten über Štrmac, Krapan, Stalije (it. Stallie) und Vinež fliegen. Gerade Stalije stellte ein großes Problem dar, weil dort 400.000 Tonnen Kohle lagerten, die die Arbeiter in Brand zu stecken drohten.

Am 17. März kam, wie Galli bereits durch Mosconi wusste, Pietro Nazzari, der Sekretär der nationalen Bergarbeiterföderation, nach Labin, auch er mit dem Ziel, zu schlichten und die Minenarbeiter zu besänftigen. Offenbar zeigte sein Vorgehen nicht sofort die gewünschte Wirkung, denn am 18. März wendete sich ein Ingenieur (vermutlich Vizedirektor Tomatis) mit einem Brief aus Krapan an die Generaldirektion in Triest, in dem er sich über die missliche gegenwärtige Situation beklagte und ein resolutes Eingreifen forderte, um der Blockade durch die Arbeiterschaft ein Ende zu setzen.[37]

Einen Tag später, am 19. März, folgte ein weiterer (unvollständig erhaltener) Brief – vermutlich von Backhaus – an die Generaldirektion von Triest, in dem angekündigt wurde, dass die Arbeiter ab Montag, dem 21. März, in eigenem Namen mit dem Abbau von Kohle beginnen würden.[38] Die Direktion von Krapan und die Ingenieure lehnten daher jede Verantwortung ab. Auch die für die Unfallversicherung zuständige Behörde war umgehend darüber

34 Ebenda: „[Q]uesto è un unico esempio nella storia degli scioperi dove i lavoratori sono decisi a distruggere l'impianto che gli sfama, per poter fare maggiore pressione sul datore di lavoro."

35 NML, Brief Z-P, 17/I-2169: „[…] per considerazioni intuitive ed inderogabili di principio, non potremo prendere in esame alcun memoriale delle nostre maestranze fintantoché durerà l'occupazione delle nostre miniere."

36 DAPA, f 2, Phonogramm 12/33 vertraulich.

37 NML, Brief, Kopie, 33/I-2185.

38 NML, Brief, Kopie.

informiert worden, dass die zukünftigen Arbeiten ohne jede technische Leitung durchgeführt würden. Der Verfasser fragte, wie man sich in dieser Ausnahmesituation hinsichtlich des Materials verhalten solle, falls die Arbeiter dessen Herausgabe verlangten. Aus dem Brief erfahren wir auch, dass Pippan den Arbeitern versprochen hatte, den Lohn alle vierzehn Tage auszuzahlen. Zudem gab der Absender die vertrauliche Information weiter, dass in Štrmac einzig der Schornstein vermint war, da die istrischen Bergleute sich nicht um Lohn und Brot bringen wollten, was natürlich der Fall sei, sollte die gesamte Anlage in die Luft gejagt werden.

Am 20. März schickte der Polizeibeamte Alverà einen Bericht an Mosconi, in dem er ihn über die Ankunft des Abgeordneten Panebianco in Kenntnis setzte. Panebianco hatte ihm mitgeteilt, dass zwischen der Gesellschaft „Arsa" und dem „Consorzio nazionale cooperativo per l'industria lignifera ed estrattiva in genere" (Nationale Kohle- und Bergbaugenossenschaft) aus Florenz (it. Firenze) Verhandlungen hinsichtlich der Abtretung der Mine in Gang waren.[39] Nazzari hatte den Bergarbeitern wohl nahegelegt, die Arbeit wiederaufzunehmen. Panebianco verlangte von Alverà eine Garantie, dass das Militär die Arbeiter nicht angreifen werde, nachdem diese die Sprengsätze entfernt hätten, doch der empfahl ihm, sich mit dieser Forderung an das Kommissariat von Triest zu wenden.

Am 21. März begannen die Bergleute tatsächlich in Eigenregie zu arbeiten. Zum verantwortlichen Produktionsleiter wurde der Techniker Dagoberto Marchig ernannt, ihm zur Seite standen als Aufsicht Antonio Kokail, Franz Weihmann und Ferdinand Baho.[40]

Zwei Tage später berichtete Direktor Backhaus der Generaldirektion, dass die Arbeiter 560 Wagenladungen Kohle gefördert und dem Warenlager Materialien im Wert von 10.289,40 Lire entnommen hatten.[41] Pippan hatte ihn darüber unterrichtet, dass man dem Motorschiff „Gelida" 4 Tonnen Kohle des Typs „monte" im Wert von 380 Lire pro Tonne geliefert habe, und ihm zudem mitgeteilt, dass die Verhandlungen mit der Gesellschaft andauerten und er damit rechne, dass die Mine innerhalb der nächsten drei Monate in den Besitz der Arbeitergenossenschaft übergehen werde.

Am 24. März informierte Alverà Galli über den Abzug von 50 Carabinieri aus dem Gebiet von Labin – eine Maßnahme, die er selbst aufgrund der herrschenden Situation nicht befürwortete.[42]

---

39 DAPA, f 2, vertraulicher Bericht 12.
40 NML, Brief der „Arsa" vom 8.4.1921.
41 NML, Bericht vom 23.3.1921.
42 DAPA, f 2, Phonogramm. Unterstreichungen im Original.

Am 4. April schrieb Galli an Mosconi, dass in der Nacht eine Gruppe von kroatischen und italienischen Bergleuten 14 sizilianische Bergmänner abgeholt und in der Mine eingesperrt hatte.[43] Dies war auf Befehl von Pippan, Nazzari und Tonetti geschehen, da die Sizilianer gegen den Streik waren, und die drei glaubten, sie solcherart zu ihrer eigenen Sicherheit vor dem Zorn der Aufständischen schützen zu müssen. Galli war gegen diese Entscheidung und schlug seinem Vorgesetzte vor, sofort neben einem Polizeibeamten erneut Armellini vor Ort zu schicken und umgehend die notwendigen Gegenmaßnahmen zu ergreifen.

Drei Tage später, am 7. April, wurde Galli von den Carabinieri aus Labin darüber informiert, dass die Sizilianer befreit worden und unbeschadet davongekommen waren.[44] Am gleichen Tag schickte Galli ein Phonogramm an die Kommandantur des Marinedepartements in Pula, in dem er eine geplante Militäraktion ankündigte, die die Besetzung der Bergwerksanlagen zum Ziel hatte.[45] Aus seiner Sicht war der Einsatz eines mit starken Pumpen bestückten Torpedobootzerstörers notwendig, um gegebenenfalls einen Brand im Kohlelager von Stalije löschen zu können. Noch am Abend des 7. April wurde das Militärpräsidium in Labin um 18 Uhr über das geplante Vorhaben in Kenntnis gesetzt:

> Morgenvormittag, Freitag, den 8., um 10 Uhr Besetzung des Gebiets der Kohleminen von Albona. Unbedingt *verhindern*, dass Bergleute als Vergeltung während besagter Operation *großes Lager* von 40 Tonnen Kohle in Stalije in Brand stecken direkt neben dem Kanal Raša (it. Arsa).[46]

Aus einem am 8. April um 13:30 Uhr von Galli an Mosconi verschickten Telegramm aus Labin geht hervor, dass es zwar am Tag zuvor nicht möglich gewesen war, Pippan, Tonetti und Nazzari zu kontaktieren, um ihnen die bevorstehende Militäroperation anzukündigen, die Minenarbeiter jedoch am frühen Morgen gewarnt worden waren.[47] Gegen 10:30 Uhr nahmen die Aufständischen in Štrmac die Armeekräfte unter Beschuss und griffen sie mit Bomben und Minen an, wodurch zwei Soldaten wie auch zwei Bergleute (Franz Haas und Angelo Posa) verletzt wurden. Der Zusammenstoß endete damit, dass das Militär die Bergwerksanlagen von Štrmac besetzte, die keinerlei Schäden zu verzeichnen hatten. Im Anschluss durchsuchten die Carabinieri das Gelände nach Waffen und bewaffneten Personen und räumten es.

43 DAPA, f 2, Phonogramm 12/49.
44 DAPA, f 2, Telegramm 12/57.
45 DAPA, f 2, Phonogramm 12/56 vertraulich.
46 DAPA, f 2, Phonogramm. Hervorhebungen im Original.
47 DAPA, f 2, Telegramm.

In einem Telegramm eine halbe Stunde später teilte Galli Mosconi die erfolgreiche Besetzung der Minen von Vinež und Krapan mit, bei der gleichfalls keine Schäden entstanden waren.[48] In Vinež allerdings wurde der Bergarbeiter Francesco Margan am Fuß verletzt (er starb einige Tage später, am 13. April).

In einem dritten Telegramm vom Abend des 8. April konnte Galli Mosconi die inzwischen erfolgte Besetzung von Stalije vermelden, wohin umgehend 20 Zöllner entsendet worden waren.[49] Er informierte ihn zudem, dass während des Kampfes in Štrmac auch die Bergarbeiter Adalberto (Vojtech) Sykora[50] und Massimiliano Ortar zu Tode gekommen waren, dass man 40 Minenarbeiter, darunter Pippan, gefangen genommen hatte, und dass zahlreiche Minen dank vertrauenswürdiger Personen, die sich auf dem Gelände bestens auskannten, entschärft worden waren.

Ebenfalls am 8. April ließ die Generaldirektion der Bergwerksgesellschaft in Triest, um die Militäroperation zu decken, Generalzivilkommissar Mosconi die Bitte zukommen, er möge den illegalen Betrieb der Mine unterbinden, da dieser gegen das Montangesetz vom 31. Dezember 1893 verstoße.[51] Tatsächlich erlaubte der zweite Absatz des genannten Gesetzes nur demjenigen die Leitung eines Bergwerks, der im Besitz eines akademischen Titels im Montanwesen war. Marchig indes hatte nur zwei Jahre lang die zivile ingenieurwissenschaftliche Fakultät besucht und war als technischer Zeichner im Bergwerk eingestellt worden.[52]

Gleichzeitig setzte die Gesellschaft „Arsa“ mit einer Bekanntmachung an die Belegschaft die Arbeit im Bergwerk aus und erklärte alle vertraglichen Bindungen mit den Angestellten als nichtig.[53] Zu einem noch nicht näher festgelegten späteren Zeitpunkt würde „die Neuanwerbung von Personal“ beginnen und die Arbeiten wiederaufgenommen werden.

Am folgenden Tag, dem 9. April, berichtete Galli Mosconi, dass man die beiden oben genannten Todesopfer zerfetzt aufgefunden hatte.[54] Die Gerichtskommission habe nach einem Ortstermin „festgestellt, dass der Tod durch die Explosion einer Bombe verursacht wurde, die einer der beiden in Händen hielt und im Begriff war auf die Soldaten zu werfen.“ Um 22 Uhr desselben Tages schickte Galli eine weitere, eindringliche Nachricht nach Triest: „Zur

48 DAPA, f 2, Telegramm.
49 DAPA, f 2, Telegramm.
50 In den Dokumenten der tschechoslowakischen Botschaft wurden beide Namen benutzt.
51 DAPA, f 6, Brief.
52 DAPA, f 6, Brief.
53 DAPA, f 6, Bekanntmachung.
54 DAPA, f 2, Phonogramm.

Entfernung und Verladung unzähliger Minen und explosiver Vorrichtungen mit hoher Sprengkraft, die eine ernste Gefahr darstellen, wird darum gebeten, leitendes technisches Personal von der Artilleriedirektion vor Ort zu schicken."[55] Er präzisierte, dass von den 40 Gefangenen noch 22 festgehalten wurden, unter denen sich auch der „bekannte Propagandist Macillis" befand.

In einem ausführlichen, sieben Seiten umfassenden maschinengeschriebenen Bericht von Galli an Mosconi vom 11. April findet sich eine detaillierte Beschreibung der Aktivitäten von Galli selbst sowie von Oberst Armellini und dem Polizeibeamten Maldura während der beiden kritischen Tagen des 7. und 8. April.[56] Mit entschiedenem Vorgehen war es am 7. April gelungen: 1. alle gefangenen Sizilianer zu befreien; 2. mithilfe der Polizei das Automobil der Mine zu beschlagnahmen und so Pippan, Nazzari und Tonetti daran zu hindern, nach Triest zu fahren, um mit Mosconi zu sprechen; 3. vorbereitende Maßnahmen für die Militäroperation am 8. April zu treffen. Weiter ist zu lesen, dass Stermazio von 80 Soldaten unter Hauptmann Acquenza eingenommen wurde. Um 13 Uhr respektive 13:30 nahmen Hauptmann Ricchelli mit seinen Männern Krapan und Hauptmann D'Elia mit 50 Mann Vinež ein. In Stalije traf um 10 Uhr der Torpedozerstörer „Stocco" ein, gefolgt von einem zusätzlichen Flottenverband, die jedoch nicht eingreifen mussten, weil ungefähr 18 Streikende, nachdem sie vom Verlust ihrer drei Bollwerke erfahren hatten, ihre Posten verließen. Galli lobt in seinem Bericht all jene, die an der Besetzung des Grubenreviers teilgenommen haben, überschwänglich: die eben genannten Hauptmänner, weiterhin Pio Maldura, Armellini, Ugo Simone (Major bei den Carabinieri) und insbesondere Oberleutnant Gario, dem es gelungen war, Pippan in Štrmac zu überzeugen, die Waffen niederzulegen. Laut Galli ist die Schuld an dem Streik den Kommunisten und den Kroaten zuzuschreiben, allen voran jedoch Pippan, Macillis und Tonetti.

Am 22. April erhielt der Generalzivilkommissar von Julisch Venetien einen Brief des tschechoslowakischen Generalkonsulats in Triest mit der Bitte um nähere Informationen zum Tod von Vojtech Sykora.[57] Dem Konsulat war zu Ohren gekommen, dass Sykora erst gefangengenommen und dann von den Faschisten getötet worden war, und nun sollte Licht ins Dunkel dieser Angelegenheit gebracht werden, um entscheiden zu können, welche Regelungen hinsichtlich der Witwe und der beiden kleinen Kinder zu treffen waren. Das Triester Kommissariat schickte sogleich ein Telegramm an das Kommissariat

55 DAPA, f 2, Phonogramm.
56 DAPA, f 5, Bericht.
57 DAPA, f 7, Telegramm.

von Pazin, in dem es um nähere Einzelheiten diesbezüglich bat.[58] Am nächsten Tag bekam Galli eine Antwort des Oberkommandos der Carabinieri von Labin, in der die ursprüngliche Version wiederholt wurde, die da hieß, es habe sich um ein „reines Unglück" gehandelt, da entweder in den Händen von Sykora oder Ortar jene Bombe explodiert sei, die sie gerade auf die Soldaten werfen wollten.[59]

Nachspiel des Streiks

Schließlich ließ die Bergwerksdirektion in Abstimmung mit den Sicherheitskräften sämtliche aktiv am Streik beteiligten Personen aus dem Gebiet von Labin ausweisen, allen voran die Anführer Kokail, Weihmann und Baho sowie viele weitere Slowenen, Jugoslawen und Tschechoslowaken.[60] Eine nach der anderen nahmen die Zechen die Arbeit wieder auf, wenn auch in deutlich eingeschränktem Umfang. Waren vor dem ersten Streik insgesamt 1.800 Beschäftigte angestellt gewesen, belief sich ihre Zahl Ende Mai nur noch auf 800.[61] Dennoch stellte die Direktion, nachdem sie den Wert der von den Bergarbeitern während der Selbstverwaltung produzierten Kohle ermittelt und die entsprechenden Aufwendungen abgezogen hatte, der Bergarbeiterföderation 191.431 Lire zur Verfügung, um sie unabhängig unter all jenen zu verteilen, die an der Produktion beteiligt gewesen waren.[62]

Das Nachspiel des Streiks fand vor Gericht in Pula statt, wo vom 16. November bis 3. Dezember 1921 insgesamt 52 Rädelsführern der Prozess gemacht wurde, darunter dem flüchtigen Tonetti. Die zahlreichen Hauptanklagepunkte wogen schwer, doch dank der bravourösen Rechtsanwälte – Guido Zennaro und Edmondo Puecher (1873–1954) aus Triest sowie Egidio Cerlenizza (1879–1939) aus Pula – und der großmütigen Geschworenen fiel das Urteil zugunsten der Minenarbeiter aus, sodass schließlich alle freigesprochen und aus dem Gefängnis entlassen wurden.[63] Die Anwälte versuchten, die Arbeiter als Opfer darzustellen, die von der Gesellschaft „Arsa" ausgebeutet wurden. Obwohl einige Punkte der Anklageschrift bewiesen werden konnten – das Organisieren der Wächter, Besitz von Sprengstoff, das Minieren des Berg-

58 Ebenda.
59 DAPA, f 7, Phonogramm.
60 DAPA, f 6, Verzeichnis.
61 DAPA, f 7, Bericht.
62 NML, Brief, 21/I-2173.
63 Renato Martinčić: „Labinska republika 1921" [„Die Labin Republik 1921"]. In: Petar Štrčić (Hg.): Radnički pokret i NOB općine Labin [Die Arbeiterbewegung und der Nationale Befreiungskamp in der Gemeinde Labin]. Rijeka 1980, S. 77–108.

werks, die Verhaftung der Sizilianer – sprachen die Geschworenen die Minenarbeiter frei, was darauf hindeutet, dass sie mit ihnen sympathisierten. Die Freilassung war möglicherweise auch Resultat der argumentativ schwer nachzuvollziehenden Anklage der Staatsanwaltschaft, die behauptete, dass die Minenarbeiter das Ziel verfolgt hätten, ein Sowjetregime zu gründen.

Schlussbetrachtungen

Kommen wir nun nach dieser knappen Zusammenfassung der mit dem Bergarbeiterstreik von 1921 verbundenen relevanten Fakten zu einigen Schlussfolgerungen, die nahelegen, dass es sich bei diesem Aufstand um eine einzigartige, komplexe und letzten Endes auch utopische Aktion der Arbeiterbewegung handelte.

Zweifellos gilt dieser Streik bis heute als einer der ersten antifaschistischen Proteste nicht nur in Istrien und Labin, sondern vermutlich weltweit, was ihm zu bleibendem Ruhm verhalf.

Auch wenn die Hauptanführer des Streiks – Pippan, Tonetti und Macillis – Italiener waren, entwickelte sich in dessen Verlauf zwischen den mehrheitlich italienischen und kroatischen Bergleuten doch eine außergewöhnliche Solidarität und Übereinstimmung in Hinblick auf Ziele und Aktionen. Ebenfalls hinzugezählt werden muss hier auch Francesco Da Gioz, der Anführer der Roten Garde. Nur die vorgenannte Gruppe der Sizilianer brachte einen leichten Missklang in die Gemeinschaft. Erstaunlich und ungewöhnlich war auch – zumindest für alle, die seine Gedanken nicht kannten – die aktive Teilnahme des adligen Giovanni Tonetti an der Arbeiterbewegung. Die Sizilianer waren neue Arbeiter, die nur arbeiten und mehr verdienen wollten, also waren sie gegen den Streik. Dem sogenannten „roten Grafen“ gelang es, rechtzeitig nach Zagreb zu flüchten und dem Gefängnis zu entgehen. Um das Bild vollständig zu machen, sei nochmals daran erinnert, dass sich zu Beginn des Jahrhunderts auch Baron Giuseppe Lazzarini, seinerzeit sozialistische Standpunkte vertretend, auf die Seite der streikenden Minenarbeiter gestellt hatte, vor allem während des Streiks von 1902.

Indem der Streik innerhalb kürzester Zeit – nach nur zwei Tagen – seinen politischen Charakter[64] eingebüßt hatte und sich stattdessen auf wirtschaftliche Belange konzentrierte, trat er in eine Phase ein, die nicht nur vom Diktat der Marktgesetze, sondern auch von der Verfolgung utopischer Träume gekenn-

64 Es sei jedoch erwähnt, dass die Minenarbeiter durchaus im weiteren Verlauf politische Forderungen wie zum Beispiel die Auflösung des Stadtrats stellten.

zeichnet war. Während wir nämlich einerseits klare wirtschaftliche Forderungen (wie die nach höheren Löhnen für die Beladung der Wagen oder solche, die in dem von Amos Salvadori unterzeichneten Gesuch aufgelistet wurden) vorfinden, stoßen wir andererseits auf Hinweise, dass es zwischen den verschiedenen Interessensgruppen (der Kohlegesellschaft „Arsa", dem Konsortium von Florenz, „indirekten" Vertreter der Minenarbeiter wie Panebianco etc.) nicht näher bestimmbare Verhandlungen gab, die das Unmögliche möglich machen wollten – mit anderen Worten: die Eigentumsübertragung der Mine von den Aktionären der „Arsa" auf eine Arbeitergenossenschaft. Obwohl es in jenen Jahren überall in den industriellen Zentren Italiens Fabrikbesetzungen durch Arbeiter gab, war es völlig illusorisch, dass die Aktionäre der „Arsa" den Betrieb der nach wie vor profitablen Mine aus der Hand geben würden. Galli lag wohl mit seiner Beobachtung nicht ganz falsch, dass die seitens der Bergleute vorgebrachten wirtschaftlichen Forderungen tatsächlich eher formaler als substanzieller Natur waren und den Arbeitern einen Zeitgewinn verschaffen sollten, um in einem ersten Schritt – dem autonomen Betrieb des Bergwerks – ihrem endgültigen Ziel, der geplanten und ersehnten Inbesitznahme der Mine, näherzukommen. Wenngleich hier einerseits dem Mut und der Fähigkeit der Bergarbeiter Achtung gezollt werden muss, sich unter Leitung eines einzigen Technikers und nur drei Aufsehern in Eigenregie an den Kohleabbau zu wagen, darf doch auch die Naivität der Anführer wie auch der gesamten Arbeiterschaft nicht aus dem Blick geraten. Diese hielten tatsächlich die Gründung einer Genossenschaft für möglich, welche in Kürze Eigentümerin des Bergwerks sein würde. Die Direktion spielte offensichtlich auf Zeit: Zwar erklärte sie sich vordergründig zu Verhandlungen bereit, doch wartete sie in Wirklichkeit auf das Erlahmen des Streiks und auf den geeigneten Moment, um zum Gegenangriff überzugehen, wohl wissend, dass sie uneingeschränkt auf die Unterstützung der politischen, militärischen und polizeilichen Kräfte (also Zivilkommissare, Armee und Carabinieri) bauen konnte. Der Moment des Zurückschlagens war mit dem 8. April perfekt gewählt, da sich die Arbeiter voll und ganz auf die Kohleförderung konzentrierten und sich der Illusion hingaben, die Verhandlungen bezüglich der Genossenschaft seien auf gutem Wege. Darüber hinaus gab es inzwischen aus Sicht der Landesregierung und der Polizei durchaus berechtigte Gründe für das Eingreifen des Militärs und der Polizei (die Verfolgung der Sizilianer oder die illegale Leitung der Arbeiten im Bergwerk). In Anbetracht des großen Aufmarschs an Soldaten und der vielen einsatzbereiten Sprengsätze lässt sich sagen, dass die Zahl der Opfer während dieser Operation erstaunlich gering war.

Der Freispruch sämtlicher Angeklagter im Prozess von Pula war in gewisser Weise ein moralischer Sieg für die Minenarbeiter. Um diesen Sieg zu errin-

gen, mussten die tüchtigen Rechtsanwälte nicht nur absurde Anklagepunkte wie die einer kriminellen Vereinigung oder subversiver Aktivitäten bolschewistischer Natur entkräften, sondern auch nachweisliche Taten wie den unerlaubten Besitz von explosiven Stoffen, die Verfolgung von Personen oder Schüsse auf Soldaten verteidigen. Die Anklagepunkte waren teilweise absurd, weil die Arbeiter nicht für die Errichtung eines Sowjetregimes gekämpft hatten; sie wollten weder die Ordnung zerstören noch verhielten sie sich als kriminelle Gruppe, als Räuber, die verschiedene Einschüchterungsversuche ausübten, wie es die Anklageschrift behauptete.

Wahrscheinlich haben die Elemente der Selbstverwaltung (die Organisation der Bergbauproduktion für die eigene Rechnung und die fast vollständige Kontrolle der Minen sowie des vom Streik betroffenen Gebiet) die slowenische Zeitung *Das Leben und die Welt* inspiriert, den Aufstand der Bergarbeiter „Republik" zu nennen. Sogar die zeitgenössischen italienischen Zeitungen, die über den Streik berichteten, benutzten die pejorative Bezeichnung „repubblichetta" (kleine Republik). Zur Zeit Jugoslawiens wurde der Name „Republik" dann wieder verbreitet. Wegen seiner Einzelheiten unterscheidet sich dieser Streik nicht nur von all den zahlreichen Streiks, die die Labiner Bergarbeiter zwischen 1883 und 1920 organisiert hatten, sondern auch von den meisten anderen Streiks allgemein. Schließlich meinte der Mitterburger Zivilkommissar Galli: „Dies ist das einzige Beispiel in der Geschichte der Streiks, in denen Arbeiter beschlossen, das System, das sie ernährt, zu zerstören, um größeren Druck auf den Arbeitgeber auszuüben."[65]

Obwohl der Aufstand der Bergarbeiter von 1921 militärisch niedergeschlagen wurde, blieb die sozialistische und antifaschistische Gesinnung in all den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen fest in den Köpfen und Herzen der Arbeiter von Labin verankert und bereitete so den Boden für die Partisanenbewegung, die später das Schicksal Istriens entscheiden sollte.

Aus dem Italienischen von Stefanie Römer

65 „[Q]uesto è un unico esempio nella storia degli scioperi dove i lavoratori sono decisi a distruggere l'impianto che gli sfama, per poter fare maggiore pressione sul datore di lavoro." Galli analysierte den Streik in einem Brief an seinen Vorgesetzten Mosconi, den Zivilkommissar von Julisch Venetien, am 13. März 1921. DAPA 453, Relazione 12/26 Riservato.

The Republic of Labin in the Year 1921. Utopia of a Workers' Movement
(Abstract)

Tullio Vorano

The "Republic of Labin" in 1921 was a famous strike of Labin miners who occupied mines through armed violence. The strike began on 2 March as a protest against fascist violence, but soon came to bear primarily socio-economic features. The primary aim of the miners was utopian: to gain ownership of the mines through the workers' cooperative. As the negotiations with the Department of Treasury did not produce results, the miners began organizing and overseeing the production themselves on 21 March. The strike was violently crushed on 8 April through the intervention of the army and the police. Two miners were killed in the brief armed conflict, and then about forty miners were arrested and detained.

In November and December, a trial was held in Pula against 52 miners, but the jury acquitted all of them. Some of the miners were expelled from the territory of Labin. During the strike, an exceptional level of solidarity developed within the multinational group of miners, which was primarily made up of Croats, Italians and Slovenes. It is interesting to note that the nobleman Giovanni Tonetti from Plomin was also among the leaders of the striking miners.

Utopias in the Shadow of Catastrophe: The Idea of Székely Self-Determination after the Collapse of Austria-Hungary

NÁNDOR BÁRDI[1] AND CSABA ZAHORÁN[2]

The present study primarily concerns a republic that never actually existed. This does not mean, however, that the idea of it was completely unreal and negligible, nor that chronicling it is a mere intellectual game interesting only to historians. The story is relevant for at least two reasons. On the one hand, in the context of the parallel and rival nation-building processes in Central and Eastern Europe – which we will focus on here – this case offers significant conclusions and lessons for other similar cases. On the other hand, although this idea was born at the very end of World War I, it still represents a current concern today, not only as a domestic policy issue in Romania, but also – to use modern-day terminology – as a minority group rights[3] (or human rights) issue in general. Moreover, it is an issue which has direct influence on the diplomatic relations between Hungary and Romania and thus it has international and geopolitical dimensions too.

After presenting the historical region of Székely Land (Székelyföld in Hungarian, Ținutul Secuiesc or Secuimea in Romanian, Szeklerland in German), we will briefly review the circumstances and reasons why this *imaginary state* could not become reality, what other alternatives existed, and we will describe the way this state was imagined. We will then present the afterlife of this idea, and, finally, we will provide reasons as to why this issue is relevant for today's nation-building and state-building projects.

1 Supported by the project NKFI 128848.
2 Supported by the project Trianon 100 MTA-Lendület (Schwung).
3 See Will Kymlicka: Multicultural Citizenship. A Liberal Theory of Minority Rights. Oxford 1995, p. 6.

Székely Land and the Székelys

Székely Land – located in the southeast corner of Transylvania[4] – was one of the peripheral regions of the Austro-Hungarian Monarchy on its border with Romania until the end of World War I. Until 1876, at which point the region was divided into four counties, Székely Land was a separate administrative territory in Transylvania. The Székelys enjoyed autonomy and certain privileges but were part of the Transylvanian corporate order. Before 1918, this ca. 12,000-square-km territory was inhabited mainly by Hungarians (more than half a million Székelys and other, smaller communities of Romanians, Germans, Armenians, Jews etc. lived there) as opposed to the rest of historical Transylvania, where Romanians were in the majority.[5] Today, Székely Land, which mainly consists of the counties (județe in Romanian) of Harghita, Covasna and Mureș, is located at the heart of Romania and ethnic Hungarians still make up 70–80 per cent of its population.[6]

Due to their role as border guards, the Székelys had a special political status within the medieval Hungarian Kingdom: they had their own local government. The Székelys constituted the third estate in Transylvania with specific rights, along with the Hungarian nobility and the Saxon community.[7] From the 19th century onwards, the Székelys were gradually integrated into the modern ethnic Hungarian nation; however, their regional identity remained very strong. The key elements of this identity are the following: a strong sense of belonging to the Hungarian culture and community and the use of the Hungarian language; a specific agricultural and settlement structure defined by the mountainous landscape and a unique self-image built around the memory of their special status (as a free "nation") in history, the sense of common

4 Today, the entire territory of former Eastern Hungary which became part of Romania in 1920, ca. 102,000 km², is commonly referred to as Transylvania. It incorporates the "historical" Transylvania (the former Transylvanian principality, including Székely Land), "Partium" (a border region between Transylvania and Hungary), the eastern part of Banat and the southern part of the Maramureș region (Máramaros in Hungarian).

5 The population of Transylvania (understood in the broader sense, as in note 2) was estimated at around 5,260,000 inhabitants in 1910: 2,830,000 (53.4 per cent) were Romanians, 1,660,000 (31.6 per cent) ethnic Hungarians and 565,000 (10.7 per cent) ethnic Germans. See Árpád E.Varga: Fejezetek a jelenkori Erdély Népesedéstörténetéből [Chapters from the Demographic History of Modern Transylvania]. Budapest 1998, p. 140.

6 According to the census results from 2011, ethnic Hungarians formed ca. 65 per cent of the combined population of Mureș, Harghita and Covasna counties, and ca. 80 per cent in the latter two counties. See Comunicat de presă privind rezultatele provizorii ale Recensământului Populației și Locuințelor – 2011 [Press Release on the Provisional Results of the 2011 Census of Population and Housing], <http://www.recensamantromania.ro/wp-content/uploads/2012/02/Comunicat_DATE_PROVIZORII_RPL_2011_.pdf>, 23.4.2018.

7 This construction was called the "Union of the Three Nations" (Unio trium nationum).

mythical origins and the presence of strong identity symbols distinct from the "rest" of the Hungarians.[8]

During the time of the Austro-Hungarian Monarchy (1867–1918),[9] the status of Székely Land was characterized by a certain duality. On the one hand, it was a neglected, peripheral region struggling with severe social and economic problems such as economic backwardness, poverty and emigration. The government in Budapest addressed these issues only at the turn of the century, when in 1902 a Székely assembly was convened at Tusnádfürdő (Băile Tușnad in Romanian) and the so-called "Székely program" was initiated.[10] On the other hand, since it was inhabited mostly by Hungarians, this region was an important tool for Budapest, especially in the context of the competing Hungarian, Romanian (and partly Saxon-German) nation-building efforts. This was the context at the outbreak of World War I.

The Context – The Collapse of Austria-Hungary

Romania entered World War I in 1916 as part of the Triple Entente with the goal (and promise) of acquiring those Hungarian territories that had significant Romanian populations. The first Romanian attack was, however, defeated by German and Austro-Hungarian troops by the end of September 1916, and the Romanian army had to retreat from Transylvania. During this attack, a significant part of Székely Land's population fled, and as many cities were pillaged and burned down, thus local administration was only partially reorganized later in the region. All this led to a turn in nationality politics in Budapest too: citing security reasons, the Hungarian government introduced discriminatory measures against the Romanians.[11]

Romania was defeated, and on 7 May 1918 it was forced to sign a peace treaty with the Central Powers. However, Bucharest "re-entered" the war

8 A large part of Székely Land's population was exempt from paying taxes, in exchange for their military services. Their status differed from the status of serfs in other parts of Transylvania, thus, as "free soldiers" they considered themselves part of the nobility. The Székelys also emphasized their special status with their myths of origin: they believed themselves to be descendants of Attila's Huns.

9 After the Austrian–Hungarian Compromise (Ausgleich) in 1867, the Hungarian political elite tried to build a centralised nation state in its "own" part of the Monarchy, into which Transylvania and the Székely Land were also incorporated.

10 Zoltán Szász: Economy and Society in the Era of Capitalist Transformation, In: Béla Köpeczi, László Makkai, András Mócsy, Zoltán Szász (eds.): History of Transylvania. From 1830 to 1919. Vol. 3. Boulder 2002. p. 484–486.

11 Ibid., pp. 738–746. The measures included restrictions on land trading and state control of Romanian Church-run schools.

after the turn of events in autumn 1918, and its requests were met.[12] This happened a few days after the Armistice of Villa Giusti (3 November 1918), while the ceasefire between Hungary led by Mihály Károlyi (1875–1955) and the Triple Entente was also signed in Belgrade (the Belgrade Armistice of 13 November 1918). In line with these agreements, Romanian troops began the occupation of Transylvania – including Székely Land – following the demarcation line along the Mureș River (Maros in Hungarian, Mieresch in German) drawn up by the Belgrade Armistice. The occupation of Transylvania – with troops from Moldova – actually commenced with Székely Land: between mid-November and mid-December, the whole region was occupied by the Romanian army.[13] By the beginning of 1919 – after the Romanian National Assembly convened in Gyulafehérvár (Alba Iulia in Romanian, Karlsburg in German) on 1 December 1918 – Romanian troops occupied most of Transylvania. The quick and peaceful occupation of Székely Land made it easier for the Romanians to occupy the whole province, because Székely Land was the most important base of Hungarian resistance. In the same period, according to the principles of *self-determination* proposed by Woodrow Wilson, all other territories populated by non-Hungarians were detached from Hungary: while the southern territories were united into a Southern Slavic state (The Kingdom of Serbs, Croats and Slovenes), the regions with a Slovak majority were occupied by Czech troops and incorporated into newly proclaimed Czechoslovakia.

When Hungary entered World War I, the country was already facing serious unresolved problems in many areas. The five most significant socio-political issues[14] were political controversies (based on the dualist regime), the internal conflicts of the middle class (Christians against Jews), the issue of the working class, the issue of the farmers (land issues) and the issue of nationalities. The war and especially the country's military defeat catalysed these tensions, which led to a general crisis: two revolutions and „regime changes" took place in 1918–1919. The fact that Hungary lost the war and the external

12 Romania attacked Hungary in 1916, after a treaty with the Entente powers which promised Bucharest the Romanian-inhabited parts of the Monarchy in the event of victory. Although Romania was defeated and was forced to sign a separate peace treaty in 1918 – thus violating the treaty of 1916 – in the last days of the conflagration it declared war on the Central Powers again, with the same demands as two years earlier.

13 The Romanian troops entered Marosvásárhely (Târgu-Mureș in Romanian, Neumarkt am Mieresch in German) on 2 December 1918, Székelyudvarhely (Odorheiu Secuiesc in Romanian, Oderhellen in German) on 6 December 1918, and Sepsiszentgyörgy (Sfântu Gheorghe in Romanian, Sankt Georgen in German) on 7 December 1918.

14 Ignác Romsics: Hungary in the Twentieth Century. Corvina Books, Budapest 1999, pp. 53–68.

attacks combined with internal conflicts ultimately resulted in the collapse of the multiethnic Hungarian state.

The first "regime change" took place parallel to the disintegration of the monarchy and it had both political and ethnic dimensions. Similarly to all other regions of the monarchy, national councils were established in Hungary too. At the end of October 1918, as a consequence of the Aster Revolution, King Charles IV (1887–1922) appointed Mihály Károlyi, the leader of the Hungarian National Council, prime minister of Hungary. Károlyi was the first prime minister, then president of the Hungarian People's Republic (established on 16 November 1918). He based his political leadership strategy on the former elite's hitherto oppositional liberal democrats and social democrats. His reform ideas were meant to bring solutions to the political and social problems of the time, for example through land reform, the extension of suffrage, diverse socio-political measures, and territorial autonomy for the nationalities. However, as the country was partially under occupation and destabilized by inner conflicts, his ideas could not be realized.

One of the most urgent issues was to avoid an outbreak of violence. Soldiers returning from the frontlines and the actions of the Communist movement played a major role in the unrest and riots that occurred all over the country. Therefore, the government disarmed the army, which also meant that Hungary became completely defenceless. In Transylvania, the situation was characterised by local military riots and social unrest – which served as a pretext for the Romanian army to "re-establish order".

The nationality question was strongly related to this issue, which in the meantime had become an international issue too. Non-Hungarian elite groups seized power over most of the territories inhabited by non-Hungarians through their own national councils, and they were no longer content with the autonomy offered by Budapest, not even temporarily, until the upcoming peace negotiations. Between October and December 1918, the leaders of the Serbs, Romanians and Slovaks living in Hungary announced one after the other that they wanted separation from Hungary and they would join the Kingdom of Serbs, the Romanian Kingdom and Czechoslovakia respectively as the formation of these new states was proclaimed one after the other. The latter immediately occupied these regions – Southern Hungary up to the Pécs–Szeged–Arad line, the Banat and Transylvania up to the River Maros, and the territories lying North and East of the line between the Danube and the city of Kassa (Košice in Slovak, Kaschau in German). The pacifist attitude of the Hungarian government – its hope in a just, peaceful solution and a guarantee of self-determination for the different nationalities (that is, for Hungarians too) – and the fear of further riots led to the gradual demilitarization of

the territories claimed by the neighbours. Consequently, before the Hungarian government led by Károlyi and the new, more democratic regime could have stabilized the country, Romanian, Czech and Serbian troops occupied most of the territories inhabited by non-Hungarian peoples. These territories were already lost– even if Károlyi still hoped for a just end to the peace negotiations.[15]

The second major problem that undermined the government's position beside the internal crisis was that not only was it incapable of preserving the former territorial integrity of the country, but by the beginning of 1919 it threatened to lose significant parts of the country populated by ethnic Hungarians too. The fall of the Károlyi government – which was constantly battling political pressure from the extreme right-wing and extreme left-wing (Communist) movements – was directly caused by this issue. As a result of the continuously increasing demands of the Triple Entente, the government resigned on 21 of March 1919 and handed over power to the social democrats with the hope that after the futile search for Western allies, the Soviet Red Army would help protect the country. The social democrats immediately formed an alliance with the communists and founded the Hungarian Soviet Republic based on the Soviet-Russian model, and proposed Communism as a solution to the crisis.

The Breakdown in Transylvania and Székely Land

The main goals of the Hungarian elite taking power in Budapest and Transylvania in the autumn of 1918 were to organize a "regime change", to stabilize its power and to run the state – to ensure public security, provide public services, restart production and so on – in this increasingly chaotic situation. Beside the local Székely national councils, several Székely National Councils had been established in other parts of Hungary, with the aim to achieve self-determination for Székely Land in the name of the Székely community.[16]

The solutions elaborated to address the new situation in Transylvania could be grouped into two major categories: the ones that involved redrawing the

15 László Szarka: The Break-up of Historical Hungary, In: Nándor Bárdi, Csilla Fedinec, László Szarka (eds.): Minority Hungarian Communities in the Twentieth Century. Boulder 2011, pp. 29–42. See also Zoltán Szász: Revolutions and National Movements After the Collapse of the Monarchy (1918–1919), In: Köpeczi, Makkai, Mócsy, Szász (eds.): History of Transylvania, pp. 755–798.

16 Nándor Bárdi: The Creation of Hungarian Minority Groups (Romania), In: Bárdi, Fedinec, Szarka (eds.): Minority Hungarian Communities, pp. 52–58.

borders of Hungary and Romania and the ones that did not necessitate such measures.

The issue of Székely Land including the Counties of Maros, Udvarhely (Odorhei in Romanian, Oderhellen in German), Csík (Ciuc in Romanian, Tschik in German) and Háromszék (Trei-Scaune in Romanian) is addressed here in three regards. First, how could the Hungarian government administer territories (with ethnic Hungarians as a majority) located 300–600 km away from its new borders?[17] Second, how could institutional autonomy for the Székelys and Saxons be achieved and established based on paragraphs 10 and 11 of the Minority Treaty?[18] Third, how could the issues of poverty and overpopulation due to unclear tenure status, massive emigration and stagnating economic modernization be solved in Székely Land?

Essentially there were three main Hungarian solutions proposed to the crisis in Transylvania in 1918–1919. First, to preserve Hungary's integrity by guaranteeing national autonomies (through establishing cantons, thus the "cantonization" of the province) – as suggested at the Hungarian General Assembly in Marosvásárhely and in Kolozsvár (Cluj in Romanian, Klausenburg in German). Second, to establish an independent Transylvanian State with "three equal nations" (such as the plan by Elemér Gyárfás [1884–1945] from March 1919). Third, the establishment of an independent Székely Republic based on an ethnic approach, which had already been proposed at the Székely National Council's general assembly in Budapest. At the beginning, the first two solutions were the dominant ones; however, after the decisions made at the Romanian National Assembly in Gyulafehérvár and the Romanian occupation of Transylvania (December 1918–January 1919), they both became unrealistic. Thus, the third concept, the establishment of an independent Székely Land, was the only solution left. At the same time, the [Romanian] Ruling Council, representing the Romanians of Transylvania, tried to persuade the Hungarian

17 "Aranyosszék", which was geographically never contiguous to the other Székely counties – it belonged to Kolozs (Cluj) and Alsó-Fehér (Alba) counties – was not considered part of Székely Land.

18 Upon Woodrow Wilson's initiative, all the successor states had to sign agreements protecting national and religious minorities as part of the peace treaties. These agreements were meant to form the foundations of a minority protection system. The Romanian leaders initially refused to accept this condition, but later changed their minds, and thus the Minority Protection Treaty between the Allied Powers and Romania was signed on 9 December 1919 in Paris. While Article 10 of the treaty states that Romania would ensure education for minorities in their mother-tongue in the public primary schools, Article 11 permits local educational and religious autonomy for the communities of Saxons and Székelys in Transylvania. László Szarka: Hungary at the Peace Talks in Paris, In: Bárdi, Fedinec, Szarka (eds.): Minority Hungarian Communities, pp. 48–49.

officials in Székely Land to join so-called Greater Romania voluntarily – similarly to the Saxons – where they would be guaranteed some special rights.[19] However, the Hungarian officials could not accept this offer, as this could have been used to weaken Hungary's negotiating position during the peace negotiations.

The three solutions mentioned above were proposed and elaborated parallel to one another. However, by late 1918 and in early 1919, the idea of an independent Székely Land became a sort of "forced solution" or "last resort" under the uncertain circumstances generated by the provisional threefold power structure in the region.[20] This third idea was essentially meant to draw attention to the problem of Székely Land at the peace negotiations, and was possibly to be presented in more detail by the delegates.

During this period, when the disintegration of Austria-Hungary had already started, many similar short-lived unusual solutions were born spontaneously or with the help of the Hungarian government, usually lasting only for a few days or weeks. Among them were the "Republic of Banat" in November 1918, the "Zipser German Republic" and the "Eastern Slovak Republic" in December 1918, the "Kalotaszeg Republic" at the turn of 1918–1919, the "Slovak Soviet Republic" in June–July 1919, the "Free State of Rijeka" between 1920 and 1924 or the "Banate of Leitha" (Lajtabánság in Hungarian, Leitha-Banat in German) in October-November 1921. In the following section, we will present in brief the solutions Hungary proposed to deal with the crisis in late 1918.

Hungarian Alternative Solutions in Late 1918

By late autumn 1918, after the turn in Romanian–Hungarian power relations, the leaders of a local (Transylvanian) Hungarian pressure group, István Apáthy (1863–1922), Árpád Kemény (1867–1941) and István Bethlen (1874–1946) proposed the following to Mihály Károlyi: 1. They asked him not to make a final decision on the nationality question without consulting them. 2. They demanded that he neither sacrifice Hungarian unity nor accept any "territorial mutilations" in the peace negotiations. 3. "The Croatians should be left to their own fate", they argued. 4. Instead of the idea of federalization, they proposed that the different nationalities should be granted self-determination in

19 On the Romanian Ruling Council see Gheorghe Iancu: The Ruling Council: The Integration of Transylvania into Romania 1918–1920. Cluj-Napoca 1995.

20 The Hungarian local administration and the High Governing Commission for Eastern Hungary (led by István Apáthy); the Romanian Ruling Council (Consiliul Dirigent), led by Iuliu Maniu; the Romanian Army and the Romanian government in Bucharest.

the areas of religion, public education and economy. Moreover, religious schools should be financed "from Hungary's budget for education in accordance with the amount of tax they pay."[21] Concerning public administration, they proposed that instead of federalization, the current county borders should be changed according to ethnic proportions, so as to establish bilingual local councils. A separate department or secretariat should be guaranteed for all nationalities. At most, each nationality constituting more than 10 percent of the country's entire population could have its own minister. They rejected the idea of an autonomous Transylvania, arguing that the combined total of Hungarians and Saxons almost equalled the number of Romanians in Transylvania. Moreover, they argued that as Hungarians and Saxons stood far above the Romanians both culturally and economically, therefore they would prevail anyway. In their view, the question of autonomy would lead to the separation of Transylvania from Hungary. The rights described above could only be ensured if all neighbouring countries renounced their irredentist aspirations, and if this were the case, then the idea of an autonomous Transylvania would become unnecessary.

Oszkár Jászi (1875–1957), the head of the Ministry of Minorities in Károlyi's government, viewed this situation completely differently. His paper from the spring of 1918, entitled "The Future of the Monarchy – the Fall of Dualism and the United States of the Danube", envisioned a democratic alliance of states along the river.[22] This alliance would be formed by the following five "baby nations": the Hungarian, German, Czech, Polish and Croatian-Serbian nations, and would profit from protection and help within larger European integration processes. This plan focused on preserving Hungary's territorial unity and it lent insufficient weight to the separatist aspirations of other minorities such as the Serbians and Romanians, who wanted to unite with their co-nationals from the neighbouring countries.

As minister, Jászi was forced to address this issue of separation in the autumn of 1918. His major goal was to establish the institutional framework for han-

21 György Litván (ed.): Károlyi Mihály levelezése [The Correspondence of Mihály Károlyi]. Vol. 1, 1905–1920. Budapest 1978, p. 245: 1. A nemzetiségi kérdésben nélkülük ne kötelezze el magát. 2. Az eljövendő béketárgyalásokon nem szabad Magyarország belső egységét feláldozni, vagy az ország megcsonkítását elfogadni. 3. "A horvátokat sorsukra kell bízni." 4. A föderalizálás helyett a nemzetiségek egyházi, közművelődési, gazdasági önkormányzatát lehetne biztosítani. A felekezeti iskolák számára "szabad rendelkezésre adjuk a Magyarország költségvetésében tanügyi célokra fölvett összegnek azt a hányadát, amely az ő adózási hányaduknak megfelel".

22 Gábor Richly, Balázs Ablonczy: Jászi Oszkár [Oszkár Jászi]. In: Ignác Romsics (ed.): Trianon és a magyar politikai gondolkodás 1920–1953 [Trianon and Hungarian Political Thinking in 1920–1953]. Budapest 1998, pp. 134–155.

dling the nationality question in Hungary before the peace negotiations began. He hoped that in the meantime neither the neighbouring countries of Hungary nor the national communities would make final decisions on the new national borders. On 9 November 1918, the Romanian Central National Council announced in an ultimatum that it would subsume 26 counties from Eastern Hungary under the governance of the Romanian National Government in Nagyszeben (Sibiu in Romanian, Hermannstadt in German). At the negotiations on 13 November in Arad, Jászi proposed the following: 1. They should rather focus on smaller administrative regions instead of counties and establish homogeneous national blocks in Eastern Hungary wherever possible. These national regions ("cantons") should be chosen and monitored by an international committee. 2. The Romanians would run the state administration in these cantons with the exception of defence and foreign affairs. 3. The representatives of the Romanians from Transylvania could participate in the peace negotiations, where the final borders would be decided upon. Some cities or regions would become autonomous, such as the regions of Petrozsény (Petroșani in Romanian, Petroschen in German), Déva (Deva in Romanian, Diemrich in German), Vajdahunyad (Hunedoara in Romanian, Eisenmarkt in German) and Radnót (Iernut in Romanian, Radnuten in German).[23]

On the other hand, the Romanian leaders were only willing to accept the idea of Transylvania's autonomy within the Romanian Kingdom. Iuliu Maniu (1873–1953) claimed total sovereignty for the Romanians living in Eastern Hungary and he demanded a final, non-provisional solution to this problem before the peace negotiations started. The next day, Jászi came up with an eleven-point proposal; this, however, was also rejected.[24]

On 9 November and on 13 November 1918 the Székely National Council was established in Budapest and subsequently in Kolozsvár.[25] On 17 November, a few days after signing the Belgrade Armistice and after the unsuccessful negotiations in Arad, a general assembly was held in Budapest, where the majority voted for the principle of Hungary's territorial integrity and for the

23 Peter Haslinger: Arad, November 1918. Oszkár Jászi und die Rumänen in Ungarn 1900 bis 1918. Wien, 1993, pp. 122–135.

24 On Jászi's negotiations in Arad see László Szarka: The Helvetian model as an alternative and its failure in autumn 1918. A contribution to the history of the minority policy of the Károlyi government. Minorities Research 11 (2009), pp. 127–140, here pp. 132–135. <http://epa.oszk.hu/00400/00463/00011/pdf/EPA00463_minorities_2009-11_127.pdf>, 5.9.2018.

25 In Budapest, the leadership of the council was soon taken over by Benedek Jancsó, Dénes Sebess and Gábor Ugron.

principle of "cantonization", which would assure the free development of the different nations.[26]

If the principle of Hungary's territorial integrity were not respected at the Peace Conference, the Székely National Council planned to establish the independent Székely Republic along ethnic lines. They demanded that representatives of the "Székely nation" be invited to the Peace Conference as distinct participants, or be represented in the delegation of the Hungarian People's Republic.[27] Oszkár Jászi supported these suggestions. Two days after the great assembly in Budapest, a committee was set up in Marosvásárhely, thanks to István Bethlen, with the aim to establish the Székely National Council there, and a general assembly was convened in the town for 28 November.

According to press materials from this preparatory period, the main goal of the Székely National Council was to establish the independent Székely Republic in line with the Wilsonian ideas. When claiming that the Székely region should be a separate political entity, they argued that the Székelys had a different mentality, history and traditions than other Hungarian communities (emphasising the differences between Székely and Hungarian interests and mentioning the "free Székely nation" prior to 1848). The territory of the Székely Republic was imagined to include the following regions: the counties of Háromszék, Csík, Udvarhely (Odorheiu in Romanian) and Maros-Torda (Mureș-Turda in Romanian, Mieresch-Thorenburg in German),[28] parts of Moldova inhabited by the Csángó (Ceangăi in Romanian) people, and Hungarian-inhabited territories of Torda-Aranyos (Turda-Arieș in Romanian), Brassó (Brașov in Romanian, Kronstadt in German), Kis-Küküllő (Târnava-Mică in Romanian, Klein-Kokelburg in German), Nagy-Küküllő (Târnava-Mare in Romanian, Groß-Kokelburg in German) and Beszterce-Naszód (Bistrița-Năsăud in Romanian, Bistritz-Naszod in German) counties.[29] Out of the total 1.3 million inhabitants of the Republic, there would have been 666,000 Hungarians, 460,000 Romanians and 150,000 Saxons, meaning that Hungarians and Saxons together would have accounted for about two-thirds of the population.

However, instead of proclaiming the Székely Republic, the members of the Székely National Councils elected the Hungarian National Council of Transylvania in Marosvásárhely, and it was meant to protect the rights of Hungar-

26 Decisions of the Great Assembly of the Székely Association/Székely National Council from Budapest on 17 November 1918, MOL K 40–1918–XVIII.–308. 3 f.

27 Ibid.

28 The four "Székely counties" correspond more or less to today's counties of Covasna, Harghita and Mureș.

29 Today parts of Cluj, Alba, Brașov, Sibiu and Bistrița-Năsăud counties.

ians living in Transylvania. The participants in the assembly decided to try to provide solutions to the nationalities problem while protecting Hungary's territorial integrity. They called for appropriate military measures to resist the Romanian invasion, and they also initiated the establishment of a National Council in Székely Land.[30] All these claims and pursuits had no real consequences, as within a few days the Romanian army had crossed the demarcation line. The government in Budapest planned to invest the Central Committee of Eastern Hungary in Kolozsvár, led by István Apáthy with a regional leading role, but this plan proved to be unfeasible as well.

In addition to the ideas of "cantonization" and the Székely Republic, there was another central focus to the talks given at the general assembly held on 22 December 1918 in Kolozsvár – which was intended to be a demonstration against the Romanian National Assembly in Gyulafehérvár – namely the common need of all nationalities living in Transylvania for self-determination. Moreover, this assembly in Kolozsvár preferred to legitimize the power of the Central Committee of Eastern Hungary against the Ruling Council from Nagyszeben. However, all these pursuits were abolished when the Romanian troops entered Kolozsvár on 24 December 1918.

Árpád Paál's "Memoir about the Neutral, Independent Székely State"

After the Belgrade Armistice, the idea of establishing the Székely Republic was still alive. Deputy Lieutenant of Udvarhely County, Árpád Paál (1880–1944), published his proposal in the periodical *Székely Közélet* [Székely Public Life] on 8 December.[31] Until 1918, Paál had been the general clerk of Udvarhely County, then on 1 November he became the president of the Local National Council. Later, he worked as a deputy lieutenant and sought to circumvent the chaotic situation that occurred after the Romanian invasion on 6 December.

On 22 December, when the officials from Udvarhely County contacted the Romanian Ruling Council in Nagyszeben, they suggested the idea of the independent Székely Republic to Romul Boilă (1881–1946); however, he rejected it, arguing that in light of the decisions made in Gyulafehérvár, the idea was outdated.

30 Ignác Romsics: Bethlen István. Politikai életrajz [István Bethlen. Political Biography]. Budapest 1991, pp. 73–75.

31 Nándor Bárdi: Impériumváltás Székelyudvarhelyen 1918–1920 [The Change of Power in Székelyudvarhely 1918–1920], In: Aetas 3 (1993), pp. 76–120.

On 2 January 1919, at the general meeting of Hungarian officials in Udvarhely, it was agreed that the proclamation of the independent, neutral Székely state was necessary despite signing the armistice and acknowledging the Romanian occupation. On 9 January, Árpád Paál ordered local officials to take their oath to the Hungarian People's Republic, and in the event that Udvarhely County was to be separated from Hungary, then their oath would still be valid for the Székely Republic.[32] All in all, this means that the aim of establishing the independent Székely Republic was either to protect the integrity of Hungary or to protect the Hungarian community living in Transylvania. The following day, Paál was placed under house arrest by the Romanian authorities, and the proclamation of the Székely Republic never took place. He wrote a paper entitled *Memoir about the Neutral, Independent Székely State* [Emlékirat a semleges, független, székely államról] while under arrest. This document was later distributed illegally and was read by both local officials and officials in Budapest, but their reactions to it remained unknown.[33]

Paál's proposal was born in times of crisis and it was a utopian state-building vision. He based his plans on Woodrow Wilson's concept of the people's right to self-determination, on the historical tradition of Székely self-government and on the negotiations pursued with the Romanian Ruling Council. The independent Székely state was to be neutral – its neutrality would have been guaranteed by international conventions, by the great powers and by neighbouring countries – and it would have formed economic alliances with both Hungary and Romania. Its territory would have included the four "Székely counties" and the surrounding regions from central Transylvania with a significant Hungarian population – an estimated 800,000 ethnic Hungarians in total. The role of the central government would have been essential in the functioning of this new state, including the Church and state-governed education; however, public administration was to be decentralized with a small number of civil servants (altogether around 9–10,000 people including teachers and professors). The state was to be constituted by the following central institutions: the President of the Republic – elected democratically, every six years (by all citizens – both men and women – older than 24, although the right to vote was linked to one's qualifications), three Ministries (the Ministry of External Affairs, the Ministry of Internal Affairs and the Ministry of Economic

32 Bárdi: Impériumváltás, pp. 92–93. See also Árpád Paál: Visszaemlékezés 1918 őszére [Remembering the autumn of 1918]. Haáz Rezső Museum, Székelyudvarhely, the Manuscripts of Árpád Paál (HRM PÁK) Ms 7651/337, and see also Fogság naplók [Prison Diaries] 7651/331.

33 HRM PÁK Ms 7651/153.

Affairs) and the equivalent Executive Departments. The economy would have been state-controlled and self-sustaining with collectivistic-egalitarian characteristics (for example monopoles, public property, cooperatives), it would have been based on state-owned forests, animal husbandry, commerce, raw materials (such as natural gas), and mineral resources. Paál's utopian ideas were characteristic of his time, for example collectivism, the rational organization of the state and society, internationally guaranteed political neutrality etc.

Some elements of the plan can be interpreted as direct answers to the critical circumstances of the time. The idea of an independent state was supposed to be a compromise between the mutually exclusive national needs and requests of the Hungarians and the Romanians – both requests were based on historical and ethnic grounds. At the same time, it was to follow Wilson's principles concerning peoples' right to self-determination.

The idea of neutrality was probably motivated both by the Hungarian–Romanian conflict and by the newly emerging international political situation. The pursuit of neutrality can be interpreted as a pacifist reaction to the war, but it could have equally been motivated by the fact that Székely Land was the first territory of Transylvania to be occupied by the Romanians, meaning that armed resistance was no longer a viable solution. The economic models elaborated within the plan aimed to dispel the social and economic crisis from Székely Land originating in the second half of the 19th century and to abate the difficulties caused by the war. This economic plan was in line both with the economic development programs of the Székely assembly from 1902 and with more recent economic trends (for example a state-run economy, cooperatives etc.). Nationalized forests, animal husbandry and natural sources would have assured its central economic resources, all profits from exports and imports would also have enriched the state. All the remaining private properties – arable land, fields, meadows and vineyards – would have served the needs of the owners' families.

Moreover, the idea of a republic as a form of state – by definition democratic – was born of the rejection of the previous practices of dualist Hungary. The way the new state was imagined reflects the general desire for a modern democratic state – a state "close to the people."[34]

The idea of the Székely Republic appeared again a few months later in a proposal put to the French troops in Szeged.[35] The proposal was made by an

34 See also Árpád Paál: A kisebbségi lét tanulóévei Erdélyben [The years of training for being a minority in Transylvania] Vol. 1. Csíkszereda (Miercurea Ciuc) 2008, pp. 47–59.

35 Archives de la Guerre, Paris. 20 N 513. Dossier Szeged. Nr. 188. Cited by Ignác Romsics: Bethlen István koncepciója a független vagy autonóm Erdélyről [Bethlen's conception of an

Abbildung 1: The statue of the "Iron Székely" in the center of Székelyudvarhely (Odorheiu Secuiesc), Romania, Harghita County. Foto: Csaba Zahorán, 2016. The original wooden statue, covered by flakes of steel, was inaugurated in 1917 to commemorate the military service of soldiers serving in the 82nd Székely Infantry Regiment. Soon after the Romanian occupation, in February 1919, the statue was first mutilated one night, then a few days later, Romanian soldiers toppled the statue and symbolically "executed it" by opening fire at it. The invaders used the statue's wooden material for firewood. In 1941, another wooden memorial was erected in the same place, but this one disappeared later. Today's bronze statue, created by sculptor János Szabó, was inaugurated on 15 March 2000 and it serves as one of the important venues for festive commemorations in the town of Székelyudvarhely.

Source: Nándor Bárdi: Impériumváltás Székelyudvarhelyen 1918–1920 [The Change of Power at Székelyudvarhely 1918–1920]. In: Aetas 3 (1993), pp. 90–91. <https://www.kozterkep.hu/~/7262/Vasszekely_Szekelyudvarhely_2000.html>, 16. July 2019.

unidentified person ("Geza Cuska de Haro"), who offered the support of a Székely army counting around 100,000 men to fight against the Red Army if the Allies gave their support to the establishment of an independent Székely Republic. The French mediator forwarded this as a claim to establish the Independent Republic of the Transylvanian Regions. This could not have been

independent or self-governing Transylvania], In: Ignác Romsics: Nemzet, állam, régió [Nation, state, region]. Cluj-Napoca 2013, pp. 77–78.

a typo, as not only were the four Székely counties (Csík, Háromszék, Udvarhely, Maros-Torda) to be included under "Hungarian governance" enumerated, but also Kis-Küküllő, Nagy-Küküllő, Kolozs, Torda-Aranyos counties and the Hungarian-inhabited parts of Brassó, Alsó-Fehér, Szolnok-Doboka, Fogaras, Bihar and Szilágy counties – it was rather a sign of a shift in politics. The proposal's authors most likely knew about the Vix Note,[36] and they were aware of the fact that Hungary was about to lose its territories in the region of Partium too. They therefore sought to claim independence for the entire territory inhabited by Hungarians that was about to be separated from Hungary.[37]

The Afterlife of the Idea of an Independent Székely Land

As the Hungarian political elites in both Transylvania and Budapest tried to regain and reintegrate Transylvania into Hungary all the way until the end of World War II, the question of the future of Székely Land remained on the agenda as well. After signing the Trianon Peace Treaty (4 June 1920), Árpád Paál called for the autonomy of Székely Land and of other Hungarian-populated territories within the Romanian state. In September 1920, he travelled to Székely Land as a journalist and prepared a petition in the name of almost 40 localities addressed to the Romanian Legislature and to the League of Nations, in which they requested self-governance for the Hungarian-Székely nation in line with § 47 of the Peace Treaty. This territory with "national self-government" was to incorporate Székely Land, the Hungarian parts of Brassó and Kis-Küküllő counties, parts of Maros-Torda County together with parts of Aranyos-Torda, Kolozs, Szolnok-Doboka and Szilágy counties, and finally the Hungarian territories in Partium.[38] They called for self-determination in administrative, judicial, educational, economic, and defensive matters and claimed legislative rights for their government. They also claimed that all Hungarians living in other territories beside the ones mentioned above should

36 The Vix Note refers to the demands made by the Entente Powers of the Hungarian government delivered by the commander of the Entente mission in Budapest, Lieutenant-Colonel Fernand Vix, on 20 March 1919. The note demanded further withdrawal of the Hungarian troops from Transylvania – unacceptable to the Hungarian government, which was already giving up considerable parts of Hungarian territory (in spite of the Belgrade Armistice of November 1918).

37 Nándor Bárdi: Javaslatok, modellek az erdélyi kérdés kezelésére (A magyar elképzelések 1918–1940) [Suggestions and Models on the Transylvanian Question (The Hungarian Ideas 1918–1940)], In: Magyar Kisebbség [Hungarian Minority] 1–2 (2004), p. 345.

38 Request addressed to the Romanian Legislature and to the League of Nations, 08.09.1920., HRM PÁK Ms 7651/190. 1

be registered and that they should be able to become members of this autonomous entity, with the right to vote in elections and on state legislation.

No further information about what happened to this request could be found. This document, however, contains the national autonomy framework as imagined by the Hungarian elite of Transylvania in the 1920s,[39] which was meant to assure the Hungarian community's future within the Romanian state.

In 1921, Árpád Paál proposed the establishment of cultural autonomy in Transylvania in a pamphlet entitled *Kiáltó Szó* [Exclamatory Word] – one of the first political documents of the Hungarian minority in Romania. In his view, national autonomy was to be represented by the Hungarian National Alliance, but because of the political character of this entity and its clear aim to achieve autonomy for the Hungarians, the institution was banned from operating.[40] He continued to claim educational and religious autonomy for the Székelys in accordance with Article 11 of the Minority Treaty.[41] Initially this idea was rejected by the Hungarian Church leaders themselves, who were afraid of state control and who argued for the unity of Hungarians in Transylvania.[42]

However, Székely Land's autonomy came to nothing in the interwar period. Between 1940 and 1944, Székely Land became part of Hungary once more, but during the preparation of the peace treaties following World War II the idea of an autonomous Székely Land arose again. Later, during Communism, a particular form of autonomy was born: the Hungarian Autonomous Province (1952–1960/68) was established, based on a Soviet model (and due to Soviet pressure).

After the regime change in Romania in 1989, the question of establishing an autonomous Székely Land was rejected for several reasons. On the one hand, the Romanian elite kept focusing on "building" the Romanian nation state,[43] and thus did not want to hear about this idea. The idea was discarded even by

39 The Saxons declaired their autonomy within the Romanian state at the Saxon People's Assembly on 6 November 1919.

40 Bárdi: The Creation of Hungarian Minority Groups. In: Bárdi, Fedinec, Szarka (eds.): Minority Hungarian Communities, pp. 56–58.

41 Paál: A kisebbségi lét. pp. 120–182.

42 Beside Paál's proposals, there were other Hungarian concepts of Transylvanian and Székely autonomy. See Bárdi: Javaslatok, modellek, pp. 329–376. See also Stefano Bottoni: National Projects, Regional Identities, Everyday Compromises. Székely Land in Greater Romania (1919–1940). In: Hungarian Historical Review 2 No. 3 (2013). pp. 477–511.

43 The Romanian Constitution of 1991 and its later modifications consistently declare Romania a "unitary national state". Thus, although Romania had to adopt many laws and decrees concerning minority protection in order to join the EU and NATO, the constitution and the Romanian elites still exclude recognition of collective minority rights following the traditional Western European (French, Greek etc.) nation-state building model.

the Democratic Alliance of Hungarians in Romania (DAHR), especially after governing together in coalition with different Romanian parties from 1996 onward. On the other hand, it seemed again that this idea would threaten the unity of the Hungarian community in Transylvania.

At any rate, the pursuit of autonomy for Székely Land keeps reappearing and it continues to build on the formerly elaborated plans and concepts. The idea has been further elaborated by several political organizations (by the Székely National Council and the Transylvanian Hungarian National Party since 2003), and it has been presented to the Romanian Parliament several times (in 2004, 2005 and most recently in 2018). The proposal was rejected without any substantial discussion. All autonomy models, however, have the following goals in common: building an autonomous community, bringing solutions to the region's socio-economic problems and mobilizing the Hungarian population.[44] The ideas of the independent Székely nation and Székely state still exist, but only some marginal groups support them today. Finally, in the context of the recent conflicts between Russia and Ukraine, some have suggested that "the Székely issue" is actually part of anti-Romanian ambitions based on collaboration between Hungary and Russia.[45]

Utopia or a Realistic Plan?

Today, the concept of the Székely Republic based on independence and statism seems to be a utopian idea; however, under the particular circumstances at the end of World War I it was not completely unrealistic. As we know, between 1918 and 1923,[46] Central and Eastern Europe was characterized by a high degree of uncertainty and the international political situation was constantly changing. Although the Triple Entente fulfilled almost every claim imposed by Romania in 1916, nothing was certain until the Trianon Peace Treaty was actually signed. But finally, the general circumstances and the relations between

44 See Levente Salat: The Chances of Ethnic Autonomy in Romania – between Theory and Practice, In: Zoltán Kántor (ed.): Autonomies in Europe. Solutions and Challenges. Budapest 2014, pp. 123–139.

45 For example, see Camelia Badea: Dan Dungaciu: Relatia Romaniei cu Rusia risca sa se treaca prin Budapesta! Ziare.com 18. 10. 2013. <http://www.ziare.com/politica/politica-externa/dan-dungaciu-relatia-romaniei-cu-rusia-risca-sa-treaca-prinbudapesta-interviu-1263139> or Ovidiu Maican: Enigma Ținutului Secuiesc. Revista 22, 27.3.2018. <https://revista22.ro/70270269/enigma-inutului-secuiesc.html>.

46 The Treaty of Lausanne between Turkey and the Entente Powers in 1923 ended the war in the Middle East, and it finalized the frontiers of Turkey (thus revising the Treaty of Sèvres in 1920).

the Great Powers were all in favour of Bucharest. And all the "temporary states" (from Fiume to Ukraine) disappeared with time.

We know of other similar ad-hoc state-building and nation-building projects as well that resemble the idea of an independent Székely Land – which actually seems artificial and forced today. In all these cases, external circumstances had a more significant role in nation-building pursuits than the principle of inner, or "organic" development. The same is true for the colonial states established in the second half of the 20th century, but we can find examples in Europe as well, for example Austria, the German Democratic Republic, the Republic of Moldova, and Macedonia. Most of these states were born under external political pressure and not as a result of inner nation-building pursuits: for example the Austrians could not join Germany after 1918; the German Democratic Republic was created from the Soviet occupation zone after the collapse of the Third Reich; Moldova (Bessarabia) – the Eastern part of the former Moldovan Principality – became part of Russia, and was under Russian control until the fall of the Soviet Union; Macedonia was part of Yugoslavia until its collapse, and only in the period of Yugoslavia was the modern Macedonian nation born.

However, such state-building pursuits often led to the actual formation of nations (in all of the previously mentioned cases except for the German Democratic Republic), and it could have led to the formation of the Székely nation, too. There are veritable grounds for such an assumption, as many elements of building an independent state and nation were given: there was a long tradition of self-government in Székely Land, there were distinctive Székely traditions and Székely identity – the latter of which was integrated into the modern Hungarian national identity only in the 19th century – and it was geographically relatively far from Hungary. Even the Romanian efforts to integrate Székely Land into Romania highlighted the distinctive character of the Székely nation. Many Romanians argued that the Székelys were quite different from the Hungarians and some of them even had Romanian origins,[47] but such attempts to divide the Hungarian community in Transylvania proved to be futile.

47 See Irina Livezeanu: Cultural Politics in Greater Romania. Regionalism, Nation Building and Ethnic Struggle 1918–1930. Cornell University Press, Ithaca and London 2000. pp. 138–143.

Utopien im Schatten der Katastrophe. Die Idee der Selbstbestimmung der Szekler nach dem Fall Österreich-Ungarns
(Abstract)

Nándor Bárdi und Csaba Zahorán

Der Beitrag widmet sich der am Ende des Ersten Weltkriegs entstandenen Idee der Selbstbestimmung der Szekler. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf einen Vorschlag des örtlichen Politikers Árpád Paál aus dem Jahr 1919 gelegt und in den größeren Kontext der Situation nach dem Ersten Weltkrieg gestellt: die Szekler und das Szeklerland inmitten der bedeutenden Veränderungen, die nach der militärischen Niederlage des österreichisch-ungarischen Reiches im Jahre 1918 aufgetreten sind – die „Asternrevolution" in Ungarn und die allmähliche Besetzung Siebenbürgens durch die Rumänische Königliche Armee vom Spätherbst 1918 bis ins Frühjahr 1919 – sowie die Frage der Szekler-Autonomie nach 1920.

Vor und nach der rumänischen Besetzung setzte sich Ungarn mit der Zukunft Siebenbürgens und des Szeklerlands intensiv auseinander. Zuerst versuchten die ungarischen politischen Eliten alle Territorien zu halten, die früher dem österreichisch-ungarischen Reich angehört hatten. Dieses Streben erwies sich jedoch zunehmend als unrealistisch. Infolgedessen entwickelten sich im Kreis der ungarischen Eliten neue Ideen. Im Einklang mit den Prinzipien des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson wollten sie Wege finden, die eine möglichst große Autonomie für Siebenbürgen oder zumindest für das Szeklerland zu garantieren versprachen.

Eines der ausführlichsten Dokumente über das Streben der Szekler nach Selbstbestimmung wurde Ende 1918/Anfang 1919 von Árpád Paál verfasst, dem Vizegespan des Komitats Udvarhely, der zu diesem Zeitpunkt von den rumänischen Behörden bereits unter Hausarrest gestellt worden war. Paál sah die Errichtung einer neutralen, unabhängigen, freien und souveränen Republik Szeklerland vor, die wirtschaftliche Allianzen mit Ungarn und Rumänien hätte aufbauen können. In seiner Konzeption hätte die neue Republik nicht nur das Szeklerland im engeren Sinne umfasst, sondern auch andere Regionen mit einem hohen ungarischen Bevölkerungsanteil integriert, die zum Anschluss bereit gewesen wären. Die nach Paál für diesen neuen Staat charakteristische Regierungs- und Gesellschaftsordnung spiegelt die populären politischen Ideen der Zeit wie Demokratie, Sozialismus und nationale Selbstbestimmung wider.

Paáls Vorschlag wurde vom extremen politischen Kontext seiner Zeit bestimmt, nämlich von der internationalen, politischen und sozialen Krise Ungarns am Ende des Krieges. Folglich musste jede politische Idee Rettungspläne und Lösungen für die innere und äußere Krise Ungarns beinhalten. Allerdings stand dieses besondere Konzept – zusammen mit vielen anderen damals – in starkem Kontrast zu den Ambitionen des rumänischen Königreichs, die auf geheimen Vereinbarungen von 1916 beruhten, von der rumänischen Nationalversammlung in Alba Iulia hervorgehoben und mit der Besetzung Siebenbürgens durch die rumänische Armee manifestiert wurden. Nach der militärischen Besetzung des Szeklerlands – und danach ganz Siebenbürgens – wurde die Idee, einen souveränen Szeklerstaat zu gründen, zur Illusion. Später konnte das Konzept der Selbstbestimmung der Szekler nur im engeren Sinn, entsprechend den Bestimmungen des gegen Ende des Jahres 1919 unterschriebenen Minderheitenschutzvertrages, weitergedacht werden. Im Jahre 1931 verfasste Paál einen weiteren Vorschlag für eine regionale Autonomie, jedoch beschränkte er sich diesmal auf den Bereich der öffentlichen Bildung im Szeklerland.

Trotz der Tatsache, dass die von Paál geplante Szeklerrepublik – und alle anderen Versuche, ein selbstbestimmtes Szeklerland zu verwirklichen – nie realisiert wurde, blieben seine Ideen und Vorschläge nicht ohne Spuren. Nach dem Fall des Kommunismus in Ungarn und Rumänien ist die Frage der Selbstbestimmung der Szekler wieder aktuell geworden, und die Konzepte der Zwischenkriegszeit stellen wieder Referenzpunkte dar und dienen als Inspiration für ähnliche politische Ambitionen im heutigen Siebenbürgen, wie sie sich beispielsweise im politischen Programm des heute bestehenden Nationalrates der Szekler widerspiegeln.

"The Resurrection of Hungary": A Comparative Context for Ireland

ÉAMONN Ó CIARDHA

"*It is impossible to think of the affairs of Ireland without being forcibly struck with the parallel of Hungary.*"
(Sydney Smith, English writer, 1771–1845)

Ireland and Hungary, two old, proud and culturally rich nations, have in their own inimitable ways either languished at Western Europe's periphery or boxed above their weight in its political, military and cultural life. Moreover, their relationships with, and subjugation to the continent's great confederations, empires and other supranational structures (Papal, Ottoman, Habsburg, English/British, German, Soviet and, more recently, that of the European Union) have played a crucial role in defining and shaping their histories, identities and politics. They have often been shields, pawns, buffer zones and battlefields between the great powers; moreover, their inhabitants served as cultural whipping boys of their colonial polemicists in early modern and modern history.[1] Through focusing on key phases of their respective fights for self-determination in the nineteenth and twentieth centuries, this article will explore coverage of their respective struggles through national and regional newspapers. In addition, it will examine Arthur Griffith's (1872–1922) *The Resurrection of Hungary* (1904). This influential (and regularly reprinted) pamphlet not only summarized many themes in contemporary newspapers but also sought to deploy the Hungarian experience as a template for Irish self-determination in the period between the foundation of Griffith's own Sinn Féin Party (1905) and the emergence of the Irish Free State (1921), of which he became prime minister.

In both instances, however, Ireland's and Hungary's journeys from sovereignty, through subjugation to independence started long before the nine-

1 James Lydon: The Making of Ireland. From Ancient Times to the Present. London 1998; Miklós Molnár: A Concise History of Hungary. Cambridge 2001.

teenth century. In one of the great ironies of Irish history, Nicholas Breakspear (ca. 1100–1159), the only Englishman ever to sit on the throne of St. Peter (as Adrian IV) issued the papal bull *Laudabiliter* (1150) that ultimately bestowed the lordship of Ireland on Henry II of England (1133–1189). Subsequently used to rubber-stamp the English invasion of Ireland (1172), it also facilitated the rehabilitation of the excommunicated Plantagenet after the murder of his friend Thomas á Beckett, Archbishop of Canterbury (1170).[2] Thus began the seven hundred years of English/British oppression that has dominated traditional Irish nationalist and republican discourse.

For their part, the Habsburgs took control of one part of a partitioned Hungary after the death of King Louis II of Hungary (1506–1526) at the Battle of Mohács (30 August 1526), proving the claim attributed to his predecessor, King Matthias Corvinus (1443–1490), that they gained more of their victories in the boudoir than on the battlefield.[3] This fateful battle entangled Hungary into a Gordian Knot with Austria and the Ottoman Empire that would only be severed by the collapse of the Austro-Hungarian Empire (1918), the Treaty of Trianon (1920) and the abolition of the Ottoman Sultanate in 1922.

As well as highlighting comparisons between the "wild Irish" and "brutish Indians" of early English and British settlements in the Americas, Tudor and Early Jacobean commentators also turned for suitable Irish comparisons to the client and subject peoples of the Ottoman and Habsburg empires. Post-Reformation English propagandists including Edmund Spenser (1552?–1599), Fynes Moryson (1566–1630), Sir Francis Bacon (1561–1626), Sir John Davies (1569–1626), Barnaby Rich (c.1542–1617) and Meredith Hanmer (1543–1604) often compared the Irish to Scythians and Tartars; as well as decrying the "Grand Turk" and his central European helots, for backwardness, barbarity and savagery.[4] In addition, the wars waged between the Habsburg and Ottoman Empires in the early modern Danube-Carpathian region, invariably characterized as a clash of civilizations and confessions, defined Irish and English/British military and political discourse. The unbridled savagery that characterized warfare on both peripheries of Western Europe is a central theme in contemporary discourse and subsequent historical discussion. Eoghan Rua Ó Néill (1580–1649), commander of the Ulster Army during the Confederate/

2 Lydon: The Making of Ireland, p. 60.
3 "Bella gerant alii; tu felix Austria, nube!" [Let others wage war, you happy Austria, marry].
4 See Éamonn Ó Ciardha: Irish-Language Sources for the History of Early Modern Ireland, In: Alvin Jackson (ed.): The Oxford Handbook of Modern Irish History. Oxford 2014, pp. 439–462.

Cromwellian War (1641–1652), is portrayed in the anonymous *Aphorismical Discovery of the Treasonable Faction* as an Irish "El Cid", smiting the English/Scottish infidels.[5] Ó Néill himself likened the atrocities committed in his native Ulster during the 1640s to the depredations of the Turk. Likewise, James Butler, first duke of Ormond, the most prominent figure in seventeenth-century Ireland, drew Saracen's heads on his papers during Privy Council meetings in the 1640s, a testimony to the "Mohammetan's" place in the early modern Irish and British psyche. [6]

The Ottoman Empire's minions also entered early modern Irish political discourse in the later seventeenth century. Contemporaries dubbed Redmond 'Count' O'Hanlon, a famous Irish outlaw active in Charles II's reign (1660–1685) as "the Irish Scanderbeg", after George Castriot, known as Skanderbeg (1405–1468), Albania's famous military commander, widely mythicised as a bandit-hero.[7] Similarly, the relentless pillaging of the "Rapparees" and "Enniskilliners," the Catholic (Jacobite) and Protestant (Williamite) militias in the War of the Two Kings (1689–1691), drew comparisons with "Croats" and "Tartars."[8] This is no surprise, given that in the late 1680s and early 1690s, Western Europe's attentions would be drawn to her margins. Ireland became a key theatre in the War of the League of Augsburg (1688–1697), where the combined powers of Western Europe aligned themselves against Louis XIV of France (1638–1715). William III, Prince of Orange (1650–1702), Louis' most inveterate enemy, would ultimately secure the Glorious Revolution (1688) and his possession of the English, Irish and Scottish crowns through the battles and sieges of the Boyne (1690), Aughrim and Limerick (1691).[9] At the same time, news of the Sieges of Vienna (1683) and Buda (1686) and the Second Battle of Mohács (1687), which stemmed and ultimately reversed the Ottoman tide in Central and Eastern Europe, also resonated across the continent. Irish and British participation in these wars became a 17th century equivalent of the 18th century "Grand Tour" or 19th century "Great Game"; moreover,

5 J.T. Gilbert: A Contemporary History of Affairs in Ireland from 1641 to 1652. 3 vols. Dublin 1879–1880.

6 Micheál Ó Siochrú: God's Executioner. Oliver Cromwell and the Conquest of Ireland. London 2008, p. 37. Thomas Carte: Life of James Butler, 12th earl, 1st marquis and 1st duke of Ormond. London 1851, pp. 315–316.

7 Éamonn Ó Ciardha: The Irish Outlaw. The Making of a Nationalist Icon. In: James Kelly, J. McCafferty and I. McGrath (eds.): People, Politics and Power: Essays on Irish History, 1660–1850. Dublin, 1999, pp. 51–70.

8 Éamonn Ó Ciardha: Ireland and the Jacobite Cause, pp. 74–75, fns.

9 John Childs: The Army, James II and the Glorious Revolution. Manchester 1980; Thomas Bartlett, Keith Jeffery (eds.): A Military History of Ireland. Cambridge 1996, pp. 188–211.

many Irish soldiers and statesmen including Francis Taaffe, 4th earl of Carlingford (1639–1704) and Peter Lacy, "the Prince Eugene of Muscovy (1678–1751)" found themselves in Imperial and Russian armies which battled the Grand Turk.[10]

In the early 18th century, Prince Eugene of Savoy, "Atlas of the Holy Roman Empire", heaped further humiliation on the Sublime Porte, burning and pillaging his way through the Balkans as far as Belgrade by 1717.[11] Over the course of the 18th and 19th centuries the Grand Turk became the "Sick Man of Europe". Humiliated by Russia and Austria at Karlowitz (1699) and Passarowitz (1718), successive Tsars sought to make the Black Sea, the Sultan's "pure, immaculate virgin", a Russian lake, establish a port on the Mediterranean and re-constitute Constantinople as an Orthodox capital.[12] Meanwhile, the Habsburgs looked to Mars instead of Venus, their traditional patron, to extend their territories in Central Europe and the Balkans. The Hungarian kingdom, which arose from these ashes, rallied to the empress Maria Theresa's (1717–1780) cause when Frederick the Great of Prussia (1712–1786) repudiated the Pragmatic Sanction (which had placed her on the Imperial throne) and invaded and occupied the rich Austrian province of Silesia to ignite the War of the Austrian Succession in 1741. However, it fared less well under her successors, who seemingly rode roughshod over Hungary's jealously guarded prerogatives and political, socio-economic and cultural rights.[13] Indeed, Arthur Griffith offered the interpretation that Joseph II (1741–1790) "carried on with greater vigour and less discretion his dear mother's de-nationalizing policy. He ignored the rights of Hungary, refused to wear the crown of St. Stephen and schemed to suppress the native language."[14]

It is no surprise that Irish nationalists and republicans paid great attention to the anti-imperialist struggles of their Central and Eastern European counterparts.[15] Indeed, they regularly drew inspiration from Hungary's cultural nationalists and dual monarchists, anti-Habsburg Young Italy and Serbian/Slavic anarchists and nationalists; one could argue that the "Black Hand" of

10 Éamonn Ó Ciardha: Francis Taaffe (1639–1704). In: James McGuire, James Quinn (eds.): Dictionary of Irish Biography. Vol. 9. Cambridge 2009, pp. 221–222; Éamonn Ó Ciardha: Peter Edmund Lacy (1678–1751). In: ibid., Vol. 5, pp. 263–264.

11 Božidar Jezernik: Wild Europe. The Balkans in the Gaze of Western Travellers. London 2004; Arthur Griffith: The Resurrection of Hungary, p. XVIII.

12 Simon Seabag Montefiore: The Life of Potemki: The Prince of Princes. London 2000, pp. 215–233; Jezernik: Wild Europe, passim.

13 Arthur Griffith: Resurrection of Hungary, p. XVIII.

14 Ibid., p. XVIII.

15 Of course, Hungarian anti-imperialism only makes sense when directed against Austria and the Habsburgs; they had their own empire under the crown of St. Stephen.

Irish Republicanism pre-dated the pan-Serbian organization of the same name.[16] In spite of this, most comparative studies of Ireland's fraught politics are (understandably) derived from British imperial contexts, pursuing comparisons and contrasts with Cyprus, India/Pakistan, Israel/Palestine, Kenya, Northern Rhodesia/Zimbabwe, South Africa and other disputed regions of the British Empire.[17] However, these central European comparisons are worth re-visiting, especially in these days of barbed wire, Brexit and hard borders, and because Ireland (both parts) and Hungary are (for now) part of the same European entity.[18]

In consequence of their shared subjugation, the related catch-phrases of independence, liberty, home rule and identity characterized both Hungary's and Ireland's subsequent political, military and ideological struggles with Austria, Britain, Turkey and Russia – a discourse which is played out in 19th-century Irish national and regional newspapers. Similarly, Patrick D'Arcy (1598–1668), William Molyneux (1659–1698), Jonathan Swift (1667–1745), Henry Grattan (1746–1820), Theobald Wolfe Tone (1763–98), Daniel O'Connell (1775–1847) and Charles Stuart Parnell (1846–91) pre-empted and echoed the language of 19th-century Hungarian patriots in their exploration of the problematic relationship between Ireland and Britain and its implications for Ireland's political, socio-economic and cultural welfare. For D'Arcy, who wrote prolifically on Ireland's constitutional relationship with England in the mid-17th century, "Ireland was a separate kingdom, subject to the same crown as England but distinct from it."[19] Although approaching the subject from different confessional and constitutional perspectives at the century's end, Molyneux, the father of early modern Irish Protestant patriotism, viewed Ireland as an independent kingdom, subject to the king but not to the Parliament of England.[20] Swift, in his guise as the patriotic Dublin clothier M. B. Drapier, railed at English injustices against Ireland in the aftermath of the Hanoverian Succes-

16 Peter Hart: The Fenians and the International Revolutionary Tradition, In: James McConnell and Fearghal McGarry (eds.): The Black Hand of Republicanism. The Fenians and History. Dublin 2009, chapter 13.

17 Thomas M. Wilson and Hastings Donnan (eds.): A Companion to Border Studies. London 2012.

18 Éamonn Ó Ciardha, Gabriela Vojvoda (eds.): Politics of Identity in Post-Conflict States. The Bosnian and Irish experience. London 2016, particularly the articles by Brendan O'Leary, Gerard Toal; John Calame, E. Charlesworth (eds.): Divided Cities: Belfast, Beirut, Jerusalem, Mostar and Nicosia. Philadelphia 2009; Joseph Cleary: Literature, Partition and the Nation-State. Cambridge 2002.

19 Aidan Clarke: Patrick D'Arcy, In: McGuire and Quinn (eds.): Dictionary of Irish Biography. Vol. 3, p. 50.

20 Patrick Henry Kelly: William Molyneux, In: ibid. Vol. 6, p. 571.

sion (1715), asking why the people of Ireland, born as free as those of England, had forfeited their freedom. Indeed, the patriotic Drapier advocated burning everything English except their people and their coal.[21] Grattan, whose so-called parliament mirrored and pre-empted the patriotic Hungarians' constitutional achievements catalogued in 19th-century Irish national and regional newspapers, promised his supporters to "strain every nerve to effectuate a modification of the law of Poynings", "secure this country against the illegal claims of the British Parliament" and affirm the rights of the Irish Parliament to make laws for Ireland.[22] Wolfe Tone, the father of Irish republicanism, asserted that there could be no liberty for anyone until "Irishmen of all denominations united against the boobies and blockheads that governed them" and vowed "never to desist in our efforts until we had subverted the authority of England over our country and asserted her independence".[23] However, Tone's campaign to unite Irish Catholic, Protestant and Dissenter and break the link with Britain at the end of the eighteenth century ultimately resulted in the 1798 rebellion, the abolition of the Irish parliament and the Act of Union (1801), which defined both 19th-century Irish politics and the high-profile political careers of Daniel O'Connell ("The Liberator", 1775–1847) and Charles Stewart Parnell ("The Uncrowned King", 1846–1891). O'Connell railed against a union "void in conscience and in principle",[24] claiming that "if the alternative were offered him of union, or the re-enactment of the penal code in all its pristine horrors, he would prefer without hesitation the latter, as the lesser and more sufferable evil".[25] In his maiden speech to the British House of Commons, Parnell asked why Ireland should be "treated as a geographical fragment of England". Furthermore, he claimed that "we cannot, under the British constitution, ask for less than the restitution of Grattan's Parliament, with its important privileges and wide far-reaching constitution". Elsewhere, he warned that "no man has the right to say [to his country], 'thus far shalt thou go and no further'".[26]

---

21 Joseph McMinn: Jonathan Swift, In: ibid., IX, p. 198.

22 James Kelly: Henry Grattan, In: ibid., IV, p. 201.

23 Thomas Bartlett: Wolfe Tone, In: ibid., IX, pp. 410, 412. In his Resurrection of Hungary: A Parallel for Ireland, serialized in the Connaught Telegraph, Griffith contrasted the death of Louis Batthyány, the Hungarian Premier and Wolfe Tone, the father of Irish Republicanism. Batthyány died by hanging, while Wolfe Tone cheated the hangman by choosing to die by his own hand like a soldier rather than be hanged like a common criminal, Connaught Telegraph, 3 June 1905.

24 Speech at Tara Hill, 1843, cited in David George Boyce: Nationalism in Ireland. London 1982, p. 134.

25 Gearóid Ó Tuathaigh: Daniel O'Connell. In: McGuire, Quinn (eds.): Dictionary of Irish Biography. Vol. 7, pp. 192–193.

26 January 1885, Cork; quoted in John J. Horgan: Parnell to Pearse. Some Recollections and Reflections. Dublin 1948, p. 28.

Thus, it is hardly surprising that a preoccupation with Hungarian politics, bordering on obsession, characterized 19th-century Irish national and regional newspapers. This is best exemplified by their coverage of the Hungarian Revolution of 1848,[27] extensive focus on the trials and tribulations of the "Magyar" people and, more generally, the activities, pronouncements and sentiments of their leaders István Széchenyi (1791–1860), Lajos [Louis] Kossuth (1802–1894) and Ferenc Deák (1803–1876).[28] Countless articles focused on "Magyar Pride",[29] "this brave and enterprising people"[30] and "their cherished liberties".[31] Others highlighted the Magyar's love for his country,[32] rejoiced that "the Magyars are once more in possession of their capital" [Buda][33] and lauded "the skill, vigour and activity of the young 'Magyar' general [Artúr] Görgei (1818–1916)]".[34] They commended "the warlike Magyars", "the victorious Magyars", "the brave Magyars", "the gallant Magyars", "the liberty-loving Magyars", "their generous blood", their "great successes", "their high and noble qualities"[35] and asked why "the German should not remain a German and the Magyar a Magyar?"[36] As their military successes mounted, the *Dublin Weekly Register* gloated that they were "conquerors of the lower Danube",[37] that their Russian and Imperial adversaries [Ivan] Paskevich [(1782–1856)] and

27 See for example the contemporary coverage of the Hungarian Revolution in the Athlone Sentinel, Belfast Newsletter, Coleraine Chronicle, Connaught Weekly Advertiser, Cork Examiner, Cork Commercial Courier, Derry Journal, Downpatrick Recorder, Dublin Evening Packet and Correspondent, Dublin Evening Mail, Evening Mail, Freeman's Journal, Galway Mercury, Kerry Evening Post, Kilkenny Journal, Leinster Commercial and Literary Advertiser, Limerick Reporter, Londonderry Standard, Mayo Constitution, Newry Examiner, Newry Telegraph, Northern Whig, The Pilot, Sander's Newsletter, Southern Recorder, Tipperary Free Press, Tipperary Vindicator, Tyrone Constitution, Weekly Vindicator, Westmeath Independent, Wexford Independent, Wexford Independent.

28 In contemporary, continental academic parlance, scholars use Magyar to denote ethnic Hungarians, while Hungary and Hungarians refer to the land, country, state and nation, which have always included people of various other ethnicities. However, it is not always clear how it is deployed in 19th-century Irish newspapers, for ethnic Hungarians or as a synonym for those living under the crown of St. Stephen.

29 Dublin Evening Packet, King's County Chronicle, Limerick and Clare Examiner, 1849.

30 The Advocate, or Irish Industrial Journal, 13 June 1849.

31 Dublin Evening Post, 21 June 1849.

32 Galway Vindicator, 21 November 1849.

33 Southern Recorder and Cork Commercial Courier, 21 November 1849.

34 Limerick and Clare Examiner, 21 November 1849. See also Freeman's Journal, 24 August 1849 and Galway Mercury, 1 September 1849.

35 Dublin Evening Post, 5 June 1849.

36 Dublin Weekly Nation, 1 December 1849; The Pilot, 20 October 1849; The Athlone Sentinel, 25 October 1849; The Galway Vindicator, 22 August 1849; Southern Reporter and Cork Commercial Courier, 20 February 1849; Kilkenny Journal, and Leinster Commercial and Literary Advertiser, 9 May 1849; Limerick Reporter, 28 August 1849.

37 Dublin Weekly Register, 5 May 1849.

[Julius Jacob von] Haynau [(1786–1853)] were "no match of the Magyars" and that they did justice to their reputation in arms.[38]

More than one dozen newspapers carried Louis Kossuth, the prominent, "patriotic Magyar's"[39] farewell address to his country;[40] others lauded "this representative of the brave Hungarian people"[41], printed his speech on the decline of the Turks[42] and his heroic 1866 proclamation to the Hungarians.[43] In addition, they closely followed his exile from home, but not from "the hearts of Hungary"[44] and catalogued his various visits to Italy[45], New York[46], Boston[47], and Britain, including the cities of London[48], Glasgow[49], Newcastle-upon-Tyne[50], Sheffield[51], Winchester[52], Southampton[53], Birmingham[54] and Manchester[55]. In addition, these features focused on his various meetings with,

38 Southern Reporter and Cork Commercial Courier, 24 July 1849; Kilkenny Journal, and Leinster Commercial and Literary Advertiser, 28 July 1849; Dublin Weekly Register, 28 July 1849.

39 Roscommon Journal and Western Impartial Reporter, 8 October 1859; Galway Vindicator, and Connaught Advertiser, 22 November 1851.

40 Roscommon Messenger, 30 June 1849; Galway Vindicator, 23 June 1849; Connaught Advertiser, 23 June 1849; Freeman's Journal, 23 June 1849; Drogheda Argus, Leinster Journal, 17 November 1849; Galway Mercury and Connaught Weekly Advertiser, 24 November 1849; Dublin Weekly Register, 17 Nov. 1849; King's County Chronicle, 21 November 1849; Limerick and Clare Examiner, 20 November 1849; Southern Reporter, Cork Commercial Courier, 16 November 1849; Dublin Evening Mail, 20 November 1849; Limerick Reporter, 19 Nov. 1849; Cork Examiner, 19 November 1849 and Tipperary Vindicator, 21 November 1849.

41 Dublin Weekly Nation, 4 October 1852.

42 Longford Journal, 29 December 1855.

43 Evening Freeman, 11 July 1866; Saunder's Newsletter, 11 July 1866.

44 Northern Standard, 8 November 1851.

45 Cork Constitution, 10 May 1851; Dublin Weekly Mail, 9 July 1859; Ballyshannon Herald, 31 May 1861; Dublin Evening Packet and Correspondent, 4 September 1860.

46 Dublin Evening Mail, 29 June 1852; Cork Examiner, 5 January 1852; Kilkenny Journal, 27 December 1851; Dundalk Democrat and People's Journal, 21 December 1851; Limerick and Clare Champion, 11 October 1851.

47 Southern Reporter and Cork Commercial Courier, 30 August 1870.

48 Cork Examiner, 3, 7 November 1851; Southern Recorder and Cork Commercial Courier, 6 November 1851; Sligo Champion, 16 May 1853; King's County Chronicle, 5 November 1851; Freeman's Journal, 5 November 1851; Sligo Champion, 17 November 1851; Westmeath Independent, 23 April 1853.

49 Dublin Evening Packet and Correspondent, 15 June 1854; Irish Times, 17 January 1860.

50 Cork Examiner, 12 November 1851.

51 Tipperary Free Press and Commercial Journal, 10 June 1854.

52 Freeman's Journal, 27 October 1851.

53 Cork Examiner, 27 October 1851; Wexford Independent, 29 October 1851; Waterford Mail, 5 November 1851; Tralee Chronicle, 1 November 1851; Leitrim and Clare Examiner, 29 October 1851.

54 Freeman's Journal, 14 November 1851; Tipperary Free Press, 13 April 1851.

55 Sligo Journal, 21 November 1851.

and comparisons to, the Italian patriots Count Cavour (1810–1861)[56], Giuseppe Mazzini (1805–1872)[57] and Giuseppe Garibaldi (1807–1882)[58].

As well as cataloging his activities, it is no surprise that these newspapers should equate Kossuth and prominent 19th-century Irish patriots. Thus, he draws favourable comparison with "The Liberator"[59] and Thomas Francis Meagher (1823–1867)[60]; elsewhere he is dubbed "a fugitive John Mitchel [(1815–1875)] of Hungary", "the Robert Emmet [(1778–1803)] of Eastern Europe", "the O'Connell of Hungary" and "the Smith O'Brien [William (1803–1864)] of the Magyars".[61] In June 1859, the *Kilkenny Journal and Commercial and Literary Advertiser* reported on "the Hungarian agitator's [Kossuth's] speech last Friday", and suggested that almost every word he spoke against Austria in favour of Hungary might be applied to Ireland.[62] Likewise, the *Dublin Weekly* censured Prime Minister Palmerston (1784–1865), who intervened on the suffering Kossuth's behalf, for "the execrable treatment" that the illustrious Irish rebels are receiving at the hands of his own "brutal and abominable government".[63] The paper also took the United States' government to task for their uneven-handed treatment of the Irish and Hungarians:

> if Kossuth and the Hungarians have claims upon the sympathy and friendly interference of the United States, surely the Irish people and their banished leaders have claims which cast not only those of Kossuth and Hungary, but all other nations in the shade.[64]

Hungarian-Irish solidarity is best manifest in Kossuth's own warm tribute to Thomas Francis Meagher, former Young Irelander, later colonel of the "Fighting 69th" (an infantry regiment of the United States Army) and Governor of Montana:

---

56 Wicklow Newsletter and County Advertiser, 25 May 1861.
57 Tipperary Free Press, 9 March 1853; Dublin Evening Packet, 9 March 1853; Cork Examiner, 9 March 1853; Waterford Mail, 12 November 1851; Dublin Evening Packet, 14 August 1860; Cork Constitution, 21 January 1860; The Advocate or Irish Industrial Journal, 21 January 1860; Waterford Chronicle, 6 November 1852.
58 Dublin Evening Packet and Correspondent, 14 September 1861; Cork Constitution, 21 January 1860; The Advocate or Irish Industrial Journal, 21 January 1860; Ballyshannon Herald, 21 July 1866.
59 Sligo Champion, 27 September 1851.
60 Catholic Telegraph, 26 June 1852; Cork Examiner, 26 June 1852.
61 Sligo Champion, 17 November 1851; Cork Examiner, 29 October 1851; The Evening Freeman, 13 November 1851.
62 Kilkenny Journal, and Commercial and Literary Advertiser, 1 June 1859.
63 Dublin Weekly Nation, 2 August 1851.
64 Dublin Weekly Nation, 17 May 1851.

> Let me pay a tribute of gratitude to that man who has in these days found asylum in your great republic as I have done, and I hope he may meet the same generosity and sympathy […] he was not opposed to the cause of Hungary, but that it was the same cause as our own […] I say Green Erin will find a friend in me.[65]

However, other Irish newspapers called out Kossuth as "the red republican", "flatterer of England" and censored his lack of sympathy for the Irish people.[66] Likewise, an extensive comparison in *The Evening Freeman* shone light on Irish hypocrisy in relation to Kossuth and the Hungarians: "[I]t is very puzzling to us Irishmen to discover wherefore so much is done to canonize revolt in the person of the Hun, and strangle it with a rope in the person of the Celt". For the writer, "Kossuth's objects were the same as Smith O'Brien's, or Robert Emmet's. Kossuth laboured to extricate his fatherland from the deadly and disastrous government of a strange nation. He struggled to restore Hungary to the Hungarians and to dissolve the pernicious connection of Austria with the country of the Magyar".[67] In a contemporary missive on the Land Question, the Bishop of Cloyne, Timothy Murphy (1789–1856), was even more forceful:

> As the proverb hath it, "well-ordered charity beginneth at home, so, in God's holy name, instead of expending our gushing sympathies upon the miscreants and anarchists of Continental Europe and yielding to the sublime folly (if not something worse) of fulsome municipal addresses to L. Kossuth, not the glorious O'Connell, but the parricidal Robert Stewart Viscount Castlereagh [1769–1822] of Hungary […] Away then, with the mawkish sentimentality which melts in tragic fashion over the reverses of Orange Magyars.[68]

Ferenc Deák, the "wise man of the nation", the "foremost" and "eminent" Hungarian "patriot" and "statesman"[69] played a crucial role in securing the 1867 agreement ("Ausgleich"), which regulated the relations between Austria and Hungary and established the Dual Monarchy of Austria-Hungary. He too captured the attention of an Irish national and regional readership in the decades before his crowning political achievement and at a time when the Irish

65 Kilkenny Journal and Leinster Commercial and Literary Advertiser, 30 June 1851; Roscommon and Leitrim Gazette, 3 July 1852.
66 Catholic Telegraph, 26 March 1853; The Evening Freeman, 17 February 1852; Dublin Weekly Nation, 21 February 1852.
67 The Evening Freeman, 13 November 1851.
68 The Land Question, 10 December 1851.
69 Dublin Daily Express, 19 February 1886; Roscommon Journal, 21 July 1873; Western Impartial Reporter, 21 July 1873; Wicklow Newsletter, 21 July 1873; Enniscorthy News, 21 July 1873; Connaught Watchman, 21 July 1873; Tipperary Free Press, 21 July 1873.

Home Rule movement had begun to emerge.[70] Sketches, speeches and accounts of the patriotic Hungarian featured prominently in Irish newsprint;[71] numerous national and regional papers recorded his death, burial and the raising of a statue in his honour.[72] They recalled his "bold and fearless tone",[73] his popularity, the deep impression he made on his listeners[74] and the "firm grasp" of a man who had waited long for his political moment to arrive.[75] He is dubbed the Cavour of Hungary,[76] the [Isaac] Butt (1813–1879) to Kossuth's James Stephens (1825–1901)[77] and is favourably and flatteringly compared to John Mitchel and Parnell.[78]

The *Dublin Weekly Nation* noted a "Mr John Ferguson, who has again and again pointed to Hungary and Deák as exactly illustrating the Case of Ireland. We are fairly entitled to expect the herald to advise the Queen of England to meet Parnell as Deák was met by [Austrian Emperor] Francis Joseph".[79] Moreover, the Irishman claimed that "the same crime made Deák, the Hungarian patriot, a fugitive and traitor at the very same time England was sending John Mitchel into penal exile in Australia."[80] *The Flag of Ireland* suggests in this period that "the history of Hungary is but a foreign edition of the history of Ireland […] when Deák entred (sic!) the Hungarian Diet in 1833 the Diet was

70 Waterford Standard, 9 May 1866; Cork Constitution, 28 August 1861; Irish Times, 18 March 1867; Dundalk Democrat, 6 April 1861.

71 Evening Mail, 26 December 1865; The Enniscorthy News and County of Wexford Advertiser, 31 August 1861; Waterford Mirror and Tramore Visitor, 12 December 1866; Wexford Independent, 1 August 1866; Dublin Evening Mail, 26 August 1861; Dublin Evening Packet and Correspondent, 24 August 1861; King's County Chronicle, 4 September 1861; Freeman's Journal, 2 July 1873; Dublin Daily Express, 28 August 1861; Dublin Evening Mail, 25 August 1868; Sander's Newsletter, 25 August 1866; Clare Journal and Ennis Advertiser, 1 August 1872; Dublin Daily Express, 9 March 1867; King's County Chronicle, 26 August 1868.

72 Dublin Weekly Nation, 12 February 1876; Cork Constitution, 2 February 1876; Dublin Daily Express, 31 January 1876; The Irishman, 5 February 1876; The Flag of Ireland, 5 February 1876; The Freeman's Journal, 21 February 1876; Dublin Weekly Nation, 12 February 1876; Freeman's Journal, 5 February 1876; Freeman's Journal, 30 September 1867

73 Dublin Evening Mail, 28 August 1861.

74 Dublin Daily Express, 27 December 1865; Dublin Weekly Nation, 26 January 1861; Dublin Evening Packet and Correspondent, 28 August 1861.

75 The Irishman, 5 February 1876.

76 Cork Constitution, 28 August 1861; Dublin Weekly Nation, 24 August 1861; Dublin Daily Express, 22 August 1861.

77 The Flag of Ireland, 18 April 1874; The Flag of Ireland, 9 September 1871; Dublin Weekly Nation, 5 February 1876

78 Freeman's Journal, 31 August 1865; Leinster Leader, 1 June 1889; Flag of Ireland, 13 March 1875. For reference to 'Hungarian Fenians', see Southern Reporter and Cork Commercial Courier, 27 August 1868; The Irishman, 12 February 1876.

79 Dublin Weekly Nation, 4 September 1880.

80 The Irishman, 13 March 1875.

in precisely the same condition as our parliament when it first counted Grattan among its members".[81] An account of the great Hungarian patriot's death in the same paper drew on the same Irish comparison; indeed the writer gushed that "neither the Hungarians nor the Irish have ever voluntarily submitted to the yoke of foreign domination".[82] For its part, however, *The Nation* problematized this cosy comparison with reference to the other subject peoples of the Austrian Empire:

> The Hungarians cut the knot by resisting the attempt to absorb them into an imperial assembly (Reichsrat) to meet in Vienna […] But what claim could they set up for Hungary as against all the rest of the empire, which the Croats might not maintain for Hungary against Croatia. Why should they be compelled to use Magyar, or to send deputies to a sitting parliament in Pesth rather than Vienna?[83]

In an article penned during the dizzy height of Parnellite Home Rule agitation to mark the 50th birthday of Emperor Francis Joseph, the writer's comparison with the contrasting political fortunes of Kossuth and Deák had obvious implications for the success of Irish radical and constitutional politics:

> If the Irish malcontents of today are willing to learn a lesson, then they may learn it from the story of Deák and Kossuth. The latter took up a position of hostility to Austria from the very first, yet his bitterness was no greater than that of the Irishmen of parliament who talk of marching 300,000 Irishmen against the troops of England.[84]

The key contemporary lens through which these prolific Hungarian and Irish comparisons can viewed is Arthur Griffith's *Resurrection of Hungary* (1904); indeed this influential political pamphlet purportedly sold 5,000 copies on its first day and saw three re-prints in the next fifteen years. A high-profile journalist and "Dual Monarchist", Griffith founded Sinn Féin (Ourselves), Ireland's oldest and largest political party in 1905. Although his still fledgling and obscure political movement had little or nothing to do with the 1916 Rising, it would be swept to power in a wave of post-1916, anti-Conscription fervor in Ireland's last, pre-partition general election (1918). Griffith later led the Irish delegation during the Anglo-Irish Treaty negotiations (1921), he signed and

81 The Flag of Ireland, 22 May 1866. See also Dublin Weekly Nation, 21 December 1878.
82 The Flag of Ireland, 5 February 1876.
83 The Nation, 12 June 1875.
84 The Nation, 4 September 1880.

supported the subsequent Anglo-Irish Treaty (1921) and became first president of the Provisional Government of the Irish Free State.[85]

Born 1871 in Dublin, to working-class parents from this author's own village of Scotshouse, County Monaghan, Griffith followed his father's trade as a printer and served as a copy-writer for the *Nation* and the *Irish Daily Independent*, two of Ireland's most prominent contemporary newspapers. A member of the Young Ireland League, established to remember the Young Ireland Rebellion of 1848, and the Celtic Literary Society (1896), he also attended the first meeting of Conradh na Gaeilge/The Gaelic League (1892), which had been founded to preserve and restore Irish and promote a modern literature in that language. After a brief sojourn in South Africa (1897–1899), where he edited the *Middleburg Courant* and articulated his support for the Boer Republics in their war against the British Empire, he returned to Dublin and launched his first newspaper, *United Irishman*, with his friend William Rooney (1901). Rooney's sudden death and a subsequent libel action (1905) would effectively scupper his first journalistic venture. Griffith swiftly followed it with *Sinn Féin* (1906), a daily named after the political party he had founded a year earlier.[86]

His new party and newspaper quickly adapted the Austro-Hungarian model of a "Dual Monarchy", which mirrored Ferenc Deák's constitutional position in the second half of the nineteenth century. Griffith believed that the Irish should no longer recognize the union, withdraw from Westminster (as Hungary boycotted the imperial parliament at Vienna) and send their elected representatives to a Dublin assembly. Hungary's revival, between the suppression of the Diet of Hungary (1849) and the Ausgleich (1867) at once vindicated their decision and provided Griffith with a suitable template for Irish political, socio-economic and cultural awakening. Thus, his *Resurrection* is an epistle to the selfless patriotism of Széchenyi, Kossuth and Deák, which sharply contrasted with the compromising, opportunist, wrong-headed politicking of their counterparts in the Irish Parliamentary Party. It drew on many political, socio-economic and cultural comparisons and contrasts between Hungary and Ireland, not least by highlighting the condescending, hypocritical Austro-British attitudes to both groups. In addition, Griffith contrasted Deák's steadfastness with Irish backsliding: "A committed royalist, Deak stood on the Pragmatic Sanction [of 1741] […] very much as if we in Ireland took our stand on

85 Michael Laffan: Arthur Griffith (1871–1922). In: McGuire, Quinn (eds.): Dictionary of Irish Biography. Vol. 4, pp. 277–286.
86 Ibid.

the settlement of 1782 and denied the validity of the Act of Union [1801] and all legislation made in England for this country."[87]

He opened his third edition of *The Resurrection* (1919) with a quotation from William Smith O'Brien. A prominent leader of the Young Ireland movement, which rebelled against Britain during the height of the Great Famine (1848), it gave nationalist Ireland her tricolor at the same time as Hungary acquired her own red, white and green banner; "The cause of Ireland is as nearly as possible parallel to the cause of Hungary".[88] However, their respective campaigns had contrasting fortunes, at least in the short term. While the Diet of 1848 demanded and secured the restoration of Hungarian independence, the "Young Ireland" rebellion launched in the same year floundered as the Irish people starved in their millions.[89]

This particular edition of the *Resurrection* appeared shortly after a 1918 General Election that saw Griffith's Sinn Féin party sweep their old Home Rule rivals away and enabled them to set up a rival parliament (Dáil Éireann) in Dublin's Mansion House. This ultimately gave Griffith, acting president after Éamon de Valera's (1882–1975) departure to the United States in June 1919, a real opportunity to put his political ideas into practice.[90] Indeed, Nevil Macready (1862–1946), the British Commander-in-Chief during the subsequent War of Independence (1919–1921), expressed his admiration for Dáil Éireann's (captured) programme for government, a programme that is almost identical to Griffith's vision as outlined in the *Resurrection*.

Griffith's pamphlet censured Ireland, or more accurately, the Irish Parliamentary Party for pursuing servile stratagems that Hungary had roundly rejected in its age-old conflict with Austria. Unlike its leader John Redmond's (1856–1918) support for Irish involvement in World War I, Deák refused to associate his country with Austria's war against Prussia (1866), even when Emperor Franz Joseph offered the restoration of Hungary's independence as his price.[91] Griffin claimed that the same London *Times* later justified Hungary's position in 1866, and, by extension, the Irish people's opposition to World War I; "They wish to be Hungarians and not Germans, and they have no desire to be dragged by Austria into German politics and be compelled to spend their money and lives in pursuit of objects in which they have no interest".[92] Signifi-

87 Arthur Griffith: Resurrection of Hungary, p. XXIII.
88 Richard P. Davis: William Smith O'Brien (1803–64), In: McGuire and Quinn (eds.): Dictionary of Irish Biography. Vol. 7, pp. 97–100.
89 Arthur Griffith: Resurrection of Hungary, p. XXVII.
90 Ibid.
91 Ibid., p. IX–X.
92 Ibid., p. XII; see also p. IX.

cantly, the Irish Prime-Minister (Taoiseach) Éamon de Valera would later reject Winston Churchill's "Nation Once Again" offer to end partition (never actually in the latter's gift) to entice the Free State into the Allied war effort after the Japanese attack on Pearl Harbor on 7 December 1941.[93]

Griffith also noted that between 1849 and 1867, the Hungarians ultimately took the poet József Kármán's (1769–1795) advice, "turned their eyes from Vienna" and sought salvation in "the soil of the nation".[94] Thus, "the poor, despised province is now a nation and Ireland's exemplar", the "Nation Once Again" of the Young Irelander Thomas Davis' (1814–1845) (unrealized) patriotic imagination and Churchill's cynical World War II bribe to the Irish premier. For Griffith, her transformation had been profound: "Today [1914] the revenue of Hungary is £42,000,000, 800 newspapers and journals are printed in the language. She possesses a great modern literature, an equitable land system, a world-embracing commerce, a thriving, multiplying people and a national government. Hungary is a nation."[95] Likewise, the Hungarian Academy of Sciences, bankrolled by Count Széchenyi and the patriotic Hungarian nobles to the tune of 150,000 florins became a forerunner of sorts to the Ireland Fund, Charles "Chuck" Feeney's Atlantic Philanthropies, or indeed George Soros' Central European University. The patriotic Széchenyi urged his compatriots to "revive your language, educate yourselves and build up your agriculture."[96] This stood in stark contrast to a de-nationalizing, destructive Irish national education system outlined in Patrick H. Pearse's (1879–1916) *Murder-Machine* (1916).[97]

Griffith also eagerly seized on the hypocrisy and self-interest of the British political establishment and the British media, its ever-dependable lap dog, on the issue of Austria's suppression of the Hungarian constitution. He mocked Lord Russell (1792–1878), the "Heart and Soul Premier of England" and architect of the Irish Famine, for his hypocritical advice to Austria in 1849:

---

93 See Joseph Lee: Ireland 1912–1985. Cambridge 1989, pp. 246–250. Indeed, Lee perceptively sums the offer up thus: "The British approach was vague, chimerical, histrionic – very Irish! The Irish response was cold, clinical, calculating – very English!", ibid., p. 250.

94 Arthur Griffith: Resurrection of Hungary, p. XIII.

95 Ibid., pp. XIV, XVII; For Davis': 'A Nation Once Again', see <https://en.wikipedia.org/wiki/A_Nation_Once_Again>, 10 August 2018.

96 Arthur Griffith: Resurrection of Hungary, p. XXI.

97 Ibid., p. XX; Patrick Henry Pearse: The Murder Machine. Dublin 1916. Charles "Chuck" Feeney (*1931), Irish-American businessman and philanthropist, is the founder of The Atlantic Philanthropies, one of the largest private foundations in the world. George Soros (*1930), Hungarian-American investor, business magnate, philanthropist, and author, is considered by some to be one of the most successful investors in the world.

> The Heart and Soul Premier of England wrote to Austria, in the friendliest fashion, that it would be most desirable if Austria ceased to oppress Hungary and restore her constitution. Whereupon Austria replied to England, without any pretense of friendliness whatsoever, that England knows how to play the tyrant better than any power in the world and instanced the case of unhappy Ireland.[98]

Twenty years later (1867) the British political establishment (including the former premier Russell) had changed their tune on Hungarian self-determination:

> The Right Hon. Mr. Peacocke and Lord John Russell declared in the English Parliament that if Austria yielded to Hungary's claims, Austria "might as well dismember the Empire". "If we made such a concession" [to Ireland], said Peacocke, "We should not only Repeal the Union we should restore the Heptarchy". Lord Bloomfield, the English Ambassador in Vienna, urged the Emperor to refuse to accept the Hungarian Address.[99]

However, the resolute Hungarians stood firm and Austria conceded. After the coronation of Francis Joseph as King of Hungary in 1867, an acerbic Griffith noted a *London Times* correspondent's report that "tonight there will be another feast and more oxen will be roasted and more wine drunk and more boors will get drunk and dance and sing and fight each other à la Irlandaise."[100]

Elsewhere, Griffith reported that "when Hungary was in the vortex of her struggle for national existence, Charles Boner, an English diplomat, 'gave the Hungarians the benefit of his superior wisdom', by noting that 'a Hungarian always dwells on and cherishes his wrongs, and like the Irish, never loses an opportunity of putting them forward prominently."[101] However, he concluded that had the Hungarians "taken his [Boner's] advice, forgotten their past, surrendered their language, assimilated themselves and learned the 'wisdom of compromise', they would today be in the enjoyment of blessings similar to those which England showers on this country [Ireland]."[102] It is no surprise that Griffith's Irish parliamentary detractors disavowed his Irish-Hungarian comparison, and Sinn Féin's cynical, unscrupulous attempt to hijack and manipulate Deák's memory and political legacy for their own selfish end:

98 Ibid., p XXXI.
99 Ibid., p. 23; The Heptarchy is the name given to the Anglo-Saxon kingdoms of the Early Middle Ages.
100 Ibid., p. 66.
101 Ibid., p 80.
102 Ibid., p. 80.

> Ferencz Deák's party were Liberal Patriots, the Redmondites, so to speak, of Hungary and today we have Irish Republicans trying to shelter under Deák's mantle. Kossuth, who was an extremist and an irreconcilable to the last, should be their hero, not Deák.[103]

Gavrilo Princip's assassination of Archduke Franz Ferdinand (born 1863), heir to the Austrian throne during his ill-fated visit to Sarajevo in June 1914, at once ignited World War I, postponed Irish Home Rule and prevented a British Army mutiny in Ireland and possible civil war. Instead, the ranks of the Unionist UVF (Ulster Volunteer Force) and Nationalist Volunteers, who had formed to respectively thwart and secure Home Rule, would be decimated in the meat-grinders of Flanders in a war for the "Freedom of Small Nations". Meanwhile, the final dissection of four European empires (including Austro-Hungary) formed part of Churchill's grandiose exercise in post-war European cartography, and a triumphant diplomatic prelude to the ever-insoluble "Irish Question":

> Then came the Great War. Every institution, almost, in the world was strained. Great empires had been overturned. The whole map of Europe has been changed. The position of countries has been violently altered. The modes of thought of men, the whole outlook on affairs, the grouping of parties, all have encountered violent and tremendous change in the deluge of the world, but as the deluge subsides and the waters fall short we see the dreary steeples of Fermanagh and Tyrone emerging once again. The integrity of their quarrel is one of the few institutions that have been unaltered in the cataclysm which has swept the world. That says a lot for the persistency with which Irishmen on the one side or the other are able to pursue their controversies.[104]

Under the terms of the Treaties of Saint-Germain (1919) and Trianon (1920) an already chastened Hungary, which had sacrificed one million men in the service of the Triple Alliance, would lose some two-thirds of its territory to newly-constituted Czechoslovakia, Romania and Yugoslavia. Further humiliations ensued. The victorious allies reduced her army to 30,000 men and forbade her from having an air force, tanks and other more sophisticated weapons, and ensured that her massively reduced borders would be impossible to defend.

---

103 Freeman's Journal, 22 September 1917.

104 Lee rightly points out that "there was nothing unique about Fermanagh and Tyrone. The integrity of similar quarrels in Europe was not altered by the First World War. All that happened was that the borders were revised in central and eastern Europe in favour of smaller states. This was precisely what did not happen in Fermanagh and Tyrone". Lee: Ireland 1912–1985, p. 46.

Ireland, one could argue, sacrificed even greater numbers per head of population for 'the freedom of small nations'. However, as a composite part of one of Europe's victorious empires she clamoured in vain for recognition at the Paris Peace Conference (1919). This august gathering ultimately excluded the representatives of her newly constituted Dáil (Parliament), which had rejected Home Rule, proclaimed a republic, swept the Irish Parliamentary Party from power and set up a rival government to Britain.

In vain, the Irish-American author Michael Joseph O'Brien's (1870–1960) *Hidden Phase of American History: Ireland's Part in America's Struggle for Liberty* (1919) sought to remind President Woodrow Wilson, the ultimate arbiter of the post-war settlement, of America's debt to Ireland and her rightful place among these newly-emancipated nations:

> There is every reason to hope that the great-hearted American people will pay the debt their country owes to Ireland for the part played by her sons in the achievement of our liberty […] Our President (Woodrow Wilson) has declared that "the small nationalities shall have the right to self-determination and that this question shall be settled at the peace conference." […] It does not mean to bring freedom to the Poles alone, nor restore freedom to the Serbians alone, but to bring freedom to all oppressed peoples and to all down-trodden nations. […] While Ireland, in its present condition, stands festering like a great sore in the side of England, there can be no security for England or for Europe. […] Justice demands that Ireland should have the same rights given to her as that which is to be given to the other small nations of Europe.[105]

Nationalist Ireland, rebuffed in Versailles, also lost two thirds of one of her "four green fields" (including its industrial base, concentrated on Belfast) in consequence of Ireland's partition under the terms of the Government of Ireland (1920). War and civil war ensued, a short-lived, but nasty conflict that decimated the Irish Free State's political leadership (including Griffith), destroyed the country's infrastructure and defined her politics until the 1980s.

Reasons of geography, politics and diplomacy ultimately defined Ireland and Hungary's involvement in World War II. Éamon de Valera would ultimately fight a ruinous economic war over remittances to the British treasury, before securing Irish neutrality in the 1930s; he later carried this to an illogical, farcical conclusion by offering his condolences to the German Ambassador on Hitler's suicide. For his part, Admiral Miklós Horthy (1868–1957), the

105 Michael Joseph O'Brien: A Hidden Phase of American History. Ireland's Part in America's Struggle for Liberty. New York 1919, pp. 386–387; see also Griffith: Resurrection of Hungary, pp. IX–X.

authoritarian leader of Hungary, collaborated with the Nazis and his country would reap a bitter post-war harvest. Hungary became an unhappy satellite of the Soviet Union until the latter's collapse in the early 1990s.[106]

Conclusion

Nearly one hundred years after the Treaty of Trianon (1920) and the Anglo-Irish Treaty (1921), Hungary, Ireland and their composite borders and complex identities have re-emerged in trans-continental political discourse and at a crucial moment in the European Union's history. Of course, Kossuth, Deák, Mitchel and Redmond have conceded the political limelight to Orbán and Soros, Foster and Varadkar and May and Junker; the composite monarchies and empires of the nineteenth century have been replaced by common markets, free trade agreements, international organizations and political confederations. However, the hitherto stable relationships between neighbours, economic dependents and political partners is in flux once more. The borders, cultural insecurities, identities, immigrants, sovereignties and trade issues that resonated in the pamphlet writings of Kármán, Kossuth, Plunkett, Pearse and Griffith, and obsessed 19th-century Irish national and regional journalists and newsmen, have re-emerged and are coming home to roost; security fencing has replaced Churchill's "Iron Curtain" on Hungary's eastern border, while Fermanagh's and Tyrone's "dreary steeples" could yet become the UK's frontier with the EU.

Arthur Griffith, Sinn Féin und *The Ressurection of Hungary*. Irland und Ungarn: vergleichender, imperialer Kontext

(Abstract)

Éamonn Ó Ciardha

Der Beitrag widmet sich der Untersuchung und Neubewertung der Vergleiche zwischen Irland und Ungarn. Dies geschieht mittels einer Analyse des 1904 erschienenen einflussreichen politischen Pamphlets *The Ressurection of*

106 Robert Fisk: In Time of War. Ireland, Ulster and the Prince of Neutrality, 1939–1945. London 1983; Death of Admiral Horthy in Portugal, Irish Examiner 11, 12 February 1957.

Hungary (Der Aufstand Ungarns) von Arthur Griffith, dem Gründer der Sinn Féin – einer Organisation, die später zum Synonym für die unterschiedlichen Versuche Irlands wurde, sein Verhältnis zum Britischen Imperium, dem Commonwealth und dem Staat umzudefinieren und umzugestalten.

Es ist nicht verwunderlich, dass Griffith die Positionen ungarischer Patrioten wie Graf István Széchenyi, Ferenc Deák und Lajos Kossuth verherrlichte und gleichzeitig die Kroaten, Rumänen und Serben herabsetzte, die es (seiner Meinung nach) zuließen, dass die Habsburger sie rücksichtslos manipulierten. In seinem Pamphlet zieht Griffith zahlreiche politische, gesellschaftsökonomische und kulturelle Parallelen zwischen Ungarn und Iren; besonders hebt er dabei das arrogante, heuchlerische Verhältnis der Engländer gegenüber beiden Nationen hervor.

Kirchen im Umbruch

Zwischen Erwartung und politischer Realität. Die Bischöfe der Kirchenprovinz Görz während des Ersten Weltkrieges und danach

FRANCE MARTIN DOLINAR

Am 15. Mai 1917 schrieb Anton Bonaventura Jeglič (1850–1937), Fürstbischof von Laibach/sl. Ljubljana (1898–1930), in seinem Hirtenbrief an die Gläubigen seiner Diözese:

> In dieser Armee kam der überraschende Haß zwischen den einzelnen Völkern ans Licht, verursacht durch die Hetze in den Zeitungen, aber auch in den Schulen und Vereinen, aus denen der christliche Glaube und die christliche Liebe verdrängt worden waren. Der Heilige Vater verkündet die Liebe aller, empfiehlt die Gerechtigkeit unter den Völkern, verurteilt den selbstsüchtigen Egoismus und die unchristliche Feindschaft. Seiner Stimme schenke Gehör und es berücksichtige sie unser junger, kräftiger und zielbewußter Kaiser. Zweimal hatte er schon den Gegnern den Frieden und zwar den ehrlichen und gerechten Frieden angeboten. Die Gegner lehnten sein Angebot mit Spott ab. Der Kaiser förderte die Konferenz der hervorragenden katholischen Männer aus allen Völkern in Zürich, wo sie sich im Februar [dieses Jahres] zur Beratung versammelt hatten, um festzustellen, wie man unter allen Völkern auf Grund der allgemeinen Gerechtigkeit und der christlichen Liebe den echten Frieden erneuern könnte. Der Heilige Vater erteilte den Versammelten seinen Segen und genehmigte getröstet ihre christlichen Absichten.[1]

1 Ljubljanski škofijski list [Laibacher Diözesanblatt] 43 (1917) H. 6, S. 57f, hier: S. 57: „V tej vojski se je odkrilo nepričakovano sovraštvo med posameznimi narodi. Vzrok so hujskanja po časopisih, pa tudi po šolah in društvih, iz katerih se je izrinila krščanska vera in krščanska ljubezen. Sv. Oče oznanjajo ljubezen vseh, priporočajo pravičnost med narodi, obsojajo samoljubno sebičnost in nekrščansko sovražnost. Njihov glas posluša in uvažuje naš mladi, krepki in odločni cesar. Dvakrat je že nasprotnikom ponudil mir, in sicer časten, pravičen mir. Ponudbo so nasprotniki zasmehovaje odbili. Cesar je pospeševal sestanek odličnih katoliških mož iz vseh narodov v Zürichu, kjer so se meseca februarja zbrali, da se posvetujejo, kaj naj bi ukrenili, da med vsemi narodi zavlada zopet pravi mir na temelju splošne

Mit diesen Worten drückte Bischof Jeglič die Stimmung aus, die unter den Bischöfen der Görzer (sl. Gorica, it. Gorizia) Kirchenprovinz knapp drei Jahre nach dem Eintritt Österreichs in den Krieg (28. Juli 1914) und zwei Jahre nach dem Beginn der Feindschaft mit benachbartem Italien (23. Mai 1915) herrschte. Obwohl die Bevölkerung der Görzer Kirchenprovinz sehr heterogen war (mit Slowenen, Kroaten, Italienern, Friaulern und Deutschen unter ihren Gläubigen), deutete ihre amtliche Bezeichnung „Illyrische Metropolie" an, dass sie mehrheitlich von slawischer Bevölkerung bewohnt war. Sie wurde im Zuge der Neugliederung der Kirchenverwaltung in Dalmatien und Istrien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet.[2] In die Kirchenprovinz wurden neben dem Görzer Erzbistum (Sitz des Metropoliten) die Diözesen Laibach, Triest-Koper (it. Trieste bzw. it. Capodistria), Poreč-Pula (it. Parenzo bzw. it. Pola, sl. Pulj) und Krk (it.Veglia) eingegliedert.

Das „vaterländische" Bewusstsein der Bischöfe und der Priester der Illyrischen Kirchenprovinz war zu dieser Zeit noch immer unbeeinträchtigt, die anfängliche Begeisterung für den „gerechten Krieg" gegen Serbien, den Österreich nach Überzeugung der Bevölkerung am Beginn des Krieges schnell gewinnen würde, war aber verblasst.[3] Außerdem wurden sich die Bischöfe zunehmend der Folgen für den sittlichen und religiösen Bereich bewusst. Am schwersten traf der Krieg das Görzer Bistum, da die Front an der Soča (it. Isonzo) das Gebiet teilte, doch waren vom Blutzoll und den Materialschäden auch die Suffraganbistümer im Hinterland betroffen. Die Bischöfe der Görzer Metropolie wurden vom wachsenden Hass der Deutschen und der Ungarn auf die Südslawen und in der Folge von der wachsenden Unzufriedenheit der Völker der Monarchie aufgrund der Diskriminierung der südslawischen Völker

pravičnosti in krščanske ljubezni. Sv. Oče so zborovalce blagoslovili in potolaženi odobrili njihove krščanske namere." (Alle Übersetzungen durch den Autor.)

2 Mit der Bulle Locum beati Petri hob Papst Leo XII. am 30. Juni 1828 die Diözese Novigrad (it. Cittanova) auf und verleibte sie der Diözese Triest ein. Gleichzeitig vereinte sie unter der Administration eines Bischofs die Diözesen Triest und Koper (seitdem Diözese Triest-Koper) wie auch die Diözesen Poreč und Pula (seitdem Diözese Poreč-Pula). Mit der Bulle In supereminenti Apostolicae dignitatis specula erhob sein Nachfolger Pius VIII. am 27. Juli 1830 die Diözese Görz zum Erzbistum und zum Metropolitansitz für den südwestlichen Teil der Habsburgischen Monarchie. Vgl. France Martin Dolinar: Slovenska cerkvena pokrajina [Die slowenische Kirchenprovinz]. In: Acta Ecclesiastica Sloveniae (AES) 11 (1989), S. 28f und 178–189.

3 Pavlina Bobič: Vojna in vera. Katoliška Cerkev na Slovenskem 1914–1918 [Der Krieg und der Glaube. Die katholische Kirche in Slowenien 1914–1918]. Celje 2014; Bogdan Kolar: Prva svetovna vojna in Cerkev na Slovenskem [Der Erste Weltkrieg und die Kirche in Slowenien]. In: AES 37 (2015), S. 17; Studia Historica Slovenica 9 (2009), H. 2f; Blaž Otrin, Marija Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik. Znanstvenokritična izdaja [Jeglič's Tagebuch. Eine wissenschaftlich-kritische Ausgabe]. Celje 2015.

durch Wien und Budapest überrascht.[4] Die Bischöfe unterstützten ohne Vorbehalt die Friedensinitiative des Papstes Benedikt XV.[5] (gebürtig Giacomo della Chiesa, 1854–1922, Papst 1914–1922) sowie die Friedensvorschläge Wiens,[6] um die sinnlose Schlächterei, wie sich der Papst äußerte, zu beenden, Österreich einen gerechten Frieden zu ermöglichen und den Südslawen innerhalb der Habsburgermonarchie die gleichen Rechte zu sichern, wie sie die Deutschen und Ungarn hatten.[7]

4 Die großdeutschen Nationalisten in der Monarchie beschuldigten nach dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand (1863–1914) in Sarajevo die slowenischen Priester, dass sie mit den Serben sympathisierten und deswegen „Verräter der Heimat" seien. Am kämpferischsten war der Theologieprofessor Johann Ude (1874–1965) in Graz. Deswegen vereinbarten am 3. Oktober 1914 die Bischöfe der Illyrischen Kirchenprovinz, in der Hoffnung, dass der Krieg bald zu Ende sei, beim Kultusminister gegen Ude zu protestieren und nach dem Krieg der Regierung eine Denkschrift zu überreichen, mit der sie sich für die Rechte der Slowenen und Kroaten einsetzen wollten. Bei der Expansionsbestrebung, sich den freien Zugang zum Adriatischen Meer zu sichern, hatten die deutschsprachigen Österreicher immer entschlossener die großdeutsche Idee befürwortet, den Slowenen und Kroaten in Istrien und in der Kvarner Bucht aber das Recht auf eigene Kultur und eigene Sprache sowie die Daseinsberechtigung an sich verweigert. Zahlreiche Priester wurden als Träger des nationalen Bewussstseins eingesperrt. Die deutschsprachige Presse beschmutzte systematisch den guten Ruf des Bischofs Jeglič von Laibach und verlangte sowohl in Wien wie auch im Vatikan seine Absetzung. Die deutschen und ungarischen Offiziere ließen ihren Zorn besonders an den slowenischen Soldaten aus. Den Hass der Kriegsbehörden spürte auch die Bevölkerung im Hinterland. Der Pfarrer in Sora, der slowenische Schriftsteller Franc Saleški Finžgar (1871–1962), schrieb 1917 in der Pfarrchronik: „… die deutsche Kultur – Diebe der Hühner, der Schafe und alles. Arrogant, überheblich und eitel. Die Bevölkerung vergleicht sie mit dem Teufel". Vgl. Petra Svoljšak: Velika vojna in Slovenci [Der große Krieg und die Slowenen]. In: Studia Historica Slovenica 9 (2009) H. 2–3; Matjaž Ambrožič: Vpliv prve svetovne vojne na ljudi, delovanje Cerkve in politično dogajanje v Ljubljanski škofiji [Der Einfluss des Ersten Weltkrieges auf die Bevölkerung, die Tätigkeit der Kirche und das politische Geschehen in der Diözese Laibach], In: AES 17 (2015), S. 167–231, hier: S. 209; Miha Šimac: Oris vpliva prve svetovne vojne na pastoralno delo duhovnikov [Der Einfluss des ersten Weltkrieges auf die pastorale Tätigkeit der Priester]. In: AES 17 (2015), S. 108–166, hier: S. 137.

5 Über Friedensinitiativen des Vatikans vgl. Georg Schwaiger: Benedikt XV. In: Martin Greschat (Hg.): Das Papstum II. Vom großen abendländischen Schisma bis zur Gegenwart. Gestalten der Kirchengeschichte. Band 12. Stuttgart 1984, S. 241–256, hier: S. 243–252; Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 718 (2.9.1917).

6 Vgl. Ernst Bruckmüller: Avstrijska zgodovina [Österreichische Geschichte]. Ljubljana 2017, S. 397; ausführlicher in Elisabeth Kovács: Neue Forschungen zu Kaiser Karl, <http://www.elisabethkovacs.com/neue-forschungen-zu-kaiser-karl/band-i/kapitel-vi-der>, 19.4.2018.

7 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 701 und 718; vgl. auch Hugo Hantsch: Die Geschichte Österreichs. 2. Band: 1648–1918. Graz 1969, S. 520–541.

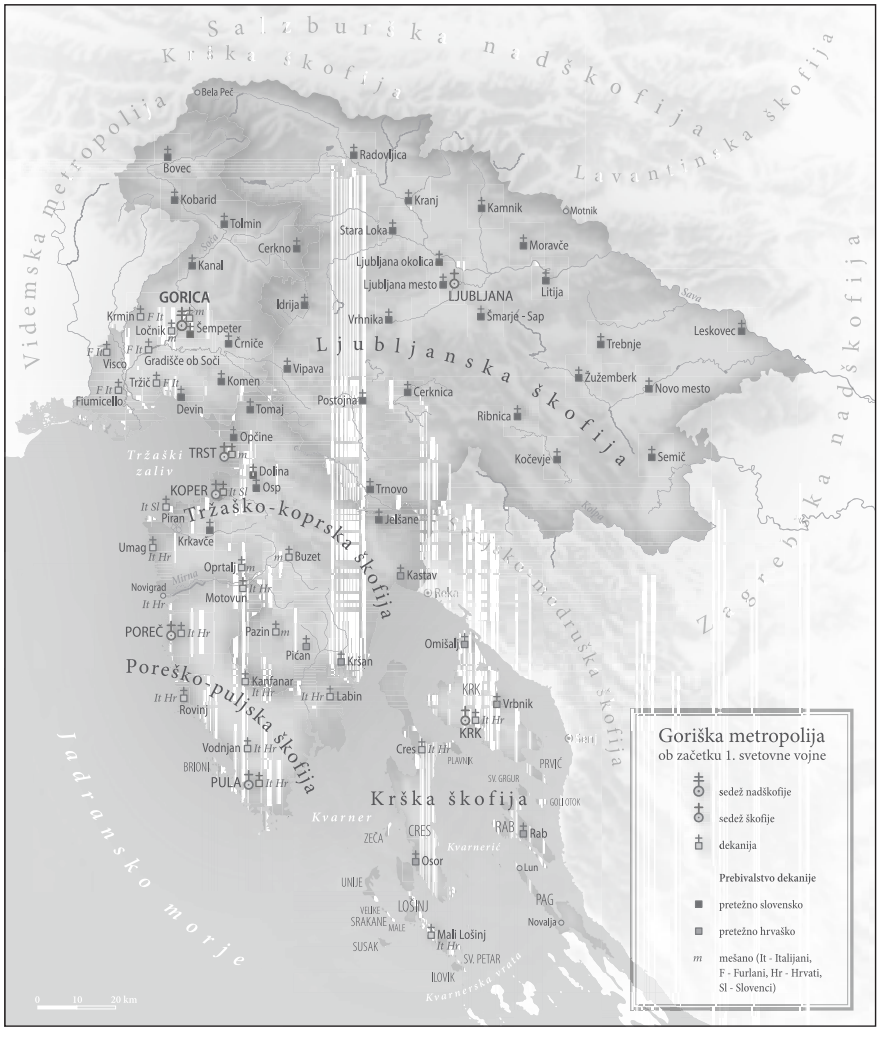


Abbildung 6: Die Illyrische Kirchenprovinz zum Beginn des Ersten Weltkrieges.
© France M. Dolinar, Mateja Rihtaršič.

Videmska metropolija/Das Ezbistum Udine, Salzburška nadškofija/Das Ezbistum Salzburg, Krška škofija/Das Bistum Gurk, Lavantinska škofija/Das Bistum Lavant, Zagrebška nadškofija/Das Erzbistum Zagreb (Agram), Senjsko-modruška škofija/Das Bistum Senj-Modruš, Ljubljanska škofija/Das Bistum Ljubljana (Laibach), Goriška nadškofija/Das Erzbistum Görz, Tržaško-koprska škofija/Das Bistum Triest-Koper, Poreško puljska škofija/Das Bistum Poreč-Pula, Krška škofija/Das Bistum Krk(Veglia).

Zeichenerklärung:

Sitz des Erzbistums

Sitz des Bistums

Sitz des Dekanats

Die Bewohner des Dekanats:

vorwiegend slowenisch

vorwiegend kroatisch

m gemischtsprachig: F – friaulisch; I – italienisch; Hr – kroatisch; S – slowenisch

Abbildung 7: Fürsterzbischof und Metropolit Frančišek Borgia Sedej von Görz (1854–1931)
(Quelle: NUK Ljubljana [National- und Universitätsbibliothek], Porträtsammlung berühmter Slowenen)

Das Erzbistum Görz und seine Diözesen

Das Erzbistum Görz leitete seit 1906 der im Wiener Frintaneum[8] erzogene Erzbischof Frančišek Borgia Sedej (1854–1931).[9] Wertvolle Erfahrungen, die ihn zur Leitung der national heterogenen Diözese am Rande der Habsburgermonarchie befähigten, sammelte Sedej als Studienpräfekt für Bibelwissenschaft am Frintaneum (1889–1898). Sedej zeichnete sich durch seine Geistesgröße

8 Die von Kaiser Franz I. auf Anregung des Burgpfarrers Jakob Frint 1816 in Wien gegründete Anstalt zur Ausbildung für Kleriker, die für die kaisertreuen höheren kirchlichen Ämter in der Monarchie vorgesehen waren. Bis 1918 haben im Frintaneum knapp 1.200 Priester studiert.

9 Nach der Promotion in den biblischen Wissenschaften in Wien (1884) wurde Sedej 1889 zum Hofkaplan, Studiendirektor der Bibelwissenschaft, Bibliothekar und Haushalter im Frintaneum ernannt. Im Jahre 1898 ernannte ihn der Görzer Erzbischof Jakob Missia (1838–1902) zum Domherrn, Dompfarrer und Professor für Exegese am Görzer Priester-

und sein Fingerspitzengefühl bei seinem Einsatz für die nationalen Rechte der ihm anvertrauten Gläubigen aus. Deswegen stellte er die Pfarrer immer nach dem Nationalprinzip ein: den Slowenen die slowenisch-, den Italienern die italienisch-, den Friaulern die friaulisch- und den Deutschen die deutschsprachigen Priester. Der Erzbischof selbst predigte jeder Volksgruppe immer in ihrer Muttersprache. Er war ein ausgeprägter Pastoralist, bis zum Ende des Krieges dem Habsburgischen Herrscherhaus tief ergeben, aber ohne jegliche Ambition, sich politisch zu engagieren.

Vor dem Krieg hatte das Görzer Erzbistum 275.000 Einwohner, davon 165.000 Slowenen, die übrigen waren Italiener, Juden und Deutsche.[10] Nach der Kriegserklärung Italiens geriet das Diözesangebiet zwischen die Fronten des italienischen und österreichischen Heeres. Nach sechs blutigen Offensiven gelang es den Italienern am 9. August 1916, Görz, nicht aber auch Triest zu erobern. Eine heftige Bombardierung der Stadt hatte den Erzbischof schon 1915 gezwungen, die Einladung des Bischofs von Laibach, Anton Bonaventura Jeglič, anzunehmen, das Görzer Knabenseminar in die Lehranstalt des Heiligen Stanislaus in Šentvid bei Laibach und das Priesterseminar samt der Bibliothek in die Zisterzienserabtei Stična in Unterkrain zu verlegen, wohin er im August 1915 auch selbst zog. Nachdem die österreichische Armee nach der Schlacht bei Kobarid am 24. Oktober 1917 Görz von der italienischen Besatzung befreit hatte,[11] kehrte der Erzbischof am 17. März 1918 mit beiden Seminaren in die

seminar. Vgl. Primorski slovenski biografski leksikon [Slowenisches biographisches Lexikon des Küstenlandes]. Band 3. Gorica 1986–1989, S. 313–323; Edo Škulj (Hg.): Simpoziji v Rimu [Die Symposien in Rom]. Band 4: Sedejev simpozij v Rimu [Symposium über Sedej in Rom]. Celje 1988.

10 Vor dem Eintritt Italiens in den Krieg hatte die Erzdiözese 16 Dekanate, davon neun slowenische: Bovec (it. Plezzo), Kobarid (it. Caporetto), Tolmin (it. Tolmino), Črniče, Kanal (it. Canale), Šempeter pri Gorici (it. San Pietro), Devin (it. Duino), Cerkno (it. Circhina), Komen (it. Comeno); fünf friaulische bzw. italienische: Gradisca d'Isonzo (sl. Gradišče ob Soči), Cormons (sl. Krmin), Monfalcone (sl. Tržič), Fiumicello, Visco; national gemischte Dekanate waren Görz und Lucinico (sl. Ločnik). Die Stadt Görz hatte ungefähr 30.000 Einwohner, davon 48 Prozent Italiener und Friauler, 35 Prozent Slowenen, 10 Prozent Deutsche und 7 Prozent Juden. Vgl. Renato Podbersič: Versko življenje v Gorici med prvo svetovno vojno [Religiöses Leben in Görz während des Ersten Weltkrieges]. In: Studia Historica Slovenica 9 (2009) H. 2–3, S. 518–542, hier: S. 519f; Renato Podbersič: Posledice vojne v delovanju cerkvenih skupnosti na področju soške fronte [Die Folgen für die Tätigkeit der Kirchengemeinden auf dem Gebiet der Isonzo]. In: AES 38 (2015), S. 267–296; über die ethnische und religiöse Struktur der Bevölkerung vgl. Renato Podbersič: Katoliška Cerkev na Goriškem med prvo svetovno vojno [Die katholische Kirche im Görzer Gebiet während des ersten Weltkrieges]. Nova Gorica 2004 (Magisterarbeit an der Abteilung für Geschichte an der Philosophischen Fakultät in Ljubljana), S. 8f.

11 Milica Kacin Wohinz, Jože Pirjevec: Zgodovina Slovencev v Italiji 1866–2000 [Die Geschichte der Slowenen in Italien 1866–2000]. Ljubljana 2000, S. 23; Branko Marušič: Gorica med prvo svetovno vojno [Görz während des Ersten Weltkrieges]. In: Studia Historica

Abbildung 8: Fürstbischof Anton Bonaventura Jeglič von Laibach (1850–1937)
(Fotograf: Davorin Rovšek aus Ljubljana, 22.9.1930; Quelle: Erzbischöfliches Archiv Ljubljana).

stark beschädigte Stadt zurück. Wie die große Mehrheit der Priester und der Gläubigen im besetzten Gebiet war auch der Erzbischof überzeugt, dass das Görzer Bistum nach dem Krieg bei Österreich bleiben würde.

Andere Bischöfe der Görzer Kirchenprovinz konnten auch während des Krieges ungehindert in ihren Diözesen wirken. Es war ihnen auch während des

Slovenica 9 (2009) H. 2-3, S. 417–438, hier: S. 427; Franc Kralj: Sedej nadpastir goriških Slovencev [Sedej der Oberhirt der Slowenen im Görzer Gebiet]. In: Škulj (Hg.): Simpoziji v Rimu. Band 4 S. 96–116, hier: S. 96f.

Krieges möglich, einander zu besuchen und Hilfe für die zwangsumgesiedelten Bewohner aus den Kriegsgebieten in Istrien und dem Görzer Erzbistum sowie für die Flüchtlinge aus den anderen Teilen der Monarchie zu organisieren. Dem Tagebuch Bischof Jegličs entnehmen wir auch, dass die Bischöfe verhältnismäßig problemlos mit der Regierung in Wien kommunizieren und an den Sitzungen der österreichischen Bischofskonferenz teilnehmen konnten.

Das Gebiet der Diözese Laibach mit seinen 596.244 Seelen deckte sich vor dem Ersten Weltkrieg mit dem Gebiet des Kronlandes Krain.[12] Mit Ausnahme der kleinen deutschsprachigen Minderheit in der Gegend von Gottschee (sl. Kočevje) waren die Einwohner mehrheitlich Slowenen. Das Bistum leitete der ebenso im Frintaneum erzogene Bischof Anton Bonaventura Jeglič, ein Mensch mit reichen Erfahrungen in der Diaspora. Als Pfarrer und Professor am kirchlichen Gymnasium in Sarajevo, Domherr und anschließend Weihbischof von Sarajevo, entwickelte Jeglič eine Haltung, die man heute – in Bezug auf die mehrheitlich orthodoxe und islamische Bevölkerung Bosniens und unter gewissem Vorbehalt – als ökumenisch orientiert bezeichnen würde. Trotzdem hatte Jeglič bei der Eingliederung seiner Diözese in das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen bzw. nach Jugoslawien einige Bedenken.[13] Jeglič war nämlich bewusst, dass die katholische Kirche den privilegierten Status, den sie in der Habsburgermonarchie hatte, verlieren würde. Die Schlüsselfrage für ihn war jedoch die Forderung der stärksten Partei im neu entstehenden Staat, der liberalen Jugoslovanska demokratska stranka [Jugoslawische demokratische Partei], nach der vollständigen Trennung der Kirche vom Staat. Als Bischof von Laibach war Jeglič zwar felsenfest treu gegenüber dem Habsburgischen Kaiserhaus, gleichzeitig jedoch ein entschlossener Verteidiger der Rechte der Slowenen auf ihre eigene Kultur und Sprache. Als „graue Eminenz" der katholisch orientierten Slovenska ljudska stranka [Slowenische Volkspartei] – obwohl er formal nie ihr Mitglied wurde, – spielte Jeglič auch im politischen Bereich eine bedeutende Rolle. Deswegen griffen ihn seine politischen Gegner zu Hause und im Ausland in der Presse massiv an und bezeichneten ihn in Rom und Wien als Politikaster.[14] Seine Ansichten über

12 Das Bistum hatte 22 Dekanate (Laibach Stadt, Laibach Umgebung, Cerknica, Kočevje, Idrija, Kamnik, Kranj, Leskovec, Litija, Stara Loka, Moravče, Novo mesto, Postojna, Radovljica, Ribnica, Semič, Šmarje-Sap, Trebnje, Trnovo-Ilirska Bistrica, Vipava, Vrhnika, Žužemberk) und 323 Seelsorgestellen. Vgl. Summarium Dioecesis conspectus. In: Cataloguis cleri et beneficiorum ecclesiasticorum Dioecesis Labacensis ineunte anno MDCCCCXIV. Labaci 1914, S. 192f.

13 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 769 (22.11.1918).

14 France Martin Dolinar: Ljubljanski škofje [Die Bischöfe von Ljubljana]. Ljubljana 2007, S. 365–392; Jože Jagodic: Majhen oris velikega življenja [Kleiner Abriss eines großen

das pastorale und politische Geschehen in seiner Heimat kamen in seinem Tagebuch, das er während seines Amtes als Bischof von Laibach regelmäßig schrieb, deutlich zum Ausdruck.[15]

Die unter der Administration eines einzigen Bischofs im Jahre 1830 vereinten Bistümer Triest und Koper hatten zusammen 459.823 Seelen. In das Bistum Triest wurden das schon 1782 aufgelöste Bistum Pićan (it. Pedena) und das 1828 aufgelöste Bistum Novigrad in Istrien eingegliedert, beide mit mehrheitlich kroatischer Bevölkerung. Die Diözese Triest hatte zwölf Dekanate, davon fünf mit slowenischer und sieben mit kroatischer Bevölkerung;[16] die Diözese Koper hatte vier slowenische Dekanate.[17] Auf dem Gebiet der vereinten Diözese lebten neben den Slowenen und Kroaten noch Angehörige der italienischen und der deutschen Minderheit. Seit 1911 leitete Bischof Andrej Karlin (1880–1933, Bischof von Triest-Koper 1911–1919) die Diözese.[18] Karlin, der in beiden Rechten am römischen Istituto Sant'Apollinare promoviert hatte,[19] übernahm von seinem Vorgänger Franz Xaver Nagl[20] ziemlich zugespitzte nationale Verhältnisse, weil Nagl die italienische Minderheit zum Schaden der Slowenen und Kroaten favorisiert hatte.[21] Karlin galt als loyal dem Habsburgischen Herrscherhaus gegenüber, aber auch als jemand, der die national gemischte Bevölkerung seines Bistums gerecht behandelte, obwohl auch die Regierung in Wien die italienische Minderheit zum Schaden der kroatischen und slowenischen Mehrheit favorisierte. Politisch exponierte er sich in der Öffentlichkeit nicht, verhehlte aber auch nie,

Lebens], Celovec 1952; Edo Škulj (Hg.): Simpoziji v Rimu [Die Symposien in Rom]. Band 8: Jegličev simpozij v Rimu [Symposium über Jeglič in Rom]. Celje 1991; Slovenski biografski leksikon [Slowenisches Biographisches Lexikon]. Band 1. Ljubljana 1925–1932, S. 390–392.

15 Eigentlich vom 19. Januar 1899 (erster Eintrag) bis zum 14. August 1930 (letzter Eintrag), vgl. Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik.

16 Die slowenischen Dekanate: Trst (it. Trieste), Opčine (it. Villa Opicina), Tomaj, Dolina, Jelšane; die kroatischen Dekanate: Kastav (it. Castua), Kršan (it. Chersano), Pićan, Pazin (dt. Mitterburg, it. Pisino), Buzet (it. Pinguente), Oprtalj (it. Portole), Umag (it. Umago).

17 Koper, Piran (it. Pirano), Krkavče (it. Carcauzze), Osp (it. Ospo).

18 Primorski slovenski. Band 2. Gorica 1982–1985, S. 21f; Edo Škulj (Hg.): Simpoziji v Rimu [Die Symposien in Rom]. Band 13: Karlinov simpozij v Rimu [Symposium über Karlin in Rom]. Celje 1996.

19 Genannt nach der Piazza Sant'Apollinare, wo es in Rom seinen Sitz hatte. Heute Pontificia Università della Santa Croce genannt.

20 Franz Xaver Nagl (1855–1913), Bischof von Triest-Koper 1902–1910, Erzbischof von Wien 1910–1913.

21 Die kroatischen Priester verübelten dem Bischof Franz Xaver Nagl sein Verbot der altslawischen Liturgie, die slowenische Bevölkerung im Bistum störte aber die Tatsache, dass der Bischof weder Slowenisch noch Kroatisch lernen wollte. Primorski slovenski. Band 2. Gorica 1982–1985, S. 487–489.

dass er ein österreichischer Patriot war, fest überzeugt, dass Triest auch nach dem Krieg bei Österreich bleiben würde.[22]

Die ebenfalls 1830 unter einem Bischof vereinten Bistümer Poreč und Pula in Istrien hatten zusammen 148.252 Einwohner.[23] Auf dem Land lebten meist Kroaten, die Städte waren national gemischt, hatten aber eine bedeutende italienische Mehrheit. Nach dem Tod des italienisch orientierten Bischofs Johann B. Flapp (1845–1912)[24] ernannte der Kaiser 1913 Trifone Pederzolli (1864–1941) zu dessen Nachfolger. Der in Kotor (it. Cattaro) in Dalmatien als Sohn italienischer Eltern geborene Pederzolli war Priester der Diözese Split (it. Spalato), studierte am Frintaneum in Wien, wo sein Studienpräfekt der bereits genannte spätere Görzer Erzbischof Sedej war, wurde im Sommer 1891 zum Spiritual im Knabenseminar in Split ernannt, bewarb sich aber schon im Herbst des gleichen Jahres um die Kaplans- und 1903 um die Pfarrstelle von St. Anton in Triest. 1908 wurde Pederzolli Ehrendomherr des Triester Domkapitels und Mitglied des Aufsichtsrates der Diözese Poreč-Pula. In der national gemischten Diözese versuchte er gegenüber allen dort lebenden Bewohnern gerecht zu sein, gleichzeitig vermied er aber sorgfältig, in die Politik einzugreifen.[25] Während des Krieges besuchte Pederzolli eifrig die Zwangsausgesiedelten aus seinem Bistum in den Lagern in Österreich, in der Slowakei und in Ungarn, und organisierte materielle und geistige Hilfe für sie.[26]

Die Diözese Krk, der die 1828 aufgelösten Diözesen Rab auf der Insel Rab und Osor (it. Ossero) auf der Insel Cres (it. Cherso) zugeschlagen worden

22 Stipan Trogrlić: Katolička crkva u Istri i Prvi svjetski rat 1914–1918 [Die katholische Kirche in Istrien und der Erste Weltkrieg 1914–1981]. In: Časopis za suvremenu povijest [Zeitschrift für Zeitgeschichte] 41 (2009) H. 3, S. 763–781, hier: S. 767 und 769–771; Pietro Zovatto: Ricerche storico-religiose su Trieste. In: Centro studi storico–religiosi Friuli-Venezia Guilia [Historisch-religiöses Studienzentrum Friaul-Venezia-Giulia] 13 (1984), S. 29–36. Zovatto warf Karlin vor, dass er „die Zeichen der Zeit nicht erkannt hatte", nämlich, dass das Bistum Triest-Koper mit dem Anschluss an Italien ein italienisches Bistum geworden sei.

23 Die Diözese war in sieben Dekanate geteilt: Poreč (lat. Parentium), Rovinj (lat. Rubinum), Kanfanar (lat. Canfanarium), Motovun (lat. Montona), Pula (lat. Pola), Vodnjan (lat. Adignanum), Labin (lat. Albona). Über das Bistum: Liliana Ferrari: Poreč-Pula/Parenzo-Pola. In: Karl Heinz Frankl, Peter G. Tropper (Hgg.): Das „Frintaneum" in Wien und seine Mitglieder aus den Kirchenprovinzen Wien, Salzburg und Görz (1816–1918). Ein biographisches Lexikon. Klagenfurt 2006, S. 286–288; Stipan Trogrlić: Katolička crkva, S. 767f.

24 Primorski slovenski. Band 1. Gorica 1974–1981, S. 372f.

25 Lucijan Ferenčić: Porečko-pulska biskupija za vrijeme biskupa Trifuna Pederzollija (1913–1941) [Die Diözese Poreč-Pula zur Zeit des Bischofs Trifone Pederzolli (1913–1941)]. Zagreb 1973 (unveröffentlichte Dissertation); Dizionario Biografico degli Italiani [Biographisches Wörterbuch der Italiener] 82 (2015), <https://treccani.it/enciclopedia/trifone-pederzolli>, 13.12.2016; Trifun Perzolli, <https://hr.wikipedia.org/wiki/Trifun_Pederzolli>, 9.11. 2016.

26 Lucijan Ferenčić: Porečko-pulska biskupija, S. 3–104; Stipan Trogrlić: Katolička crkva, S. 767f. und S. 771–775.

waren, umfasste die Inseln in der Kvarner Bucht.[27] Im Jahre 1912 hatte das Bistum 58.429 Einwohner.[28] Seit 1897 leitete es Bischof Anton Mahnič (1850–1920), der Theologie im heimatlichen Görz studiert, den Doktortitel aber in Wien erworben hatte, allerdings nicht als Mitglied des Frintaneums. Mahnič war ein Mann der Prinzipientreue. Der Gedanke, der ihn leitete, war die Treue zu der offenbarten christlichen Wahrheit, die man gegen alle Abweichungen verteidigen muss. Der Katholik soll sowohl in seinem privaten wie auch im öffentlichen Leben konsequent der Lehre der katholischen Kirche entsprechend gelebt haben. Mahnič war sowohl in Slowenien (als Theologieprofessor in Görz) als auch in Kroatien eine Schlüsselfigur der katholischen Jugendbewegung. In der national gemischten Diözese trat Mahnič entschieden für die nationalen Rechte der benachteiligten kroatischen Mehrheit ein. Unter anderem verteidigte er das Recht seiner Priester auf den Gebrauch der glagolitischen Liturgie, das heißt auf Messen in der altslawischen Sprache, und das Recht der Kinder auf religiösen Unterricht in ihrer Muttersprache. Ebenso sorgte er für den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt der ihm anvertrauten Bevölkerung. Beispielsweise errichtete er aus den eigenen Mitteln in der Stadt Krk eine Akademie zur Pflege der kirchenslawischen Sprache (Staroslovanska akademija, 1902) und gründete die Druckerei Kurytka (benannt nach dem antiken Namen der Insel Krk) zur Förderung des kroatischen Buch- und Zeitschriftenwesens. Damit zog er sich das Misstrauen der Wiener Regierung und den Hass der italienischen Nationalisten in seinem Bistum zu, die öffentlich von den großdeutschen Nationalisten in der Wiener Regierung unterstützt wurden. Während des Krieges verteilte Mahnič sein Vermögen unter der verarmten Bevölkerung und versuchte nach Kräften, Menschen in Not zu helfen. Bis 1917 vertrat er die Idee einer Vereinigung von Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Bosnien, Herzegowina, Istrien, der Grafschaften Görz und Gradisca sowie der Länder Krain und Kärnten zu einem selbständigen Staat (Mahnič nannte ihn „unsere Heimat“) mit der Hauptstadt Zagreb.

27 Krk, Rab (it. Arbe), Nordteil der Insel Pag (it. Pago), die Pfarreien Novalja und Lun, Cres (it. Cherso), Lošinj (it. Lussino), Ilovik (it. San Pietro dei Nembi), Susak (it. Sansego), Unije (it. Unie), Vele Srakane (it. Canidole Grande) und Male Srakane (it. Canidole Piccola), vgl.: Status personalis et localis Dioecesis Vegliensis pro anno 1912 [Die personelle und lokale Lage der Diözese Veglia im Jahr 1912]; Stipan Trogrlić: Katolička crkva, S. 768.

28 Die Diözese hatte folgende Dekanate: Krk, Vrbnik (it. Verbenico), Omišalj (it. Castelmuschio), Osor, Cres, Mali Lošinj (it. Lussinpiccolo) und das Provikariat Rab, dem auch die Pfarreien Novalja und Lun auf der Insel Pag eingegliedert waren. Vgl. Status personalis et localis Dioecesis Vegliensis pro anno 1912 [Personen- und Ortsverzeichnis der Diözese von Krk im Jahr 1912]; Marco Plesnicar-Franjo Velčić: Krk/Veglia. In: Frankl/Tropper: Das „Frintaneum“ in Wien, S. 291–293.

Dieser Staat mit etwa sieben Millionen Einwohnern hätte innerhalb der Monarchie ein Gegengewicht zum aggressiven deutschen und ungarischen Nationalismus darstellen sollen, eine Idee, die Mahnič auch in seinem Memorandum an den Papst im Jahre 1915 äußerte.[29]

Die Kriegsgeschehnisse und ihre Auswirkungen

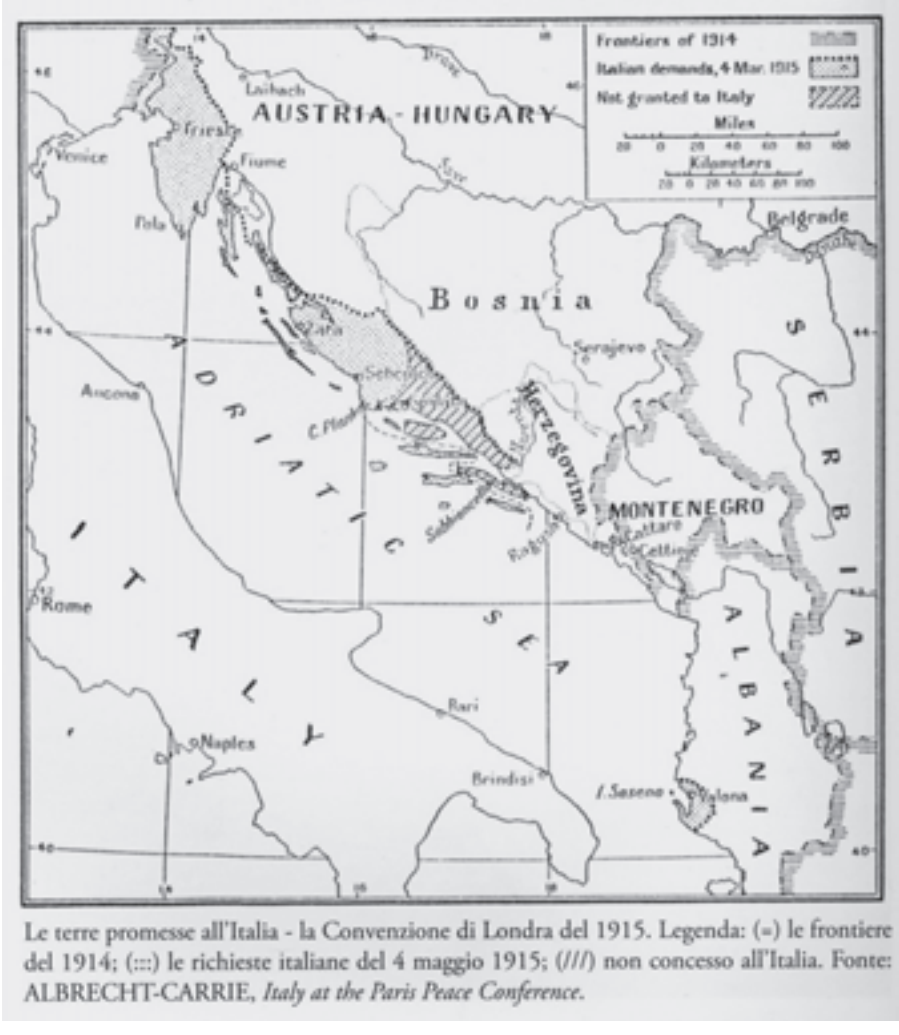
Italiens Kriegserklärung an Österreich am 24. Mai 1915 war für die österreichischen Bischöfe eine unangenehme Überraschung, obwohl ihnen die reale Gefahr eines Krieges mit Italien schon seit einiger Zeit bewusst war. Die Bischöfe der Illyrischen Kirchenprovinz hatten ihre Augen keineswegs vor dem aggressiven italienisch-imperialistischen Nationalismus verschlossen, der seine Fangarme auch nach den slowenischen und kroatischen Siedlungsgebieten ausstreckte und beiden Völkern die Existenzberechtigung absprach. Bischof Jeglič schrieb diesbezüglich am 4. März 1915 in sein Tagebuch:

> Wir fürchten die Italiener. […] In Laibach sind unheimlich viele Soldaten. In diesen Tagen kam auch der hohe Kommandant (*Feldmarschall* Kutschera) hierher. Österreich und Italien haben Schwierigkeiten miteinander. Man schreibt über unsere Marine, dass sie intervenieren wird. Der Thronfolger war am Samstag beim Kaiser und reiste danach sofort nach Pula. Der Bericht über die Italiener wurde im heutigen *Slovenec* konfisziert.[30]

Die Bischöfe waren sich bewusst, dass der Krieg in Europa zu großen Veränderungen führen würde. Darüber sprach auf der in Wien am 13. und 14. November 1915 gehaltenen österreichischen Bischofskonferenz der böhmische Bischof Joseph Gross (1866–1931, Bischof seit 1919) aus Leitmeritz (tsch. Litoměřice). In seiner Rede sagte Gross unter anderem, dass Österreich ohne Slawen nicht bestehen könne. Deswegen sollte es ihnen alle nationalen Rechte zusichern. Ohne eine starke Hand, so Bischof Gross, würde es zu einem bösen Nationalitätenhass kommen, der nach dem Krieg zu großen territorialen Änderungen führen würde. Über die Ausdehnung dieser territorialen Änderungen

29 Edo Škulj (Hg.): Simpoziji v Rimu [Die Symposien in Rom]. Band 7: Mahničev simpozij v Rimu [Symposium über Mahnič in Rom]. Celje 1990; Primorski slovenski. Band 2. Gorica 1982–1985, S. 325–328; Stipan Trogrlić: Katolička crkva, S. 775–778.

30 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 616: „Mi se bojimo Laha […] V Ljubljani je strahota [sic!] veliko vojakov, prišel je te dni tudi visok komandant (*Feldmarschall* Kučera). Avstrija in Laška si nagajata. Začelo se je pisati o naši mornarici, da bi utegnila vmes poseči. Prestolonaslednik je bil v soboto pri cesarju in takoj potem v Poli. Članek o Lahih je bil v današnjem *Slovencu* konfisciran." (Hervorhebung im Original.)



Le terre promesse all'Italia - la Convenzione di Londra del 1915. Legenda: (=) le frontiere del 1914; (:::) le richieste italiane del 4 maggio 1915; (///) non concesso all'Italia. Fonte: ALBRECHT-CARRIE, *Italy at the Paris Peace Conference*.

Abbildung 9: Das Gebiet, das mit dem Vertrag von London 1915 Italien zugesprochen war.
(Quelle: Boris Gombač: Atlante storico dell'Adriatico orientale. Pontedere 2007, S. 270; verwendet mit Erlaubnis des Autors).

wagte Bischof Gross nicht zu spekulieren, da der politische Handel der Großmächte und deren Kriegsziele den Bischöfen nicht bekannt waren.[31]

Wie sich später herausstellte, hatten die mangelnden Kenntnisse der Kriegsverhältnisse, in die Österreich verwickelt war, auch für die Bischöfe der

31 Ebenda, 13. und 14. November 1915, S. 645f.

Illyrischen Kirchenprovinz schwerwiegende Folgen. Wie den slowenischen und kroatischen Politikern (im Unterschied zu den serbischen und dem Vatikan) war auch den Bischöfen nicht bekannt, dass die Mächte der Entente (Großbritannien, Frankreich und Russland) mit der Vereinbarung von London vom 26. April 1915 Italien als Entschädigung für seinen Kriegseintritt an der Seite der Entente auch den größten Teil des Gebietes der Illyrischen Kirchenprovinz (Triest, Istrien, Görz, Gradisca, einige Inseln in der Kvarner Bucht und einen beträchtlichen Teil von Innerkrain) versprochen hatten. So ist es zu erklären, dass sich das italienische Heer schon während des Krieges in den besetzten Gebieten so benahm, als ob diese seit jeher italienisch gewesen wären, und eine gewaltsame Italianisierung der nicht-italienischen Bevölkerung vornahmen.[32] Kein Wunder also, dass nach dem Sieg bei Kobarid, nachdem das österreichische Heer die Italiener bis zum Fluss Piave zurückgedrängt hatte, die Befreiung der Heimat in Görz groß gefeiert wurde. Erzbischof Sedej schrieb am 4. Dezember 1917 einen emotionalen Hirtenbrief an die Priester und Gläubigen seiner Diözese, in dem er die italienische Okkupation mit der Babylonischen Gefangenschaft der Juden verglich:

> Unsere herrliche Görzer Heimat und das sonnige Görz, unsere herrliche Metropole, sind aus den Händen des verräterischen Feindes befreit und wieder mit Österreich verbunden. Zweieinhalb Jahre stöhnte unser Görzer Land unter dem Sturm des grauenhaften Krieges […] Wir sollten dem Allmächtigen danken, dass unser Erzbistum wieder vom Feind und den Plagen des Krieges befreit ist und dass wir wieder mit dem katholischen Österreich unter dem glorreichen habsburgischen Zepter verbunden sind. In diesem Sinne habe ich allen Diözesanpriestern die Anweisung gegeben, dass wir den Tag unserer politischen Erlösung mit dem Danklied Te Deum laudamus feiern. Das gleiche trage ich auch den Seelsorgern an, dass sie, sobald sie mit den ausgewiesenen Gläubigen nach Hause zurückkommen, gleich am nächsten Sonntag oder Feiertag in der Kirche vor dem Allerheiligsten dasselbe Danklied singen.[33]

---

32 Luigi Tavano: La diocesi di Gorizia 1750–1947 [Das Bistum Görz 1750–1947]. Mariano del Friuli 2008, S. 178–181.

33 Škofijski listi [Bistumsblätter]. In: Erzbischöfliches Archiv Ljubljana 106. Gorica, Karton 6: „[…] Naša krasna goriška domovina in solčna Gorica, naša divna prestolnica sta osvobojeni iz rok izdajalskega sovražnika in zopet združeni z Avstrijo. Dve leti in pol je milo ječala nesrečna Goriška pod viharjem grozne vojske […] Zahvalimo torej Vsemogočnega, da je naša nadškofija zopet prosta sovražnika in vojnih nadlog, da smo zopet združeni s katoliško Avstrijo pod slavnim habsburškim žezlom. V tem zmislu sem bil naročil v nadškofiji ostalim duhovnikom, da slovesno praznujejo dan političnega našega odrešenja z zahvalnico: Te Deum laudamus; taisto naročam, da begunci, vrnivši se s svojim dušnim pastirjem v domovino, naslednjo nedeljo ali praznik zapojejo v cerkvi pred Najsvetejšim isto hvalno pesem […]“.

Obwohl die Loyalität der Bischöfe der Illyrischen Kirchenprovinz zum habsburgischen Herrscherhaus bis zum Ende des Krieges nicht in Frage gestellt wurde und Bischof Jeglič beim Gespräch mit dem Minister für Kultus und Unterricht, Dr. Max Hussarek (1865–1935), noch am 11. August 1918 versicherte, dass er mit seinem Beitritt zur Maideklaration der ganzen Bewegung die österreichische und patriotische Orientierung bewahrt hatte,[34] veränderten die Ereignisse des Jahres 1917 die bis dahin einheitliche Stellung der Bischöfe der Görzer Kirchenprovinz auf bedeutende Weise. Nach wie vor unterstützten alle die Friedensinitiative des Papstes Benedikt XV. und der österreichischen Seite, um den Krieg ehrenhaft zu beenden. Besondere Sorgen wegen der Oktoberrevolution in Russland machten sich die Bischöfe der Görzer Kirchenprovinz nicht, wohl aber über das Anwachsen des österreichischen großdeutschen Nationalismus, der nach dem Eintritt Italiens in den Krieg mit dem italienischen imperialistischen Nationalismus in der Frage des Zugangs zum Adriatischen Meer zusammenprallte; allerdings war in beiden Visionen kein Platz für die Südslawen vorgesehen.

Die sogenannte Maideklaration, die die Autonomie der Südslawen innerhalb der habsburgischen Monarchie forderte,[35] war – nach der Einschätzung der Bischöfe Jeglič von Laibach und Mahnič von Krk – der letzte Versuch einer politischen Lösung in der Monarchie. Die Deklaration forderte zwar die Einigung aller „Jugoslawen" in einem selbstständigen Staat, allerdings noch immer innerhalb der Habsburgermonarchie. Die trialistisch umgestaltete Monarchie sollte die Naturrechte der nichtdeutschen Bevölkerung beschützen und ihnen die gleichen Rechte wie den Deutschen und Ungarn zusichern.[36] In diesem Sinne hatten die Bischöfe Jeglič von Laibach[37] und Mahnič

34 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 755: „[Die südslawische Frage ist] unsere Lebensfrage; wir verlangen nur unser natürliches Recht; es handelt sich jetzt um unser Sein und Nichtsein […] Exzellenz wissen besser als ich, dass der Dualismus Österreich zum grössten Schaden gereicht […]. Durch meinen Beitritt [zur Maideklaration] habe ich die [sic!] ganzen Bewegung die österreichische, patriotische Richtung bewahrt." Auf den Widerspruch, dass Erzbischof Sedej und die Bischöfe Karlin und Napotnik die Bewegung nicht unterstützt hatten, erwiderte Jeglič: „diese Herren leben in ganz anderen Verhältnissen: der Lavanter ist krank, der Görzer hat eine grösstenteils vernichtete Diöcese und der Triester hat eine zu sehr gemischte Bevölkerung".

35 Die Deklaration hatte am 30. Mai 1917 im Parlament von Wien der Präsident des Jugoslawischen Klubs Dr. Anton Korošec vorgetragen. Korošec (1872–1940), slowenischer Priester und Politiker, war unter anderem Leiter der Slowenischen Volkspartei und nach 1919 mehrmals Mitglied verschiedener jugoslawischer Regierungen.

36 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 718 (2.9.1918).

37 Seine Ansichten über die sogenannte Maideklaration und über die Schwierigkeiten, die er deswegen in Wien hatte, beschrieb Jeglič ausführlich in seinem Tagebuch.

von Krk[38] die Deklaration unterstützt, worauf sie in Wien in Ungnade fielen und sich galligen Angriffen in der Presse ausgesetzt sahen, in deren Rahmen man ihre Absetzung forderte. Aus pastoralen Gründen unterstützte Erzbischof Sedej die Deklaration nicht und erwartete das auch von seinen Suffraganen,[39] doch stellte er sich energisch vor Bischof Jeglič, als Wien seine Ablösung forderte.[40] Bischof Karlin in Triest und Bischof Pederzolli in Poreč äußerten sich in Bezug auf die Deklaration vorsichtigerweise nicht öffentlich.

Wegen der tragischen Erfahrungen während des Krieges sahen die Bischöfe der Illyrischen Kirchenprovinz in den Vorschlägen des amerikanischen Präsidenten Thomas Woodrow Wilson (1856–1924)[41] einen Hoffnungsschimmer für die südslawische Bevölkerung in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Überzeugt davon, dass Wilson im Namen der Koalition der Entente-Mächte sprach, schrieb Jeglič noch am 26. November 1918, als das italienische Heer schon das im Abkommen von London versprochene Gebiet besetzt[42] und die festgelegten Demarkationslinien an manchen Stellen sogar überschritten hatte, voll Optimismus in sein Tagebuch: „Aber auf dem Friedenskongress werden gegen [die Italiener] sicher rigoros Nationalgrenzen festgelegt werden; da die Engländer, Franzosen und Amerikaner für uns sind, dürfen wir mit Vertrauen in die Zukunft schauen."[43]

---

38 Zlatko Matijević: Biskup Mahnić i talijanska okupacija otoka Krka (1918–1920) [Bischof Mahnič und die italienische Okkupation der Insel Krk (1918–1920)]. In: Croatica Christiana Periodica 25 (2001) H. 47, S. 149–171, hier: S. 154–171.

39 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 719 (18.9.1917).

40 Jagodic: Majhen oris, S. 219f; France Martin Dolinar: Goriški nadškof Frančišek Borgia Sedej in ljubljanski škof Anton Bonaventura Jeglič [Der Görzer Erzbischof Frančišek Borgia Sedej und Anton Bonaventura Jeglič von Laibach]. In: Joško Vetrih (Hg.): Goriška nadškofija od nastanka do konca habsburške monarhije (1751–1918) [Das Görzer Erzbistum vom Anfang bis zum Zerfall der habsburgischen Monarchie (1751–1918)]. Zbornik simpozija [Sammelband des Symposiums]. Gorizia 2001, S. 431; Tomaž Simčič: Sedejeva življenjska pot [Sedejs Lebenslauf]. In: Edo Škulj (Hg.): Simpoziji v Rimu [Die Symposien in Rom]. Band 4: Sedejev simpozij v Rimu [Symposium über Sedej in Rom]. Celje 1988, S. 48–64, hier: S. 56.

41 Präsident der USA 1913–1921. Am 6. April 1917 Kriegseintritt der USA.

42 Der Vertrag von London vom 26. April 1915 zwischen der Entente (Großbritannien, Frankreich und Russland) und Italien versprach der letzteren für ihren Eintritt in den Krieg an der Seite der Entente: Trient, Südtirol bis zum Brenner, Triest, Görz, Gradisca, Istrien bis zur Kvarner Bucht und die Inseln Cres und Lošinj. Die Grenze auf slowenischem Gebiet sollte von der Wasserscheide der Julischen Alpen über Predil, Mangart und Triglav, dann weiter nach Podbrdo, Podlanišče und Idrien verlaufen. Von da aus ging sie nach Südosten bis Snežnik, so dass Kastav, Matulji und Volosko Italien zugesprochen wurden, während Rijeka (it. Fiume) aus dem Vertrag ausgenommen war. Vgl. Marjan Drnovšek, Drago Bajt (Hgg.): Slovenska kronika XX. stoletja [Die slowenische Chronik des XX. Jahrhunderts, 1900–1941]. Ljubljana 1995, S. 164f.

43 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 770: „Toda pri mirovnem kongresu se bodo gotovo zoper nje določile strogo narodne meje; ker so za nas Angleži, Francozi in Ameri-

Die Unterschrift unter dem Waffenstillstandsabkommen zwischen dem italienischen und österreichischen Heer vom 3. November 1918 (in der Villa Giusta bei Padua), der Rückzug des österreichischen Heeres und die Besetzung von – auch historisch – rein slowenischem Gebiet in Innerkrain (sl. Notranjska) durch das italienische Heer machten der Bevölkerung Angst. Zusätzliches Unbehagen verursachte den Bischöfen die Tatsache, dass Italien ein laizistischer, liberaler und antikirchlich gesonnener Staat war.[44] Nach dem Zerfall der habsburgisch-ungarischen Monarchie begrüßten die Bischöfe die Einigung aller habsburgischen „Jugoslawen" der aufgelösten Monarchie auf einen am 29. Oktober 1918 neu proklamierten „Staat der Slowenen, Kroaten und Serben" mit der Hauptstadt Zagreb. Da die Entente-Mächte diesen Staat nicht anerkennen wollten, zwangen ihn deren Politiker, sich mit dem Königreich Serbien zusammenzuschließen (1. Dezember 1918); dieses jedoch war darauf nicht vorbereitet.[45] Inzwischen hatten die Italiener am 3. November die Insel Krk besetzt, waren am 5. November in Triest einmarschiert, hatten am 6. November erneut Görz eingenommen und in den folgenden Tagen Istrien, die Inseln in der Kvarner-Bucht und bis zum 19. November auch Innerkrain besetzt.[46] Trotzdem waren die Bischöfe noch immer davon überzeugt, dass die italienische Besatzung nur von kurzer Dauer sein werde. Sie hofften, dass der Friedensvertrag über die nationale Selbstbestimmung der Völker gemäß dem Vorschlag Wilsons geschlossen und damit auch den habsburgischen Südslawen das Recht zur Selbstbestimmung zuerkannt werde. Englische und französische Offiziere, die das Terrain erkundeten, bestärkten sie in diesem Glauben und lullten sie mit zweideutigen Aussagen ein.[47]

Auf der Friedenskonferenz in Paris konnte die Grenzfrage zwischen Italien und Jugoslawien nicht gelöst werden, da Italien auf maximalen Gebietsansprüchen beharrte. Die Entente-Mächte behandelten aber die Forderungen der Slowenen innerhalb der jugoslawischen Delegation als Ansprüche

kanci, smemo v prihodnost z zaupanjem gledati."; Milica Kacin Wohinz, Jože Pirjevec (Hgg.): Zgodovina Slovencev v Italiji 1866–2000 [Die Geschichte der Slowenen in Italien 1866–2000]. Ljubljana 2000, S. 24.

44 Milica Kacin Wohinz: Knezoškof Frančišek Borgia Sedej in primorski Slovenci po prvi svetovni vojni [Fürstbischof Frančišek Borgia Sedej und die Slowenen im Küstenland nach dem Ersten Weltkrieg]. In: Zgodovinski časopis [Historische Zeitung] 55 (2001), S. 93.

45 Milica Kacin Wohinz: Vivere al confine, Sloveni e Italiani negli anni 1918–1941 [Leben an der Grenze, Slowenen und Italiener in der Jahren 1918–1941]. Gorica 2004, S. 36–38.

46 Kacin Wohinz, Pirjevec (Hgg.): Zgodovina Slovencev v Italiji, S. 27.

47 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 769f (26.11.1918). Dabei fiel Jeglič offensichtlich nicht auf, dass die Mitglieder der Kommission nicht den Vorschlag von Wilson im Sinne hatten, sondern nur versprachen, dass Italien die Grenze, die mit dem Vertrag von London festgelegt worden war, respektieren müsse.

von besiegter Seite, da Slowenien vor dem Krieg ein Teil der Habsburgermonarchie war und die Slowenen während des Krieges als österreichischen Soldaten gekämpft hatten. Aber auch die jugoslawische Delegation als solche befand sich in einer defensiven Position, da das neu entstandene Königreich noch mit keinem seiner Nachbarstaaten die Grenzfragen geregelt hatte und deswegen völkerrechtlich noch nicht bedingungslos anerkannt war. Die geschwächte Verhandlungsmacht Jugoslawiens nützte der italienische Dichter und Nationalist Gabriele D'Annunzio (1863–1938) aus und erstürmte am 12. September 1919, also nur zwei Tage nach der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Stadt Rijeka (it. Fiume), die im Vertrag von London von 1915 nicht Italien zugesprochen worden war. Damit brachte D'Annunzio auch die Regierung in Rom in Verlegenheit.[48] Um sich die italienische Unterstützung bei der Regelung der Grenzfrage im Süden zu sichern, hatte die Regierung in Belgrad nach langen Verhandlungen – im Namen der „guten Nachbarschaft" – in Rapallo am 12. November 1920 bezüglich der Grenze im Norden Italiens in allen Punkten nachgegeben.[49]

Die neue Grenze zwischen Italien und dem neu entstandenen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen trennte die Dekanate Idrija, Postojna, Vipava und Trnovo-Ilirska Bistrica sowie die Pfarrei Weißenfels (sl. Bela Peč, heute Fusine in Valromana) aus dem Dekanat Radovljica von der Diözese Laibach.[50] Da die neue Staatsgrenze praktisch unpassierbar war, verwaltete Erzbischof Sedej von Görz die an Italien angeschlossene Pfarrei der Diözese Laibach. Später wurden diese Pfarreien zwischen den Diözesen Görz, Udine (sl. Videm), Triest und der 1925 errichteten Diözese Rijeka aufgeteilt. Auf Vorschlag des Vatikans, die slowenischen Diözesen im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen dem Metropoliten von Zagreb zu unterstellen, schlug Bischof Jeglič von Laibach dem Heiligen Stuhl vor, für die Slowenen im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen eine eigene Metropolie zu errichten – mit Sitz des Metropoliten in Laibach und mit Suffraganbischöfen in Marburg an der Drau (sl. Maribor) und Krk. Wenn das nicht möglich wäre,

48 Pierre Milza: Zgodovina Italije [Die Geschichte Italiens]. Ljubljana 2012. Renato Podbersič: Versko življenje v Gorici med prvo svetovno vojno [Das religiöse Leben in Görz während des Ersten Weltkrieges]. In: Studia Historica Slovenica 9 (2009) H. 2–3, S. 708.

49 Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 16f und S. 38f; Bobič: Vojna in vera S. 206f; H. C. Darby: Storia della Jugoslavia. Gli Slavi del sud dalle origini a oggi [Geschichte Jugoslawiens. Die Südslawen von den Ursprüngen bis heute]. Torino 1969, S. 108–183; Kacin Wohinz, Pirjevec (Hgg.): Zgodovina Slovencev v Italiji, S. 70.

50 Mit der in Anm. 42 beschriebenen Grenze zwischen Italien und Jugoslawien kam unter Italien auch ein großer ausschließlich mit Slowenen bewohnter Teil des Landes Krain.

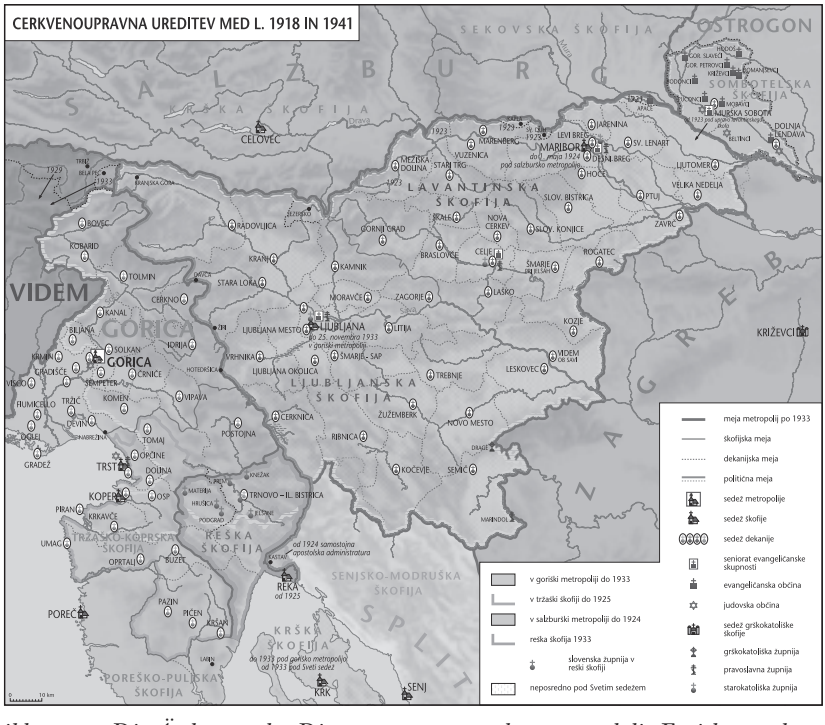


Abbildung 10: Die Änderung der Diözesangrenzen nach 1920 und die Errichtung der Diözese Rijeka/Fiume 1925. © France M. Dolinar, Mateja Rihtaršič.

Videm/Udine, Salzburg, sekovska škofija/Das Bistum Seckau, Krška škofija/ Das Bistum Gurk, Celovec/ Klagenfurt, Ostrogon/Esztergom, Sombotelska škofija/das Bistum Szombathely/Steinamanger, Lavantinska škofija/Das Bistum Lavant, Ljubljanska škofija/Das Bistum Laibach (bis 1933 in der Illyrischen Kirchenprovinz), Gorica/Görz, Tržaško-koprska škofija/Das Bistum Triest-Koper, Reška škofija/Das Bistum Rijeka/Fiume, Poreško-puljska škofija/Das Bistum Poreč-Pula, Senjsko-modruška škofija/das Bistum Senj-Modruš, Krška škofija/Das Bistum Krk/Veglia

Zeichenerklärung:

- *bis 1933 In der Illyrischen Metropolie*
- *bis 1925 in der Diözese Triest*
- *bis 1924 in der Salzburger Metropolie*
- *das Bistum Rijeka 1933*
- *slowenische Pfarreien in der Diözese Rijeka*
- *unmittelbar dem Hl. Stuhl unterstellt*
- *die Grenze der Metropolie nach 1933*
- *Bistumsgrenze*
- *Dekanatsgrenze*
- *politische Grenze*

- *Metropolitansitz*
- *Bischofssitz*
- *Dekanatssitz*
- *Seniorat der evangelischen Kirche*
- *evangelische Gemeinde*
- *jüdische Gemeinde*
- *Sitz der griechisch-katholischen Diözese*
- *orthodoxe Pfarrei*
- *griechisch-katholische Pfarrei*
- *altkatholische Pfarrei*

sollten diese Diözesen unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstellt werden.[51] Der Vatikan entschied sich für die zweite Lösung.

Die Regierung in Rom gliederte das besetzte Gebiet sofort in ihre Landes- und Kirchenstrukturen sowie in ihr Staatssystem ein. Mit gewaltsamen Maßnahmen unterdrückte die italienische Regierung alle Äußerungen der slowenischen und kroatischen Identität und förderte jedwede Art der Italienisierung der nichtitalienischen Bevölkerung.[52] Die Gewaltexzesse häuften sich, so dass Erzbischof Sedej in seinem Brief an den Heiligen Stuhl vom 24. Juli 1921 unter anderem schrieb: „[D]ie Gewalttätigkeit der Faschisten übersteigt die Taten, die in diesen Ländern die Vandalen, die Hunnen und die Türken verursachten. Die slowenische und italienische Bevölkerung ist entrüstet und hat kein Vertrauen in die Regierung, die diese Taten zulässt und kann die Sicherheit ihrer Bürger nicht garantieren".[53] Am schlimmsten war es in Triest und in Istrien. Um die Geschlossenheit der slowenischen und kroatischen Bevölkerung zu zerstören, teilte die italienische Regierung 1927 auch den kompakt von Slawen bewohnten Teil des Landes Julisch Venetien (it. Venezia Giulia) in vier Provinzen auf: Görz, Triest, Istrien und Rijeka.[54]

Gegen die Italianisierung der slawischen Bevölkerung in den oben genannten Provinzen wandte sich im Januar 1920 auch die wieder hergestellte Standesorganisation der slowenischen und kroatischen Priester, genannt Zbor svečenikov sv. Pavla (Versammlung der Priester des Hl. Paulus).[55] In der

51 France Martin Dolinar: Goriški nadškof Frančišek Borgia Sedej in ljubljanski škof Anton Bonaventura Jeglič, slowenisch S. 429–437, italienisch S. 439–448, hier: S. 430–433.

52 Kacin Wohinz: Knezoškof Frančišek Borgia Sedej, S. 94–98; Paolo G. Parovel: Velika prevara na slovenski zahodni meji [Der große Betrug an der slowenischen Westgrenze]. Kamnik 1996, S. 35–45; Luigi Tavano: La diocesi di Gorizia, S. 190–203.

53 Antonio Scottà (Hg.): I territori del confine orientale italiano nelle lettere dei vescovi alla Santa Sede [Die Gebiete der italienischen Ostgrenze in den Briefen der Bischöfe an den Heiligen Stuhl]. Trieste 1994, S. 140: „I gesta dei fascisti hanno superato quelle compiute dai Vandali, Unni e Turchi in queste regioni e perciò il popolo tanto slavo che italiano si sente fortemente esacerbato non avendo nessuna fiducia per l'autorità che lascia correre e non fa garantire la sicurezza dei propri cittadini." Dem Brief vom 25. Juli 1921 (S. 128) wurde ein Anhang mit dem Titel „Violenze commesse dai fascisti e militari nella Venezia Giulia contro il clero slavo" [Gewalt von Faschisten und Soldaten in Julisch Venezien gegen den slawischen Klerus] vom 24. Juli 1921 beigelegt (S. 129–140). Vgl. auch: Kacin Wohinz, Pirjevec (Hgg.): Zgodovina Slovencev v Italiji, S. 29; Kacin Wohinz: Knezoškof Frančišek Borgia Sedej, S. 98.

54 Kacin Wohinz, Pirjevec (Hgg.): Zgodovina Slovencev v Italiji, S. 38.

55 Die 1899 gegründete Standesorganisation Zbor svečenikov sv. Pavla (Die Versammlung der [slowenischen und kroatischen] Priester des Hl. Paulus) musste am Anfang des Krieges mit ihrer Tätigkeit aufhören. Vgl. Egon Pelikan: Tajno delovanje primorske duhovščine pod fašizmom. Primorski krščanski socialci med Vatikanom, fašistično Italijo in slovensko katoliško desnico – zgodovinsko ozadje romana Kaplan Martin Čedermac [Die geheime Tätigkeit der Priester im Küstenland unter dem Faschismus. Die christliche Sozialbewe-

Abbildung 11: Bischof Andrej Karlin von Triest (1880–1933)
(Quelle: NUK Ljubljana, Porträtsammlung berühmter Slowenen)

Denkschrift an Papst Benedikt XV. vom 5. März 1920 (*Memorandum cleri Jugoslavi territori ab Italis occupati*) verlangten die Mitglieder der Versammlung vom Papst eine eigene Diözese für die Slowenen in der Provinz Görz. Erzbischof Sedej lehnte diese Denkschrift mit der Begründung ab, er sei Erzbischof aller Gläubigen ungeachtet ihrer Nationalität, und teilte seine Zurückweisung der Denkschrift auch Kardinalstaatssekretär Pietro Gaspari (1852–1934) in

gung im Küstenland zwischen dem Vatikan, dem faschistischen Italien und der slowenischen katholischen Rechten – Hintergrund des Romans von Kaplan Martin Čedermac]. Ljubljana 2002, S. 44–56. Im Roman von Kaplan Martin Čedermac (1938) beschrieb der slowenische Schriftsteller France Bevk (1890–1970) die gewalttätige Italianisierung der Slowenen in seiner Heimat.

Rom mit.[56] Die Mitglieder der Versammlung suchten dann Hilfe bei Bischof Jeglič, dem die Probleme der slawischen Bevölkerung in dem von den Italienern besetzten Gebiet gut bekannt waren und der die Gewalttätigkeit der Faschisten gegen seine Freunde, den damals schon abgesetzten Bischof Karlin von Triest-Koper, Erzbischof Sedej von Görz und Bischof Mahnič von Krk wie auch gegenüber Priestern und Gläubigen in den besetzten Dekanaten seiner Diözese persönlich miterlebt hatte. Deswegen unterstützte er die Delegation der Priesterversammlung rückhaltlos, begleitete sie nach Rom und überreichte Papst Benedikt XV. die Denkschrift persönlich. Der Papst zeigte zwar für die Probleme der slawischen Bevölkerung im besetzten Gebiet viel Verständnis, doch eine entschlossen ablehnende Haltung nahm Kardinal Gaetano de Lai (1853–1919) ein, der profaschistisch orientierte Sekretär der Konsistorialkongregation, der schon bei der Absetzung von Bischof Karlin von Triest eine ausgesprochen negative Rolle gespielt hatte.[57] Eine ähnliche Denkschrift der Priester der Görzer Kirchenprovinz überreichte Jeglič dem Papst am 10. April des folgenden Jahres.[58] Bei dieser Gelegenheit erläuterten Bischof Anton Jeglič von Laibach, Antun Bauer, Erzbischof von Zagreb (1856–1937, Erzbischof 1914–1937) und Antun Akšamović, Bischof von Đakovo (1875–1959, Bischof 1920–1951) dem Papst die ungelösten Probleme der katholischen Kirche im neuen jugoslawischen Staat: die durch die neuen Staatsgrenzen geteilten Diözesen und die Frage der apostolischen Administratoren für die Gebiete, deren Ordinarius im Ausland lebte; die Frage der liturgischen Sprache (Jeglič stellte besonders die Lesung der Epistel und des Evangeliums bei der Messe und das Ritualbuch in der slowenischen Sprache heraus); die Trauerfeier der katholischen Geistlichen für den verstorbenen, der orthodoxen Kirche angehörigen König Petar Karađorđević (1988–1921); die von den Italienern besetzte Anstalt des Heiligen Hieronymus in Rom[59]; konfessionell gemischte Ehen (es waren keine Ausnahmen erlaubt) sowie die Konfiskation des kirchlichen Grundvermögens.[60]

Auch der Nationalrat für die unbefreite Heimat mit Sitz in Laibach[61] unterstützte die oben genannte Denkschrift der Versammlung der Priester des Heiligen Paulus, und zwar durch eine eigene Denkschrift vom 3. Dezember 1920

56 Kacin Wohinz: Knezoškof Frančišek Borgia Sedej, S. 97; Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 95–124 und S. 226.
57 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 797; Egon Pelikan: Tajno delovanje primorske, S. 213–216; Kacin Wohinz: Knezoškof Frančišek Borgia Sedej, S. 9–97.
58 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 830.
59 Seit 1589 eine kroatische Stiftung und seit 1790 ein Priesterkolleg an der Kirche des Heiligen Hieronymus in Rom.
60 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 830 (10.4.1921).

Abbildung 12: Bischof Anton Mahnič von Krk/Veglia (1850–1920)
(Quelle: NUK Ljubljana, Porträtsammlung berühmter Slowenen)

(*Für die kirchliche Autonomie der Jugoslawen in Italien*). „Wenn schon das mehrheitlich von Slowenen bewohnte Gebiet unrechtmäßig Italien zugeteilt wurde", so heißt es dort, „soll wenigstens die kirchliche Obrigkeit für sie gerecht die kirchlichen Strukturen regeln".[62] Durch die neuen Grenzen würden Italien ungefähr 650.000 „Jugoslawen" angeschlossen, davon zum größten Teil Slowenen.[63] Sowohl die Versammlung der Priester des Heiligen Paulus

61 Erzbischöfliches Archiv Laibach 5, Spisi [Akten] V., šk. 255, Škofije tuje [Fremde Diözesen]; Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 830 (10.4.1921); France Martin Dolinar: Goriški nadškof Frančišek Borgia Sedej in ljubljanski škof Anton Bonaventura Jeglič, S. 431f.

62 Laut statistischen Angaben lebten zu dieser Zeit im Görzer Erzbistum 258.615 Jugoslawen und 110.750 Italiener; im Bistum Triest-Koper 165.600 Jugoslawen und 137.520 Italiener; im Bistum Poreč-Pula 82.900 Jugoslawen und 59.200 Italiener; im Bistum Krk (Veglia) 22.000 Jugoslawen und 6.500 Italiener; im Erzbistum Udine zwischen 40.000 bis 50.000 Slowenen.

63 Die italienischen Quellen führen eine halbe Million Jugoslawen an.

als auch der Nationalrat für die unbefreite Heimat verlangten für diese „Jugoslawen", dass für sie eine eigene nationale Erzdiözese mit dem Sitz in Görz errichtet würde. Ähnlich sollten die Klöster nach dem nationalen Prinzip aufgeteilt werden. Den Priestern, die nach der italienischen Besetzung geflüchtet oder in das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen ausgewiesen worden waren, sollte die ungestörte Rückkehr in ihre Pfarreien garantiert werden. Über die in dieser Denkschrift ausgedrückten Wünsche wurde im Vatikan nie ernsthaft diskutiert.

Die Enttäuschung der Bischöfe nach der im Januar 1920 beendeten Pariser Friedenskonferenz war natürlich groß. Der richtige Schock kam aber erst mit der Unterzeichnung des Vertrages von Rapallo am 12. November 1920, in dem das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen gezwungen wurde, allen Gebietsansprüchen Italiens nachzugeben, und dann mit dem Vertrag von Rom vom 27. Januar 1924, in dem das Königreich auch auf Rijeka verzichten musste.[64] Die Erzdiözese Görz, die Bistümer Triest-Koper und Poreč-Pula, sowie die vier Dekanate der Diözese Laibach wurden Italien zugeteilt, das sofort mit einer aggressiven Italianisierung des besetzen Gebiets begann: Die slowenische und kroatische Sprache wurden verboten, alles, was an die Slowenen oder Kroaten erinnerte, wurde zerstört, die slowenischen und kroatischen Kulturinstitutionen verbrannt, Priester beider Nationen ins Innere Italiens versetzt und die Bevölkerung zwangsausgesiedelt. Die italienische Regierung italianisierte mit Gewalt die slowenischen und kroatischen Vor- und Zunamen und tilgte diese sogar von den Denkmälern auf den Friedhöfen.[65] Vor allem aber versuchte die Regierung, die slowenischen Bischöfe abzusetzen. Von den fünf Bischöfen der Görzer Kirchenprovinz waren vier Slowenen (Sedej in Görz, Jeglič in Laibach, Karlin in Triest und Mahnič in Krk). In diesem Prozess spielten auch ein Teil der italienischen Priester und die zentrale Leitung der Kirche in Rom unrühmliche Rollen. Bei der Regelung seines rechtlichen Status in Italien gab der Vatikan zuerst dem aggressiven italienischen Nationalismus und dann dem kompromisslosen Faschismus nach.[66]

Als Rijeka mit dem Vertrag von Rom 1924 Italien zugeteilt worden war und auf Grund dieser Vereinbarung die Kirchenprovinz Rijeka errichtet wurde, informierte die Konsistorialkongregation am 27. April 1925 Bischof Jeglič von

64 Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 38–40.

65 Ebenda, S. 17–27.

66 Mit dem Lateranvertrag vom 11. Februar 1929 wurde der Vatikan als selbstständiger und unabhängiger Staat anerkannt. Am gleichen Tag wurde zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Königreich Italien ein Konkordat abgeschlossen, mit dem die italienischen Lokalbehörden größere Befugnisse zum Eingreifen in das kirchliche Gebiet bekamen, als sie es vorher hatten.

Laibach, dass mit dem 31. Mai desselben Jahres eine neue Diözese mit Sitz in Rijeka errichtet und aus der Diözese Ljubljana das slowenische Dekanat Trnovo-Ilirska Bistrica in diese eingegliedert wird. Der erste Bischof von Rijeka war Izidor Sain (1925–1932), der sich seit 1922 als apostolischer Administrator von Rijeka am stärksten für die Errichtung der neuen Diözese eingesetzt hatte. Obwohl er ein gebürtiger Kroate aus Istrien war, wurde er zu einem gefügigen Werkzeug der italienischen Assimilierungspolitik.[67]

Im Jahre 1919 wurde Andrej Karlin, Bischof von Triest-Koper, gezwungen, seine Diözese zu verlassen. Seinem Brief an den Papst vom 25. Oktober 1919, in dem er, nachdem er Triest verlassen hatte, Benedikt XV. um finanzielle Hilfe bat, können wir entnehmen, dass sich der Vatikan nicht um Karlins zukünftiges Schicksal sorgte.[68] Karlin zog zu seinem Freund, Bischof Jeglič, der ihm die Stelle des Rektors in der Anstalt des Heiligen Stanislaus (Zavod svetega Stanislava) in einem Vorort von Laibach angeboten hatte. Diese Stelle hatte Karlin bis zur seiner Ernennung zum Bischof von Marburg an der Drau (Dioecesis Lavantina) im Jahre 1923 inne.[69]

Auch zwei Nachfolger Karlins wurden gezwungen, vorzeitig auf das Bistum Triest-Koper zu verzichten: der Italiener Angelo Bartolomasi (1869–1959) und der Friauler Luigi Fogar (1882–1971, Bischof von Triest 1924–1936). Bartolomasi war vor seiner Ernennung zum Bischof von Triest-Koper Militärbischof;[70] wegen seiner scharfen Proteste gegen die Gewalttätigkeit und die ungerechte Behandlung der slawischen Bevölkerung in Italien durch die Lokalbehörden[71] erfüllte er offensichtlich nicht die Erwartungen der italieni-

67 Marko Medved: La Chiesa cattolica a Fiume (1920–1938): amministratori apostolici e vescovi di una diocesi plurinazionale in epoca fascista (Estratto della Dissertazione per il Dottorato nella Facoltà della Storia e dei Beni culturali della Chiesa della Pontificia Università Gregoriana) [Die katholische Kirche in Fiume (1920–1938): Apostolische Administratoren und Bischöfe einer plurinationalen Diözese während der faschistischen Ära. Auszug aus der an der Fakultät für Geschichte und Kulturerbe der Kirche der Päpstlichen Universität Gregoriana abgeschlossenen Dissertation]. In Riječki teološki časopis 34 (2010) H. 2; Primorski slovenski. Band 3. Gorica 1986–1989, S. 267; Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 251.

68 Rinunzia della sede e provvista nella persona di mons. Bartolomasi [Verzicht auf den Sitz und Bereitstellung der Person von Msgr. Bartolomasi]. Archivio Segreto Vaticano, Congregazione Concistoriale, Positiones, Diocesi di Trieste-Capodistria, I., Pratica 818/19; Karlinova zapuščina [Der Nachlass von Karlin]. Nadškofijski arhiv Maribor [Erzbischöfliches Archiv Maribor], Karton 6.

69 Primorski slovenski. Band 2. Gorica 1982–1985, S. 21f; Edo Škulj (Hgg.): Simpoziji v Rimu [Die Symposien in Rom]. Band 13: Karlinov simpozij v Rimu [Symposium über Karlin in Rom]. Celje 1996.

70 Angelo Bartolomasi (1869–1959), 1910–1919 Weihbischof von Torino, 1914–1919 Militärbischof, 1919–1922 Bischof von Triest-Koper, 1922–1929 Bischof in Pinerolo, 1935–1944 Titularerzbischof und Generalinspektor der Militärkuraten.

71 Am deutlichsten sprach sich Bischof Bartolomasi in seinem Hirtenbrief vom 21. Mai 1921 aus. Vgl. Egon Pelikan: Tajno delovanje primorske, S. 266.

schen Nationalisten bzw. Faschisten. Deswegen musste er am 11. Dezember 1922 das Bistum Triest-Koper verlassen.[72] Auch sein Nachfolger Luigi Fogar war ein entschlossener Verteidiger des Rechtes der slawischen Gläubigen, ihre Muttersprache in der Kirche benützen zu dürfen, obwohl er unter dem Druck der lokalen faschistischen Obrigkeit die Möglichkeit einer allmählichen Assimilation als Realität hinnahm. Als der Präfekt von Triest, Carlo Tiengo (1892–1945, Präfekt 1933–1936), 1936 in den Kirchen der Stadt Triest die slowenische Sprache in der Liturgie verboten hatte, verlangte der Vatikan nach scharfem Protest von Bischof Fogar von der Regierung in Rom die sofortige Zurücknahme des Verbots. Rom drohte daraufhin zuerst mit der Unterbrechung der diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl, schloss dann aber doch den Kompromiss, dass sowohl Bischof Fogar als auch Präfekt Tiengo Triest verlassen müssten. Fogar zog sich als Titularbischof von Patras nach Rom zurück, wo er bis zu seinem Tod als Domherr der Lateran-Basilika diente.[73] Sein Nachfolger, Antonio Santin (1895–1981, Bischof von Triest-Koper 1938–1975)[74], war zwar ein überzeugter italienischer Nationalist, der sich – ähnlich wie vorher als Bischof von Rijeka – um die „Romanisierung" der slawischen Bevölkerung in seiner Diözese bemühte; er konnte jedoch nicht ganz übersehen, dass er in seiner neuen Diözese auch slowenische und kroatische Priester sowie Gläubige hatte.[75]

Bischof Mahnič von Krk, der wegen seiner Unterschrift der Maideklaration und wegen seines Einsatzes für die Rechte der Kroaten in seinem Bistum der österreichischen Regierung ein Dorn im Auge war, betrachtete die italienische Besetzung der Kvarner Bucht und Istriens als vorübergehend. Dem italienischen Heer gegenüber benahm er sich korrekt; er war aber unnachgiebig, wenn die Rechte der Kroaten auf eigene Kultur und Sprache in Frage gestellt wurden[76] oder wenn die Militärbehörde sich in innerkirchliche Angelegenheiten einmischen wollte.[77] Die italienische Besatzungsmacht wollte Mahnič so

72 Primorski slovenski. Band 1. Gorica 1974–1981, S. 42f; Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 243–249.
73 Ebenda.
74 Antonio Santin, gebürtig aus Rovinj, war 1932–1938 Bischof von Rijeka, 1938–1975 Bischof von Triest-Koper und seit 1975 pensionierter Erzbischof.
75 Primorski slovenski. Band 3. Gorica 1986–1989, S. 294–297; Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 252f.
76 Dies betraf besonders das Verbot des Religionsunterrichts in kroatischer Sprache.
77 Die Verhaftung der kroatischen Priester; die Aufforderung des Vizeadmirals Umberto Cagni, dass ihm der Bischof das Verzeichnis aller Pfarreien überreichen sollte, die eine Erlaubnis für altslawischen Gottesdienst hatten; die Aufforderung des Korvettenkapitäns Vittorio Tur, Mahnič soll als Bischof von Krk zurücktreten. Vgl. Matijević: Biskup Mahnić, S. 157–163.

schnell wie möglich von Krk entfernen. Sie zeigte sich bereit, ihm die Erlaubnis zu erteilen, nach Zagreb zur Versammlung der jugoslawischen Bischöfe (27.–29. November 1918) zu reisen – allerdings nur unter der Bedingung, dass er nie mehr in seine Diözese zurückkehre.[78] Mahnič lehnte dieses für ihn inakzeptable Angebot entschieden ab.

Die Gewalt gegenüber der kroatischen Bevölkerung regte Mahnič dazu an, am 31. Dezember 1918 ein Memorandum an die Friedenskonferenz in Paris zu richten, in dem er ausführlich die Gewalttaten der Italiener gegenüber der kroatischen Bevölkerung schilderte und verlangte, dass das östliche Ufer des Adriatischen Meeres Jugoslawien zugeteilt werde, „weil dies nach dem Natur- und Gottesrecht ihnen gehört".[79] Die Denkschrift blieb ohne Echo, wurde jedoch bei den Verhandlungen in Rapallo nicht ganz ignoriert: Die Insel Krk und ein großer Teil der Adriatischen Küste wurden doch dem Königtum Jugoslawien zugeteilt.

Als auch der Versuch scheiterte, Papst Benedikt XV. in die Absetzung von Bischof Mahnič zu verwickeln, bediente sich das Militärkommando von Krk einer List. Der Befehlshaber der Insel Krk, Vittorio Tur (1882–1969), schlug Bischof Mahnič vor, wegen seines schlechten Gesundheitszustands zur Behandlung in das Königreich Jugoslawien zu gehen, und zwar ohne die Bedingung, dass er nicht mehr zurückkehren dürfe. Die italienische Kriegsmarine sei bereit, so Tur, ihn nach Senj zu bringen. Statt wie verabredet nach Senj fuhr das italienische Kriegsschiff den Bischof jedoch nach Ancona.[80] Von dort wurde Mahnič in die Kamaldolenserabtei in der Nähe von Frascati verbracht und dort interniert. Während seiner einjährigen Verbannung durfte Mahnič Papst Benedikt XV. in Rom besuchen und ihm schriftlich und persönlich die Probleme in seinem Bistum unter der italienischen Besatzung darstellen. Als ihm die italienische Regierung auf Verlangen des Papstes endlich erlaubte, am 10. März 1920 in seine Diözese zurückzukehren, war Mahnič am Ende seiner Kräfte. Er starb am 14. Dezember des gleichen Jahres in Zagreb,

78 Denkschrift von Bischof Mahnič an die Friedenskonferenz von Paris vom 31. Dezember 1918, zitiert nach: Matijević: Biskup Mahnić, S. 159.

79 Ebenda, S. 160.

80 Der Korvettenkapitän Tur schlug dem Bischof vor, ihn nach Rijeka überzusetzen, während die Stadt von D'Annunzio besetzt war. Mahnič lehnte diesen Vorschlag ab und schlug, während Tur in Bereitschaft war, Kraljevica vor, den Bischof nach Senj überzusetzen. Mahnič willigte in diesen Vorschlag unter der Bedingung ein, dass ihn sein persönlicher Arzt Dr. Stanjek und sein Beichtvater P. Ignacij Radić OFM, begleiten dürften. Als sich aber Mahnič mit seiner Begleitung am 4. April auf dem Kriegsschiff Espero einschiffte, lief dieses nicht nach Senj, sondern nach Ancona aus.

wohin er, schwer krank, doch zur Behandlung fahren durfte.[81] Sein Nachfolger Dr. Josip Srebrnič (1876–1966), geboren in Solkan (it. Salcano) in der Nähe von Görz, Professor für altchristliche Literatur und Geschichte der griechisch-katholischen Kirche an der theologischen Fakultät in Laibach, wurde erst am 15. September 1923 ernannt, obwohl die Insel Krk mit dem Vertrag von Rapallo dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen zugeteilt worden war und sich das italienische Heer am 25. April 1921 von ihr zurückgezogen hatte.[82]

Der einzige, der für die italienische Besatzungsmacht einigermaßen akzeptabel war und bis zu seinem Tod auf seinem Bischofssitz bleiben durfte, war Bischof Trifone Pederzolli von Poreč-Pula. Obwohl er italienischer Abstammung war, blieb er bis zum Ende des Krieges ein treuer österreichischer Patriot. In den veränderten Verhältnissen nach dem Krieg versuchte er den beiden Nationalitäten, Italienern und Kroaten, in seinem Bistum, gerecht zu werden. Schon während des Krieges und ganz besonders nach dem Krieg war er in seinen Aussagen äußerst vorsichtig und achtete sorgfältig darauf, sich politisch nicht zu sehr zu exponieren.[83] Zusammen mit den Bischöfen von Triest-Koper, Angelo Bartolomasi und Luigi Fogar, unterstützte er bis zum Ende seinen Metropoliten Sedej in Görz.

Fast bis zum Ende blieb auch Erzbischof Frančišek Borgia Sedej auf seinem Bischofssitz. Er wurde jedoch sofort mit Beginn der italienischen Besetzung von Görz zur Zielscheibe der lokalen faschistischen Behörden, die sich in Rom und im Vatikan mit der Behauptung, er sei ein austrophiler Gegner Italiens, um seine Absetzung bemühten.[84] Weil Sedej weiterhin daran festhielt, dass die slowenischen und friaulischen Gläubigen in seinem Bistum die gleichen Rechte wie die italienischen genießen sollten, wurde er zu einem störenden Faktor im Prozess der Italianisierung der slowenischen und friaulischen Bevölkerung.[85] Als Beweis seiner antiitalienischen Haltung zitierten die italienische Faschisten Sedejs Hirtenbrief vom 4. Dezember 1917 und betonten die Tatsache, dass er bei der wiederholten Besetzung von Görz im Dezember 1918 die Forderung des italienischen Heeres abgelehnt hatte, im Görzer Dom einen

81 Zlatko Matijević: Biskup Mahnić, S. 157–169; Škulj: Simpoziji v Rimu. Band 13; Primorski slovenski. Band 2. Gorica 1982–1985, S. 325–328.
82 Primorski slovenski. Band 3. Gorica 1986–1989, S. 432–435.
83 Lucijan Ferenčić: Porečko-pulska biskupija; Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 212–215, S. 233, S. 250; Pederzolli, Trifone. di Massimiliano Valente. In: Dizionario Biografico degli Italiani 82 (2015), <http://www.treccani,it/enciclopedia/trifone.pederzolli(Dizionario-Biografico)>, 13.12.2016; Trifun Pederzolli, <https://hr.wikipedia.org/wik8/Trifun_Pederzolli>, 9.11.2016.
84 Kacin Wohinz: Knezoškof Frančišek Borgia Sedej, S. 93–102.
85 Ders.: Vivere al confine, S. 236–243.

Abbildung 13: Die Bischöfe der Illyrischen Metropolie in Italien: von links nach rechts sitzend: Erzbischof Frančišek Borgia Sedej und Bischof Luigi Fogar von Triest; stehend: Bischof Trifone Pederzolli von Poreč–Pula und Bischof Angelo Bartolomasi, Karlins Nachfolger in Triest.
(Quelle: Egon Pelikan: Tajno delovanje duhovščine pod fašizmom [Geheime Tätigkeit des Priestertums unter Faschismus]. Ljubljana 2002, S. 229.)

Dankgottesdienst zur Feier des Sieges der italienischen Waffen zu halten. Trotz des Drucks der lokalen faschistischen Behörden, die gekonnt den Ehrgeiz von drei Görzer Priestern – des Domherrn Giovanni Tarlao (1873–1960), des Rektors des Zentralseminars in Görz, Franz/Francesco Castelliz (1862–1934), und des Professors für Dogmatik an der Görzer Theologischen Hochschule, Hector/Ettore Del Fabro (1878–1937) – ausnutzten, die sich Schlüsselpositionen im Erzbistum versprachen, genoss der Erzbischof weiterhin die entschlossene Unterstützung der großen Mehrheit seiner Priester und Gläubigen aller drei unter ihnen vertretenen Identitäten (slowenisch, friaulisch und italienisch). Diese ehemaligen Staatsangehörigen der Habsburgermonarchie verlangten in

der Denkschrift an Mussolini vom 29. Februar 1924, dass Sedej weiterhin Erzbischof von Görz bleibe.[86]

Obwohl der apostolische Visitator, um den Erzbischof Sedej selbst den Papst ersucht hatte, damit sich der Heilige Stuhl objektiv vom Zustand in der Görzer Diözese überzeugen konnte, zu einem positiven Urteil über den Erzbischof und über die pastoralen Verhältnisse im Erzbistum kam, übten die lokalen faschistischen Behörden weiterhin Druck auf Papst Pius XI. (Ambrogio Damiano Achille Ratti, 1857–1939, Papst 1922–1939) und die Regierung in Rom aus, um die Absetzung des Erzbischofs zu erreichen. Justizminister Alfredo Rocco (1875–1935) forderte am 3. Januar 1926 von Sedej, auf sein Bistum zu verzichten.[87] Ohne Echo blieb auch die Denkschrift vom 16. Januar 1928 an Mussolini, in der die Bischöfe Sedej, Fogar und Pederzolli den freien Gebrauch der slowenischen und kroatischen Sprache in der Kirche und beim Religionsunterricht sowie den gesetzlichen Schutz der slowenischen und kroatischen katholischen Organisationen verlangt hatten.[88] Die Landesbehörden versetzten weiterhin die slowenischen und kroatischen Priester mit italienischer Staatsangehörigkeit ins Landesinnere, die Priester ohne italienische Staatsangehörigkeit wiesen sie jedoch aus Italien aus. Die Pfarrstellen der ausgewiesenen slawischen Priester wurden mit italienischen Priestern ohne Kenntnisse der Muttersprache ihrer Gläubigen besetzt. Nach Abschluss des Konkordats zwischen Italien und dem Heiligen Stuhl (11. Februar 1929) verschärften sich die Verhältnisse der slawischen Bevölkerung in Italien. Obwohl das Konkordat den Gläubigen das Recht auf ihre Muttersprache in der Kirche und beim Religionsunterricht zusicherte, ließen die Lokalbehörden im Verkehr mit der Kirche auf der lokalen Ebene zu viel Freiraum zu; unter anderem durften die Lokalbehörden entscheiden, in welcher Sprache die Predigt, der Religionsunterricht und der Kirchengesang gehalten werden durften.[89] Im Hirtenbrief vom 18. Januar 1929 befahl Erzbischof Sedej den Priestern, sie sollten die Kinder konsequent in ihrer Muttersprache unterrichten.[90]

Da alle Proteste gegen die Gewalttätigkeit der Faschisten gegenüber den slowenischen und kroatischen Priester auch im Vatikan erfolglos blieben,[91] verordneten die in Italien verbliebenen Bischöfe der Görzer Kirchenprovinz am 14. Juli 1931 in einer gemeinsamen Instruktion der Seelsorger (*Normae ad*

86 Ders.: Knezoškof Frančišek Borgia Sedej, S. 100.
87 Ebenda.
88 Ebenda; Egon Pelikan: Tajno delovanje primorske, S. 231.
89 Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 219.
90 Ebenda, S. 216.
91 1930 drangen faschistische Freiwillige in den Dom von Görz, um die slowenische Predigt während des Gottesdienstes zu verhindern.

instructionem cleri curati), dass der Religionsunterricht obligatorisch in der Muttersprache der Kinder zu erteilen sei. Wenn jemand von den Eltern verlangen würde, dass sein Kind in einer anderen Sprache unterrichtet werden sollte, sollte der Seelsorger verpflichtet sein zu überprüfen, ob das Kind der fremden Sprache mächtig genug sei, um dem Unterricht ohne Schwierigkeiten folgen zu können.[92]

Die Hetzkampagne gegen die slawischen Priester in Italien betraf auch den damals schon emeritierten Bischof von Laibach, Jeglič (emeritiert als Titular-Erzbischof von Garella), sowie Antun Bauer, den Erzbischof von Zagreb. Als sie am silbernen Bischofsjubiläum von Erzbischof Sedej in Görz am 25. März 1931 teilnehmen wollten, verweigerten ihnen die italienischen Grenzbehörden am Bahnhof von Podbrdo (it. Stazione di Piedicolle) die Einreise nach Italien, obwohl die beiden Erzbischöfe an der italienischen Botschaft in Jugoslawien problemlos das Einreisevisum erhalten hatten.[93]

Der Epilog der Geschichte ist bekannt. Der Vatikan beugte sich dem Druck der faschistischen Staatsbehörden. Mit Hilfe eines neuen apostolischen Visitators Luca Passetto (1871–1954) zwang man Erzbischof Sedej, auf seine Diözese zu verzichten (23. Oktober 1931). In seiner Verzichtserklärung bat Sedej den Heiligen Stuhl, dass zu seinem Nachfolger ein Mann ernannt würde, der gerecht und der slowenischen Sprache mächtig sei. Die Ernennung des fanatischen italienischen Nationalisten Giovanni Sirotti (1883–1955, apostolischer Administrator 1931–1934) zum apostolischen Administrator des Görzer Erzbistums[94] stellte einen harten Schlag für Sedej dar und beschleunigte wohl auch seinen Tod, der einen guten Monat nach dem Rücktritt eintrat (28. November 1931).[95] Sirotti fing sofort mit großem Eifer an, der Kirche in der Görzer Diözese ein italienisches Aussehen zu geben.[96] Sein enges Verhältnis zum faschistischen Regime empfand jedoch auch der Heilige Stuhl bald als

92 Egon Pelikan: Tajno delovanje primorske, S. 233; Luigi Tavano: La diocesi di Gorizia, S. 211–213.

93 Nach seiner Rückkehr nach Laibach schickte der empörte Jeglič aus Protest sofort der italienischen Regierung das Verdienstkreuz des Ordens der Heiligen Mauritius und Lazarus zurück, mit dem ihn auf Vorschlag von Mussolini 1925 König Vittorio Emanuelle III. „für seine Verdienste, Zuneigung und religiösen Ritus bei der Übertragung der gefallenen italienischen Soldaten aus Laibach" ausgezeichnet hatte.

94 Giovanni Sirotti, gebürtig aus Bole (it. Valle) in Istrien, 1927 Rektor des Knabenseminars in Koper, vom 10. November 1931 bis zum 12. April 1934 Apostololischer Administrator der Görzer Erzdiözese, 1935–1938 Generalvikar des Bistums Larino, 1939 inkardiniert in der Diözese Koper und gegen den Willen der dortigen Kapitulare zum Domherrn in Koper ernannt, ermöglichte Bischof Santin 1945, sich nach Triest zurückzuziehen.

95 Kacin Wohinz, Pirjevec (Hgg.): Zgodovina Slovencev v Italiji, S. 99–106.

96 Giovanni Sirotti (1883–1955). Primorski slovenski. Band 3. Gorica 1982–1985, S. 371–373; Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 253–257.

störend. Deswegen ernannte Pius XI. am 25. Juli 1934 nicht Sirotti, sondern Carlo Margotti (1891–1951) zum Görzer Ordinarius.[97] Margotti war der erste Italiener auf dem Sitz des Görzer Erzbistums. Margotti kam völlig unvorbereitet nach Görz, ohne Kenntnisse der lokalen Nationalitätenfragen und ohne die Sprache seiner Gläubigen auch nur ansatzweise zu beherrschen. Trotz der anfänglichen Fortsetzung der Politik der „Romanisierung" des Görzer Erzbistums distanzierte er sich allmählich doch von der unterdrückerischen Politik Sirottis gegenüber den Slowenen.

Die übrigen Teile der Diözesen Laibach und Krk wurden politisch dem Königtum der Serben, Kroaten und Slowenen angeschlossen, das 1929 zum Königreich Jugoslawien unbenannt worden war. Das Verlangen nach einer eigenen Metropolie für die Slowenen berücksichtigte der Vatikan nicht. Die beiden Diözesen blieben bis 1933 formell noch immer Mitglieder der Illyrischen Kirchenprovinz, obwohl sie wegen der geschlossenen Grenze keinen Kontakt mit ihrem Metropoliten sowie mit den Pfarreien unter der italienischen Besatzung haben konnten.[98] Mit der Verordnung der Konsistorialkongregation vom 25. November 1933 waren die Diözesen Laibach und Krk aus der Görzer Kirchenprovinz ausgegliedert und unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstellt worden.[99] Mit der Begründung, dass die so verkleinerte Metropolie keine effektive Bischofskonferenz führen könne, verleibte die gleiche Kongregation am selben Tag die Erzdiözese Görz und die Bistümer Trieste-Koper und Poreč-Pula in die Bischofskonferenz unter der Leitung des Patriarchen von Venedig ein. Damit war die Illyrische Kirchenprovinz auch formell aufgehoben und die ihr zugehörigen Diözesen in Italien in italienische Bistümer umgestaltet. Die Bischöfe der an Jugoslawien angeschlossenen Bistümer von Laibach und Krk gliederten sich von Anfang an aktiv in die Tätigkeit der Jugoslawischen Bischofskonferenz ein.[100]

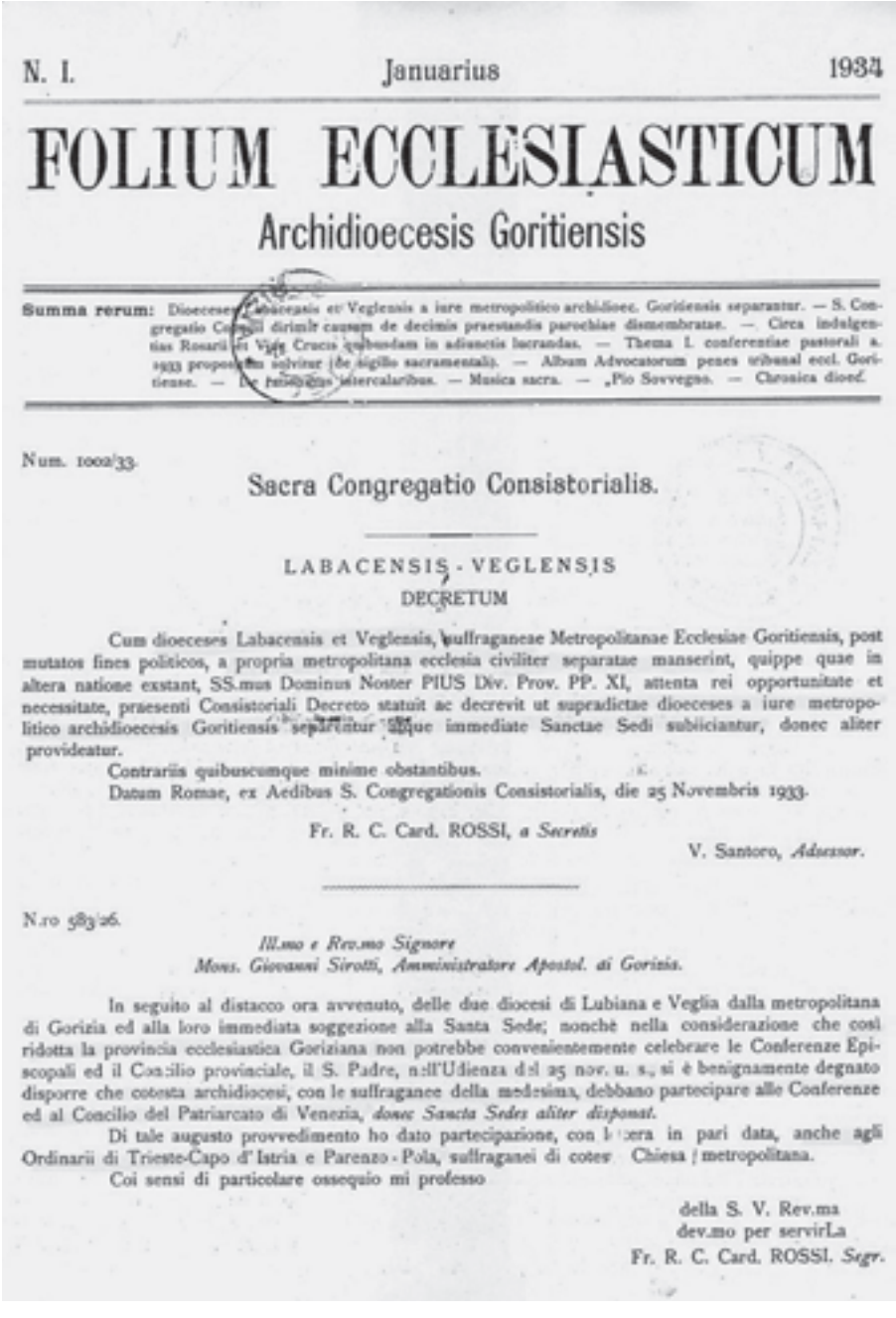
Natürlich waren die Bedingungen auch im multinationalen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen bzw. in Jugoslawien mit fünf offiziell anerkannten Religionsgemeinschaften (Orthodoxe, Katholiken, Protestanten,

97 Karel Margotti, gebürtig aus Alfonsine bei Faenza, war seit 1930 der apostolische Delegat in der Türkei und Verwalter des Apostolischen Vikariats in Istanbul, seit 1931 dazu noch der apostolische Delegat für Griechenland mit dem Sitz in Athen. Vgl. Primorski slovenski. Band 2. Gorica 1982–1985, S. 356f; Kacin Wohinz: Vivere al confine, S. 257.

98 Marko Medved: La Chiesa cattolica a Fiume (1920–1938).

99 Folium ecclesiasticum Archidioecesis Goritiensis [Kirchenblatt der Görzer Erzdiözese] 1 (1934), Titelseite; Ljubljanski škofijski list 9 (1933), Titelseite.

100 Das Bistum Laibach war am 22. Dezember 1961 zum Erzbistum und am 22. November 1968 zum Sitz des Metropoliten mit den Suffraganen in Maribor und Koper erhoben. Die Bistümer Krk und Poreč-Pula wurden in die am 27. Juli 1969 errichtete Kirchenprovinz Rijeka eingegliedert.



N. I. Januarius 1934

FOLIUM ECCLESIASTICUM

Archidioecesis Goritiensis

Summa rerum: Dioeceses Labacensis et Veglensis a iure metropolitico archidioec. Goritiensis separantur. — S. Congregatio Concilii dirimit causam de decimis praestandis parochiae dismembratae. — Circa indulgentias Rosarii et Viae Crucis quibusdam in adiunctis lucrandas. — Thema I. conferentiae pastorali a. 1933 proposita solvitur (de sigillo sacramentali). — Album Advocatorum penes tribunal eccl. Goritiense. — De ieiunio [illegible] miercalaribus. — Musica sacra. — „Pio Sovvegno. — Chronica dioec.

Num. 1002/33.

Sacra Congregatio Consistorialis.

LABACENSIS - VEGLENSIS

DECRETUM

Cum dioeceses Labacensis et Veglensis, suffraganeae Metropolitanae Ecclesiae Goritiensis, post mutatos fines politicos, a propria metropolitana ecclesia civiliter separatae manserint, quippe quae in altera natione exstant, SS.mus Dominus Noster PIUS Div. Prov. PP. XI, attenta rei opportunitate et necessitate, praesenti Consistoriali Decreto statuit ac decrevit ut supradictae dioeceses a iure metropolitico archidioecesis Goritiensis separentur atque immediate Sanctae Sedi subiiciantur, donec aliter provideatur.

Contrariis quibuscumque minime obstantibus.

Datum Romae, ex Aedibus S. Congregationis Consistorialis, die 25 Novembris 1933.

Fr. R. C. Card. ROSSI, *a Secretis*

V. Santoro, *Adsessor.*

N.ro 583/26.

Ill.mo e Rev.mo Signore
Mons. Giovanni Sirotti, Amministratore Apostol. di Gorizia.

In seguito al distacco ora avvenuto, delle due diocesi di Lubiana e Veglia dalla metropolitana di Gorizia ed alla loro immediata soggezione alla Santa Sede; nonchè nella considerazione che così ridotta la provincia ecclesiastica Goriziana non potrebbe convenientemente celebrare le Conferenze Episcopali ed il Concilio provinciale, il S. Padre, nell'Udienza del 25 nov. u. s., si è benignamente degnato disporre che cotesta archidiocesi, con le suffraganee della medesima, debbano partecipare alle Conferenze ed al Concilio del Patriarcato di Venezia, *donec Sancta Sedes aliter disponat.*

Di tale augusto provvedimento ho dato partecipazione, con lettera in pari data, anche agli Ordinarii di Trieste-Capo d'Istria e Parenzo-Pola, suffraganei di cotesta Chiesa metropolitana.

Coi sensi di particolare ossequio mi professo

della S. V. Rev.ma
dev.mo per servirLa
Fr. R. C. Card. ROSSI. *Segr.*

Abbildung 14: Die formale Aufhebung der Illyrischen Kirchenprovinz 1933. Dieses Dokument wurde in den Verordnungsblättern aller betroffenen Diözesen veröffentlicht.
(Quelle: Folium Ecclesiasticum Archidioecesis Goritiensis, Januar 1934, H. 1, Titelseite.)

Juden, Muslime) nicht ideal.[101] Die katholischen Bischöfe versuchten möglichst schnell, den juridischen Status der katholischen Kirche im neuen Staat mit seinen verschiedenen Rechtstraditionen, unterschiedlichen Kulturen und Sprachen, verschiedenen Religionen und vielen ungelösten Problemen zwischen den einzelnen Volksgruppen zu regeln.[102] Die Verhandlungen über ein Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und Jugoslawien, das den Rechtsstatus der katholischen Kirche in Jugoslawien regeln sollte, zogen sich von 1922 bis 1935 hin. Als aber das Konkordat endlich unterschrieben und sogar im Parlament ratifiziert war, wagte es der Senat nicht, dieses zu ratifizieren, da die Leitung der Serbischen Orthodoxen Kirche gedroht hatte, alle Abgeordnete, die ihre Stimme für die Ratifizierung des Konkordats abgeben würden, aus der Kirche zu verbannen. Im Jahre 1937 verzichteten dann beide Seiten einvernehmlich auf das Konkordat.[103] So blieb die katholische Kirche die einzige Religionsgemeinschaft, mit der die jugoslawische Regierung kein Übereinkommen geschlossen hatte.

Damit lösten sich auch noch die letzten Träume der Bischöfe der aufgelösten Illyrischen Kirchenprovinz in Luft auf. Die mehrheitlich slowenische und kroatische Bevölkerung der Diözesen Görz, Trieste-Koper, Poreč-Pula und Rijeka waren gewalttätiger Italianisierung überlassen. Die katholische Kirche wurde aber auch seitens der zentralen jugoslawischen Regierung eingeschränkt, deren langfristiges Ziel es war, die einzelnen „jugoslawischen Volksstämme" in einen einzigen „jugoslawischen Stamm" umzubilden, wenn möglich mit einer – einheitlichen – serbischen Sprache. Bischof Jeglič äußerte sich in seinem Tagebuch am 6. Dezember 1918 weiterhin optimistisch: „Die [politische] Lage entwickelt sich anders als wir dachten. Ich vertraue vollkommen

101 Die orthodoxe Kirche war die mehrheitliche Religionsgemeinschaft in Jugoslawien. Ihr gehörten auch das Könighaus und der Führungskader im jugoslawischen Heer an.

102 Dazu gehörten die Spannungen zwischen Serben und Kroaten sowie die Nichtanerkennung der makedonischen und albanischen Volkszugehörigkeit.

103 Igor Salmič: Al di là di ogni pregiudizio. Le trattative peri il concordato tra la Santa Sede e il Regno dei Serbi, Croati e Sloveni/Jugoslavia e la mancata ratifica (1922–1938) [Jenseits aller Vorurteile. Verhandlungen über das Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen bzw. Jugoslawien und das Scheitern der Ratifizierung (1922–1938)]. In: Analecta Gregoriana. Band 323. Roma 2015; Gašper Mithans: Urejanje odnosov med rimskokatoliško Cerkvijo in državnimi oblastmi v Kraljevini Jugoslaviji (1918–1941) in jugoslovanski konkordat [Die Regelung der Beziehungen zwischen der römisch-katholischen Kirche und der Staatsgewalt im Königtum Jugoslawien (1918–1941) und das jugoslawische Konkordat]. Koper 2012 (Doktorarbeit an der Fakultät für humanistische Wissenschaften an der Universität in Koper).

104 Otrin, Čipić Rehar (Hgg.): Jegličev dnevnik, S. 770: „Zadeve se razvijajo vse drugače, kakor smo mislili. Popolnoma zaupam Božji previdnosti, ki bo vse najbolje uredila. Zdi se mi, da je ujedinjenje s Srbi v eno državo za Cerkev najbolj ugodno."

auf die Fügung Gottes, die alles zum Besten regeln wird. Es scheint mir, dass die Vereinigung mit den Serben in einem Staat für die Kirche die beste Lösung sei."[104] Trotzdem blieben die Zukunftsängste, die er am 22. November des gleichen Jahres in seinem Tagebuch ausdrückte, akut:

> „Wir alle sind voll Sorge um die Zukunft. Es bedrohen uns die Ungarn, die Italiener besetzten unser Land, die Deutschen tun uns Gewalt an; wir aber sind kraftlos. Unsere Nationalregierung und unser Staatsrat können nur protestieren. Ohne Serben gibt es keine Lösung. […] Aber wie schwer wird es für uns sein, wenn wir unter den orthodoxen König kommen, nachdem wir den katholischen Kaiser verließen. Deus misereatur nostri".[105]

Between Expectations and Political Reality: The Bishops of the Metropolitan Archdiocese of Gorizia during and after World War I (Abstract)

France Martin Dolinar

The so-called "Illyrian" Church Province with Gorizia as its metropolitan seat, was created between 1828 and 1830. During the same time, the dioceses of Koper and Trieste along with the dioceses of Poreč and Pula were consolidated, and each pair was united under one bishop. In addition to these two newly created bishoprics, the dioceses of Ljubljana and Krk (on the island of Krk/Veglia) were added as suffragans. The population of the Illyrian Church Province in the south-west of the Habsburg Monarchy was ethnically mixed, including Slovenes, Croats, Italians, Friulians and Germans, but the bishops, priests and the faithful were loyal citizens of the Monarchy.

The bishops of the Illyrian Church Province had considered Austria's declaration of war on Serbia a just satisfaction for the assassination of the Austrian heir to the throne Franz Ferdinand and his wife Sophie on 28 June 1914 and called upon the faithful to do their patriotic duty in defence of their homeland. Italy had been promised by the Allied Powers extensive territories from the Illyrian Church Province upon entering the war. The signing of the ceasefire

105 Ebenda, S. 769: „Vsi smo polni skrbi za prihodnost. Groze nam Madžari, naše ozemlje zasedajo Lahi in silo nam delajo Nemci; mi pa smo brez moči; edino proteste pošilja naša Narodna vlada in naše ‚Narodno veče'. Brez Srbov ni rešitve! […] Kako hudo bo za nas, ako pridemo pod pravoslavnega kralja, potem ko smo zapustili katoliškega cesarja! *Deus misereatur nostri* [Bog se nas usmili]!" (Hervorhebung im Original.)

on 3 November 1918 filled the population with uncertainty. The Paris peace negotiations in 1919 did not settle the border question between Italy and the Kingdom of Serbs, Croats and Slovenes. Therefore, the disappointment after the signing of the Treaty of Rapallo on 12 November 1920 was even greater. The Diocese of Gorizia, the Diocese of Trieste and Koper, the Diocese of Poreč and Pula, as well as part of the Diocese of Ljubljana came under Italian rule, with about 500,000 Slovenes and Croats altogether on their territories. Italy began with an aggressive policy of Italianization of the occupied territory. The Slovene and pro-slavic bishops were removed from their positions: in 1919, the Bishop of Trieste and Koper Andrej Karlin, in 1922 the Italian Angelo Bartolomasi and in 1936 the Friulan Alojzij Fogar. In 1919, Anton Mahnič, the Bishop of Krk, was interned by the Italian authorities for a year in the Camaldolese abbey near Frascati. In 1931, the Archbishop of Gorizia, Frančišek Borgia Sedej was also forced to leave his archdiocese.

The Diocese of Krk (which decreased in size, since it lost the islands of Cres, Lošinj and Pag), as well as the remaining part of the Diocese of Ljubljana were incorporated into the Kingdom of Serbs, Croats and Slovenes (from 1929 onwards the Kingdom of Yugoslavia). Until 1933, these dioceses formally remained part of the Illyrian Church Province. In 1925, the Diocese of Rijeka was established, and it took over part of the territory of the Diocese of Trieste. In 1933, the Holy See also formally excluded the dioceses of Krk and Ljubljana from the Illyrian Church Province and subjected them directly to the Holy See, while incorporating Gorizia, Trieste-Koper and Poreč-Pula into the bishops' conference of Venice. The Illyrian Church Province was thus formally abolished and transformed into an Italian one.

„Zeichen unserer Befreiung, Vereinigung und Auferstehung". Visionen und Realitäten der Serbisch-Orthodoxen Kirche am Ende des Ersten Weltkrieges

HEINER GRUNERT

Den Traum von der geeinten serbischen Kirche im geeinten Staat träumten bis 1917 nur wenige Serben in der Habsburgermonarchie. Dennoch konnte, wer wollte, die Utopie an vielen Stellen pflegen. In Kirchenkreisen bestand sie seit Jahrhunderten. Die serbische Regierung formulierte sie schon im Dezember 1914 – nämlich die „Befreiung und Vereinigung aller unterdrückten Serben, Kroaten und Slowenen".[1] Zudem propagierten habsburgische südslawische Exilpolitiker seit 1915 von London aus die Idee einer staatlichen Vereinigung aller Südslawen.[2]

Im Verlauf des Jahres 1918 verwandelte sich die ferne Utopie eines vereinigten Landes zu einer konkreten Vision und dann ab September, beinahe über Nacht, in greifbare Realität. Die visionären Erwartungen und Hoffnungen zeichneten strahlende Bilder von der Zukunft im geeinten Nationalstaat. Man erwartete Verbesserungen in beinahe allen Gesellschaftsbereichen – in Staat und Kirche, Wirtschaft und Kultur.

Der vorliegende Beitrag erforscht die Staats- und Gesellschaftsmodelle aus dem Blickwinkel serbisch-orthodoxen religiösen Denkens. Er diskutiert die Zukunftsvorstellungen von serbisch-orthodoxen Gläubigen am Ende des Krieges hinsichtlich ihrer religiösen und nationalen Erwartungen an Kirche

1 „[…] oslobođenje i ujedinjenje sve naše neslobodne braće Srba, Hrvata i Slovenaca." Izjava kr. srpske vlade u Narodnoj Skupštini [Erklärung der kgl. Serbischen Regierung im Nationalparlament], Niš 24.11./7.12.1914. In: Ferdo Sišić (Hg.): Dokumenti o postanku Kraljevine Srba, Hrvata i Slovenaca; 1914–1919 [Dokumente zur Entstehung des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen; 1914–1919]. Zagreb 1920, S. 10.

2 Vgl. pars pro toto: Manifest Jugoslovenskoga odbora Britanskom narodu i parlamentu [Manifest des Jugoslawischen Komitees an das britische Volk und das Parlament], London 12.5.1915. In: ebenda, S. 36f.

und Nationalstaat. Zu Beginn soll auf die Kriegserfahrungen orthodoxer Serben vor allem in der Habsburgermonarchie eingegangen werden, da sie entscheidend für die Ziele und Erwartungen für die Nachkriegszeit waren. Dabei fokussiert der Beitrag vor allem auf die Gebiete und Untertanen des bis 1918 existierenden Habsburgerreiches – auch um die Fiktionen und Realitäten, das Erwartete und das Eingetretene in zwei unterschiedlichen kirchlichen und staatlichen Kontexten diachron zu reflektieren. Die Untersuchung reicht von den Erfahrungen orthodoxer Serben seit 1913 über die Zukunftsvorstellungen ab 1917 bis hin zu ihrer Spiegelung in den Realitäten der frühen 1920er-Jahre.

Konfessionsspezifische Erfahrungen des Krieges

Für die polyethnischen Imperien war um die Wende zum 20. Jahrhundert der Nationalismus eine der größten politischen Herausforderungen. Das Habsburgerreich fühlte sich neben dem polnischen und tschechischen besonders vom serbischen Nationalismus herausgefordert, da diesem sowohl eigene als auch fremde Untertanen anhingen und er zudem von den Nationalstaaten Serbien und Montenegro sowie vom Russischen Reich befördert wurde. Die sich ab 1903 verschlechternden habsburgischen Beziehungen zu Serbien sensibilisierten die Eliten in Wien und Budapest zusätzlich für die serbische Frage in Österreich-Ungarn.[3] Die Konflikte mündeten 1906 in den als Schweinekrieg bekannt gewordenen Wirtschaftskonflikt zwischen dem Habsburgerreich und Serbien. Im Oktober 1908 folgte auf die Jungtürkische Revolution die Annexion Bosnien-Herzegowinas. Beides sorgte für erhebliche Unruhe in Südosteuropa. In offenen Kriegsdrohungen spitzten sich die angespannten habsburgisch-serbischen Beziehungen dann in den Balkankriegen 1912/1913 zu. Im Umfeld der sogenannten Skadarkrise im Frühjahr 1913 reagierte das Habsburgerreich erstmals mit Diskriminierungen gegenüber der eigenen serbisch-orthodoxen Bevölkerung: Über Nacht löste die Regierung in Bosnien[4] alle serbischen Organisationen auf und verbot jegliche nationalen wie religiösen Versammlungen. Unter Muslimen und Katholiken begann die Landesregierung sogar, paramilitärische Truppen, sogenannte *Schutzkorps*,[5] auszuheben.

3 Auslöser war der Umsturz mit dem Mord am Königspaar im Juni 1903, mit dem ein verstärkter Einfluss Russlands in Belgrad einherging.

4 Bosnien wurde und wird im Land selbst wie auch im deutschsprachigen Raum als Kurzform für Bosnien-Herzegowina verwendet – so hält es auch dieser Text. An Stellen, wo nur der bosnische Teil Bosnien-Herzegowinas gemeint ist, ist dies kenntlich gemacht.

5 Ferdinand Schmid: Bosnien und die Herzegovina unter der Verwaltung Österreich-Ungarns. Leipzig 1914, S. 262. Milorad Ekmečić: Uticaji balkanskih ratova 1912–1913 na

Obwohl die Zwangsmaßnahmen nach wenigen Tagen wieder aufgehoben wurden, bewirkten sie bereits ein Jahr vor Kriegsausbruch eine erhebliche und lang anhaltende Erschütterung des Vertrauens der serbischen Bevölkerung in die Rechtsstrukturen des Habsburgerreichs – in die Bürgerrechte und in die Gleichbehandlung aller ethno-konfessionellen Gruppen des Reiches.[6]

Das von einem jungen bosnisch-serbischen Nationalisten verübte Attentat von Sarajevo veränderte ein Jahr später das Verhältnis von österreichisch-ungarischer Landesverwaltung und orthodoxen Serben schlagartig. In den Tagen nach dem Attentat demonstrierten habsburgtreue Katholiken und Muslime an vielen Orten Bosniens gewalttätig gegen die serbisch-orthodoxe Bevölkerung. Bis in die frühen Julitage 1914 wurden serbische Privathäuser und Läden, Kirchen, Schulen, Vereine und Banken angegriffen, teils demoliert, in Brand gesteckt oder geplündert. Die Sicherheitskräfte tolerierten die Ausschreitung oftmals und griffen nur lax und verspätet ein.[7]

Neben Verhaftungen eines weiten Kreises von Menschen, die mit den Attentätern des 28. Juni in Verbindung gestanden hatten, ließ das Habsburgerreich noch vor der Kriegserklärung an Serbien serbische Eliten und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Bosnien, Dalmatien und Slawonien festnehmen – vor allem Priester und Lehrer, aber auch Händler, Publizisten, Juristen und sogar Landtags- und Reichsratsabgeordnete. Viele der Inhaftierten dienten bald als menschliche Schutzschilde: In den ersten Kriegsmonaten stellte sie das Militär als Geiseln auf Brücken, an Tunnel und Bahnhöfe; ließ sie vor Armeekonvois marschieren oder wochenlang in Soldatenzügen pen-

društvo u Bosni i Hercegovini [Die Einflüsse der Balkankriege 1912–1913 auf die Gesellschaft in Bosnien-Herzegowina]. In: Ders.: Radovi iz istorije Bosne i Hercegovine XIX. veka [Arbeiten zur Geschichte Bosnien-Herzegowinas im 19. Jahrhundert]. Beograd 1997, S. 399–423, hier: S. 410–414; Robin Okey: Taming Balkan Nationalism. The Habsburg "Civilizing Mission" in Bosnia, 1878–1914. Oxford 2007, S. 248.

6 Zur Skadarkrise vgl. Hamdija Kapidžić: Skadarska kriza i izuzetne mjere u Bosni i Hercegovini u maju 1913. godine [Die Skadarkrise und die Ausnahmemaßnahmen in Bosnien-Herzegowina im Mai 1913]. In: Ders.: Bosna i Hercegovina pod austrougarskom upravom. Članci i rasprave [Bosnien-Herzegowina unter österreichisch-ungarischer Verwaltung. Artikel und Debatten]. Sarajevo 1968, S. 155–197.

7 Vladimir Ćorović: Crna knjiga. Patnje Srba Bosne i Hercegovine za vreme Svetskog rata 1914–1918. [Schwarzbuch. Die Leiden der Serben Bosnien-Herzegowinas zur Zeit des Weltkrieges 1914–1918]. Beograd 1989; Marko S. Popović: Patnje Srba 1914.–1918. god. Sreza: Mostarskog, Konjičkog, Duvanjskog i Ljubuškog, prema izvještajima sveštenika [Die Leiden der Serben 1914–1918 der Bezirke Mostar, Konjic, Duvno und Ljubuški nach Berichten von Priestern]. In: Spomenica Eparhije zahumsko-hercegovačke živim i upokojenim borcima za oslobođenje i ujedinjenje [Gedenkschrift der Eparchie Zahumlje-Herzegowina den lebenden und gefallenen Kämpfern für die Befreiung und Vereinigung]. Niš 1928, S. 72–90, hier: S. 72–74.

deln. Häufig wurden die Geiseln dabei misshandelt. So gerieten in Bosnien-Herzegowina 1914 fast zwei Drittel aller Priester in Haft, regional waren es teils noch deutlich mehr.[8]

Ab Herbst 1914 richtete das Habsburgerreich Lager für bestimmte ethnokonfessionelle Gruppen des Reiches ein, in denen später auch kriegsgefangene Zivilisten aus besetzten Gebieten interniert wurden. Serben gerieten meist in Lager in Ungarn, wo mehrere tausend Menschen an Krankheiten und Unterernährung starben. Auf öffentlichen, teils internationalen Druck wurden diese Lager ab 1917 geschlossen. Viele der Inhaftierten wurden nun zum Militär eingezogen oder durften in ihre Gemeinden zurückkehren.[9]

Parallel zu den Verhaftungen von Zivilisten und den Requirierungen von Material diskriminierten oftmals paramilitärische Einheiten im Hinterland der Front die serbische Bevölkerung. In Bosnien wurden diese sogenannten *Schutzkorps* unter der einheimischen, nicht-orthodoxen Bevölkerung ausgehoben. Sie übten lokal oftmals Polizeigewalt aus. Ihre Gewaltverbrechen an der Zivilbevölkerung brannten sich für Jahrzehnte in das Gedächtnis der Serben ein.[10]

Diese wenigen Sätze verdeutlichen, wie stark die Erfahrungen des Krieges sich in habsburgischen Gebieten religions- und nationsspezifisch unterschieden und welchen Einschnitt der Krieg für die soziale Stellung der serbisch-

8 Mark Cornwall: Austria-Hungary and "Yugoslavia". In: John Horne (Hg.): A companion to World War I. Chichester 2010, S. 371–385, hier: S. 374f; Matthew Stibbe: Krieg und Brutalisierung. Die Internierung von Zivilisten bzw. „politisch Unzuverlässigen" in Österreich-Ungarn während des Ersten Weltkrieges. In: Alfred Eisfeld, Guido Hausmann, Dietmar Neutatz (Hgg.): Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa. Essen 2013, S. 87–106; Ders.: Enemy aliens, deportees, refugees. Internment practices in the Habsburg Empire, 1914-1918. In: Journal of Modern European History 4 (2014) H. 12, S. 479–499; Heiner Grunert: Glauben im Hinterland. Die Serbisch-Orthodoxen in der habsburgischen Herzegowina. Göttingen 2016, S. 513–519.

9 Vladimir Ćorović: Crna knjiga, S. 65–72; Đorđe Mikić: Austrougarska ratna politika u Bosni i Hercegovini 1914–1918 [Österreichisch-ungarische Kriegspolitik in Bosnien-Herzegowina 1914–1918]. Banja Luka 2011, S. 85f; Andrej Mitrović: Srbija u Prvom svetskom ratu [Serbien im Ersten Weltkrieg]. Beograd ²2004, S. 102f; Bogdan Trifunović: Prisoners of War and Internees (South East Europe). In: Ute Daniel u. a. (Hgg.): 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War. Berlin 8. Oktober 2014; <https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/prisoners_of_war_and_internees_south_east_europe?version=1.0>, 6.4.2018.

10 Marko S. Popović: Patnje Srba, S. 74f.; Milorad Ekmečić: Ratni ciljevi Srbije 1914 [Die Kriegsziele Serbiens 1914]. Beograd 1973, S. 170–175; Ders.: Planovi za gerilski rat 1914 [Pläne für einen Guerillakrieg 1914]. In: Ders.: Radovi iz istorije Bosne i Hercegovine XIX. veka [Arbeiten zur Geschichte Bosnien-Herzegowinas]. Beograd 1997, S. 425–438, hier: S. 433f; Andrej Mitrović: Srbija u Prvom svetskom ratu, S. 88f.; Đorđe Mikić: Austrougarska ratna politika, S. 71–82.

orthodoxen habsburgischen Untertanen bedeutete. Seit 1913 und forciert ab dem Sommer 1914 waren Religion und Nation erneut zur Entscheidungskategorie für die Ausprägung staatlichen Handelns gegenüber den eigenen Untertanen geworden; nationale und religiöse Zugehörigkeiten entschieden über bürgerliche Rechte und Pflichten. Serben innerhalb und außerhalb des Habsburgerreiches verstanden den Krieg daher von Anfang an als einen gegen ihr Volk und ihren Glauben geführten; als einen Krieg, den Katholiken der orthodoxen Welt aufgezwungenen hatten und dem sich aus serbischer Sicht nur das „verräterische" Bulgarien mit seinem Kriegseintritt auf Seiten der Mittelmächte entzogen hatte.

Auch in der westeuropäischen und nordamerikanischen serbisch-jugoslawischen Diaspora bildete die Denkfigur des Glaubens- und Kulturkampfes eine wichtige Säule der Deutung des Krieges. In einem serbischen Kalender für 1917, der in New York erschien und in größerer Zahl an serbische Soldaten in Europa verteilt werden sollte, veröffentlichten die Herausgeber neben geschichtsphilosophischen Deutungen Europas auf den ersten Seiten auch ein Gebet von Nikolaj Velimirović (1881–1956). Velimirović galt schon damals als einer der einflussreichsten und charismatischsten serbischen Theologen.[11] Die Opfer des Krieges annehmend, betont demütig und mit antiwestlichen Narrativen, flehte das betende Ich im Gebet:

> Wenn Serbien auf dem Weg der menschlichen Aufklärung ist und wenn dieser falsch ist, wie es unsere deutschen Brüder meinen, oh Herr, mach aus Serbien einen Salzsee bevor sie es in einen Friedhof verwandeln […]. Aber dennoch, dein Wille geschehe, nicht unserer.[12]

Man kann nur mutmaßen, wie die für Velimirović typischen, deutungsoffenen Sätze von den Soldaten verstanden wurden. Sie verdeutlichten jedoch klar zwei Säulen der Kriegswahrnehmung unter religiösen serbischen Eliten: Der Krieg galt ihnen zum einen als ein aus freien Stücken aktiv angenommenes Opfer für Volk, Nation und Glauben (und daher in doppelter Gestalt sowohl als ein subjekthaft-heroisches *sacrificium* als auch eine passiv-wehrlose

11 Zu Velimirović während und nach dem Weltkrieg vgl. Klaus Buchenau: Auf russischen Spuren. Orthodoxe Antiwestler in Serbien, 1850–1945. Wiesbaden 2011, S. 140–171, S. 223–231.

12 Nikolaj Velimirović: Molitva. In: Milan Jevtić (Hg.): Srpski narodni kalendar Carevina. Za prostu godinu 1917 [Serbischer Volkskalender Carevina (Reich) für das Jahr 1917]. New York 1916, S. 17: „Ako je Srbija na putu čovečanske prosvećenosti i ako je ona zlo, kao što drže naša nemačka braća, o oče, učini od Srbije slano jezero pre no što je oni pretvore u groblje … Pa ipak neka bude volja tvoja, ne naša."

victima).[13] Zum anderen wird klar, wie der Krieg als Ausdruck eines endzeitlichen Kampfes zwischen Kulturen, Religionen, ja Menschenbildern gesehen wurde.[14] Gerade religiös denkende Eliten deuteten den Krieg zudem als Apokalypse sowie als eschatologisches Ereignis für Serbien, das serbische Volk und die serbische Kirche.

Visionen für die Zeit danach – für Staat, Kirche und Gesellschaft

Eine Seite des Kriegsalltages, die sich unter den Glaubensgemeinschaften kaum unterschied, war der Hunger. Spätestens ab dem Herbst 1916 mangelte es in Bosnien wie in anderen Teilen der Habsburgermonarchie immer häufiger an Nahrungsmitteln. Ab 1917 verhungerten Hunderte, wenn nicht Tausende von Zivilisten in den südlichen Gebieten Österreich-Ungarns.[15] Der Bericht eines Sektionschefs der Landesregierung in Sarajevo schönte die Lage in Bosnien-Herzegowina Anfang 1917 nur wenig, und der Beamte reflektierte bereits offen über die zu erwartenden Folgen:

> Das Gesamtbild muss auf Grund der Situationsberichte als düster bezeichnet werden! Kukuruzkolben, Gras, Wurzeln, verschiedene Sträucher, etc. bilden in vielen Bezirken [Bosnien-Herzegowinas] einen Hauptbestandteil der Volksernährung und es wurden von der Gendarmerie bereits eine Reihe von Sterbefällen infolge Erschöpfung durch Hunger registriert.
>
> Dass angesichts dieser Verhältnisse Fälle von Missmut, Verzagtheit, ja selbst kleinere Demonstrationen nicht fehlen können, kann wohl niemand Wunder nehmen; trotzdem wird von fast allen Kreisbehörden die nicht genug zu lobende Standhaftigkeit und nüchterne Einsicht der Bevölkerung hervorgehoben, dank welcher, trotz größter Not und drückender Entbehrungen, die geschilderten Verhältnisse ohne politische Rückwirkungen blieben und die Stimmung im Allgemeinen als nachhaltend zuversichtlich und standhaft bezeichnet werden kann.[16]

13 Vgl. zu beiden Begriffen: Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Bonn 2007, S. 72–76.

14 Zur Wahrnehmung und Deutung des Ersten Weltkrieges von Seiten serbisch-orthodoxer Geistlicher vgl. Buchenau: Auf russischen Spuren, S. 173–178.

15 Ćorović: Crna knjiga, S. 172–177; Draga Mastilović: Hercegovina u Kraljevini Srba, Hrvata i Slovenaca (1918–1929) [Die Herzegowina im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (1918–1929)]. Beograd 2009, S. 44. Die in beiden Werken genannten Zahlen sind übertrieben und die Deutungen tendenziös überspitzt, die dargestellten Einzelereignisse entsprechen allerdings offensichtlich den Tatsachen.

16 Zusammenfassung der politischen Situationsberichte für Jan./Feb. 1917; Landesregierung (i. F.: LR) von Bosnien-Herzegowina an das Gemeinsame Finanzministerium (i. F.: GFM),

Der Beamte betonte die „stets zunehmende Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht“ und den „allgemeinen Stillstand des innerpolitischen Lebens im Lande“[17]. Die einzelnen konfessionellen Gruppen beschrieb er als streng voneinander getrennt und daher weitgehend ruhig. Vor allem jedoch bei der serbisch-orthodoxen Bevölkerung beobachtete er ein, wie er schrieb, „zurückhaltendes, berechnend diszipliniertes Benehmen“[18]. Er sah darin Vorahnungen großer Veränderungen, die

> die Annahme einer bereits heute bestehenden, unsichtbaren inneren Organisation aufdrängt, die im gegebenen Momente mit ungebrochener Kraft und bewährtem Geschick sich zu rekonstruieren und ihre Ziele auf heute noch unbekannten, nach der zukünftigen Gestaltung der Verhältnisse einzuschlagenden Wegen zu verwirklichen suchen wird.[19]

Somit war sich im April 1917 ein Sarajevoer Regierungsmitglied überhaupt nicht mehr sicher, wie lange es im Lande noch ruhig bleiben werde und wann sich radikale Veränderungen Bahn brechen würden. Überzeugt jedoch war er, dass die Serben die ersten sein würden, die eine neue Situation in Bosnien erzwingen und mittels ihrer „unsichtbaren inneren Organisation“[20] nutzen und gestalten würden.

Tatsächlich veränderte sich die Lage bald tiefgreifend, aber erst im Laufe des Jahres 1918: Im Herbst zog sich das habsburgische Militär erst aus Serbien und Montenegro, dann meist ungeordnet aus Bosnien und aus den kroatischen und slowenischen Gebieten zurück. In Ljubljana hatte sich bereits im August ein Nationalrat (sl. narodni svet) aus einheimischen Politikern gegründet. Ähnliche Nationalräte (sh. narodno vijeće) formierten sich in Zagreb, Split und Sarajevo im Oktober 1918. Übten sie anfangs noch politischen Druck auf das Reich aus, mussten sie bald schon das politische Vakuum ausfüllen und versuchen, die öffentliche Sicherheit und Ordnung aufrecht zu erhalten.[21] Es war der Moment, in dem der slowenische Reichsratsabgeordnete Ivo Benkovič (1875–1943) Kaiser Karl I. (1887–1922) und der gesamten habsburgischen

25. April 1917; Arhiv Bosne i Hercegovine [i. F.: ABH; Archiv Bosnien-Herzegowinas], GFM Präsidialakten (i. F.: PrBH) 440/1917.

17 Ebenda.

18 Ebenda.

19 Ebenda.

20 Ebenda.

21 Saopštenje o osnivanju Narodnog Vijeća Slovenaca, Hrvata i Srba [Mitteilung über die Gründung des Nationalrates der Slowenen, Kroaten und Serben]. Zagreb 6. Oktober 1918; Pravilnik Narodnog Vijeća SHS u Zagrebu. In: Dragoslav Janković, Bogdan Krizman (Hgg.): Građa o stvaranju jugoslovenske države [Materialien zur Gründung des jugoslawischen Staates]. (1.I.–20.XII.1918). Beograd 1964, S. 331–333.

Führung das sprichwörtlich gewordene „Es ist zu spät" entgegenrief – in einer Rede im Abgeordnetenhaus am 10. Oktober 1918, die zudem die letzte eines südslawischen Delegierten im Wiener Reichsrat sein sollte.[22] An diesem Bruch änderte auch das sogenannte Oktobermanifest Kaiser Karls nichts mehr, mit dem die Regierung einen föderalen Staatsumbau und die Anerkennung der gegründeten Nationalräte versprach.[23] In Ljubljana, Zagreb und Sarajevo bildeten die Nationalräte ab Ende Oktober Regierungen und lösten umgehend alle staatsrechtlichen Bindungen an Wien und Budapest.[24] Am 29. Oktober 1918 vereinigten sich die Nationalräte und riefen den „Staat der Slowenen, Kroaten und Serben" [sic!] mit Sitz in Zagreb aus. Dabei war vollkommen unklar, wo die Grenzen des neuen Staates liegen sollten, wer sie anerkennen sollte und welches Militär sie sichern würde. Im Übermurgebiet, in Kärnten und der Untersteiermark, in Görz, Istrien, Dalmatien und im Banat besetzten ab dem Herbst 1918 ganz unterschiedliche Einheiten Territorien für diverse nationale und/oder soziale Staatsideen. Allerorten herrschten Unsicherheit und Aufbruchsstimmung. Viele Sozialbeziehungen befanden sich im Umbruch oder standen zur Debatte. Vielerorts kam es zu Plünderungen, Vertreibungen und Morden. Marodierende Banden von Kriegsdeserteuren, sog. Grüne Kader, plünderten Landgüter und drangsalierten oder vertrieben deren Besitzer. Über Monate verbreiteten sie vor allem in Kroatien, Slawonien und Bosnien Angst und Schrecken. Dabei traf die Gewalt häufig soziale und ethnokonfessionelle Gruppen, die vormals als mit dem Feind verbündet galten – in Bosnien Muslime und Katholiken, in Kroatien-Slawonien deutsch- und unga-

22 Stenographische Protokolle über die Sitzungen des Hauses der Abgeordneten des österreichischen Reichsrates im Jahre 1918. XXII. Session. IV. Band: 84.–95. Sitzung. Wien 1918, S. 4566–4568, hier: S. 4566: „Wir wollen als freies Volk der Jugoslawen uns frei entschliessen, welche Satzungen wir uns geben wollen, und wir wollen uns frei entschliessen, ob und welche Beziehungen wir zu anderen freien Völkern anknüpfen wollen. (Beifall) Es ist die Wahrheit, welche man jeden Tag wiederholen muss, dass alle Anerbieten, welche heute an die Südslawen gemacht werden, vollkommen nutzlos sind. Es gab Zeiten, wo wir, wenn man uns ein weisses Blatt gegeben hätte, wir sollen auf dasselbe unsere Autonomie schreiben, das getan hätten. Aber, meine Herren, diese Zeiten sind vorbei. Ich gebe der Überzeugung Ausdruck, welche in unserem ganzen dreieinigen jugoslawischen Volkes sich befestigt: Es ist zu spät!" Auch Anton Korošec (1872–1940), einer der exponiertesten südslawischen Politiker im Habsburgerreich, meinte zwanzig Jahre später, die Worte am 12. Oktober 1918 gegenüber Kaiser Karl geäußert zu haben. Vgl. Feliks J. Bister: „Majestät, es ist zu spät…" Anton Korošec und die slovenische Politik im Wiener Reichsrat bis 1918. Wien u. a. 1995, S. 311f.

23 An meine getreuen österreichischen Völker. In: Wiener Zeitung, Extra-Ausgabe, 17. Oktober 1918.

24 Deklaracija Narodnoga Vijeća Slovenaca, Hrvata i Srba [Deklaration des Nationalrates der Slowenen, Kroaten und Serben]; Zagreb, 19.10.1918. In: Šišić (Hg.): Dokumenti o postanku Kraljevine Srba, Hrvata i Slovenaca, S. 179–210.

rischsprachige Bauern und Adelige. Aufgrund der unsicheren Lage bat die Regierung in Zagreb im November die serbische Regierung um Truppen zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung. Gleichzeitig schufen die Übergangsregierungen in Ljubljana, Zagreb und Sarajevo eigene bewaffnete Verbände, um insbesondere auf dem Land wieder für Sicherheit zu sorgen.[25]

Für serbisch-orthodoxe kirchliche Kreise – Geistliche wie Laien – eröffnete das ab September 1918 unaufhaltsame Ende der habsburgischen Herrschaft erstmals die Möglichkeit der Vereinigung von südslawisch besiedelten Gebieten vom Triglav bis an den Vardar, von Kärnten über Kroatien, Bosnien, Montenegro bis nach Mazedonien. Viele verstanden dies als Erfüllung eines vermeintlich jahrhundertealten Traumes, als Umsetzung der illyrischen, jugoslawischen oder großserbischen Ideen des 19. Jahrhunderts. In einem weit verbreiteten sakral-nationalen Geschichtsverständnis hatte das serbische Volk seit der Niederlage gegen die Osmanen im Mittelalter einen jahrhundertelangen Leidensweg durchschritten, der im „Großen Krieg" der Jahre 1914–1918 kulminiert war – symbolhaft in der Kreuzigung des personifizierten Volkes in Golgatha. Im Krieg kamen etwa ein Drittel aller serbisch-orthodoxen Geistlichen um. Hunderte von Sakralbauten sowie Bibliotheken, Schulen und Archive wurden zerstört.[26] Serbien war zudem eines jener europäischen Länder, das die verhältnismäßig größten Kriegsverluste an Soldaten und Zivilisten zu beklagen hatte.[27]

Viele orthodoxe Serben sahen in der Gründung des neuen Staates daher die Auferstehung ihres Volkes, einige gar seine Apotheose. Jeder Schritt in Richtung nationaler Vereinigung erschien nicht nur Gläubigen als Verwirklichung eines sakralen, uralten Vermächtnisses, ja sogar als eine Art „Ende der Geschichte" – als Wiederauferstehung des serbischen mittelalterlichen Reiches. In öffentlichen Reden, Artikeln und Programmen argumentierten auch weitgehend säkular Denkende intensiv in religiösen Semantiken. Religiöse Begriffe wie Kreuzweg, Opfergang und Erlösung, Heil, Auferstehung bis hin zur Trinität übertrug man auf die unmittelbare Vergangenheit oder die

25 Vgl. Vlado Strugar: Vladar Kraljevstva Srba, Hrvata i Slovenaca. Studije i građa [Der Herrscher des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen. Studien und Materialien]. Beograd 2010, S. 443–453.

26 Predrag Puzović: Srpska pravoslavna crkva između dva svjetska rata [Die Serbisch-Orthodoxe Kirche zwischen den zwei Weltkriegen]. In: Ilija B. Bulovan (Hg.): Letopis Srpske pravoslavne parohije u Celju, napisan 1937. godine [Chronik der serbisch-orthodoxen Gemeinde in Celje, geschrieben 1937]. Beograd, Celje 2010, S. 9–11.

27 Antoine Prost: War Losses. In: Daniel, Ute u. a. (Hgg.): 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War. Berlin 2014. <https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/war_losses>, 6.4.2018.

konkrete Gegenwart im neuen Staate. Zwei Wochen nach der Gründung des „Staates der Slowenen, Kroaten und Serben" in Zagreb und zwei Wochen vor der Ausrufung des „Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen" in Belgrad telegrafierte der Metropolit von Zahumlje-Herzegowina, Petar (Zimonjić, 1866-1941), am 18. November 1918 an Sarajevo die titelgebende Sequenz: Er grüße im Namen der serbisch-orthodoxen Geistlichkeit und des Volkes die neue Sarajevoer Nationalregierung überaus begeistert, „die uns ein Zeichen unserer nationalen Befreiung, Vereinigung und Auferstehung ist."[28]

Mit dieser Sakralisierung der Nation, nahezu seiner Apotheose, verband sich die Überzeugung von einer neuen Epoche. Die Nationalregierung in Sarajevo zeigte sich in ihrer Antwort ebenfalls euphorisch, drückte sich jedoch konkreter aus – sie telegrafierte zurück, sie sehe sich „aus der Einheit der Nation der Serben, Kroaten und Slowenen geboren" und rechne „mit der Hilfe der serbisch-orthodoxen Geistlichkeit bei der riesigen Arbeit an der Schwelle zu einer neuen glücklichen Zukunft unseres gesamten Volkes".[29]

Aus Sicht der orthodoxen Geistlichkeit sollte nun endlich die territoriale und mentale Spaltung der Kirche und des Volkes überwunden werden. Ihr vermeintlich uraltes kanonisches Territorium sollte erstmals seit dem 14. Jahrhundert wieder unter der serbischen Krone und unter einem Patriarchen geeint werden. Diese Deutung galt auch noch Jahre später. So erinnerte sich in den 1930er-Jahren ein serbischer Priester in Slowenien mit sakralem Pathos an den Moment der staatlichen Vereinigung als einen der Verschmelzung von Nation und Religion:

> Nach jahrhundertelangen Leiden, bitteren Prüfungen, Tränen und Schmerzen in Gefangenschaft und Erniedrigung unter den Austro-Ungarn [sic!]; nach langandauernden blutigen Kämpfen und Bestrebungen unserer besten Söhne und nach zahllosen und teuersten Opfern, erbracht auf dem Altar des teuren Vaterlandes für die Freiheit und die Vereinigung aller Serben, Kroaten und Slowenen – beschien die Sonne der Freiheit endlich all unsere Länder und so auch unser schönes Slowenien. Dies konnte nur dank der ewigen göttlichen Gerechtigkeit und Vorsehung erreicht werden; des Sieges der serbischen Waffen und der patriotischen Arbeit der Serbischen Kirche des Heiligen Sava, die jahrhun-

28 Grußtelegramm des Metropoliten von Zahumlje-Herzegowina, Petar (Zimonjić), an die Nationalregierung des Nationalrates der Serben, Kroaten und Slowenen für Bosnien-Herzegowina, Atanasije Šola, 18. November 1918; ABH, Narodna Vlada [Nationalregierung], Prezidijal 13718/1918.

29 Antwort der Regierung des Nationalrates SHS in Sarajevo, 20. November 1918; ebenda: „Narodna vlada koja je rođena delom jedinstva naroda Srba, Hrvata i Slovenaca računa na pomoć srpsko pravoslavnog sveštenstva u ogromnom radu na prelazu u novu sretnu budućnost našega cjelokupnog naroda."

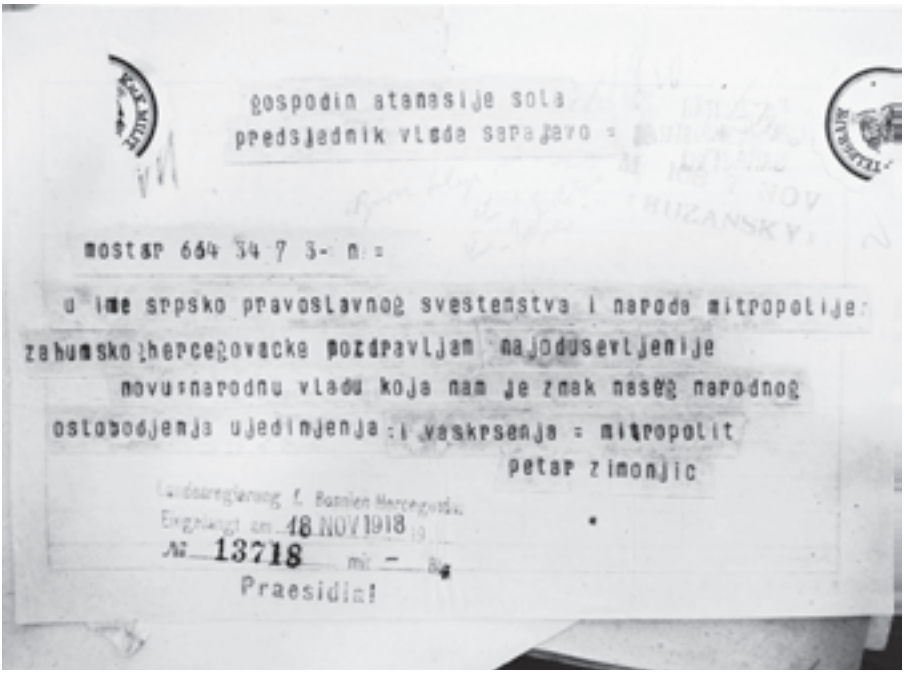


Abbildung 2: Der Stempel der habsburgischen Regierung belegt den Eingang des Freudentelegramms über ihre Absetzung.

Aus: ABH, Narodna Vlada, Prezidijal 13718/1918. Foto: Heiner Grunert.

dertelang unser Volk im reinen Glauben lehrte, in der Opferbereitschaft und der Liebe zu Gott und den Nächsten als auch dem nationalen Geiste, indem sie alle seine schönsten Traditionen und größten Heiligtümer bewahrte, indem sie für seine geweihten Rechte kämpfte, es aufklärte und vorbereitete für das größte Opfer wenn es um das Gute, die Ehre und seine Freiheit geht, die Befreiung und Vereinigung seiner versklavten Brüder.[30]

30 Bulovan: Letopis Srpske pravoslavne parohije u Celju, S. 23: „Posle vekovnih patnja, gorkih iskušenja, suza i bolova u ropstvu i poniženju pod Austro-Madžarima; posle dugotrajnih krvavih borbi i pregnuća naših najboljih sinova i posle bezbrojhnih i najdragocenijih žrtava, prinetih na oltar Otadžbine drage za Slobodu i Ujedinjenje svih Srba, Hrvata i Slovenaca – Sunce Slobode konačno je obasjalo sve naše krajeve, pa i lepu našu Sloveniju. To se moglo postići blagodareći samo večnoj Pravdi Božijoj i Promislu Njegovom; pobedi poružja srpskog i rodoljubivom radu Svetosavske Crkve Srpske, koja je vekovima vaspitavala narod naš u čistoj veri, u požrtvovanju i ljubavi prema Bogu i bližnjima, a isto tako i u nacionalnom duhu, čuvajući mu sve njegove najlepše tradicije i najveće svetinje, boreći se za njegova osveštana prava, prosvećujući ga i spremajući za najveću žrtvu kad je u pitanju dobro, čast i sloboda njegova, oslobođenje i ujedinjenje porobljene braće njegove."

Auch für ihn war die Trias aus göttlicher Gerechtigkeit, serbischen Waffen und dem jahrhundertelangen Handeln der orthodoxen Kirche verantwortlich für die Befreiung und Vereinigung des dreinamigen Volkes. Jene Dreinamigkeit oder Dreieinigkeit der jugoslawischen Nation war der kleinste gemeinsame Nenner zwischen jenen, die eine unitäre jugoslawische Nation in einem ebensolchen Nationalstaat wünschten, und jenen, die die eigenen nationalen Namen und Traditionen von Serben, Kroaten und Slowenen fortführen wollten. Die Trennlinien zwischen Jugoslawisten und separaten Nationalisten deckten sich hingegen nicht mit den von ihnen vertretenen Konzepten für den gemeinsamen Staat: So gab es Zentralisten und Föderalisten sowohl unter Jugoslawisten als auch unter serbischen und slowenischen Nationalen.

Neben Volk, Nation und Geschichte sakralisierten orthodoxe Wortführer auch den weltlichen, säkularen Moment: So predigte der Metropolit von Dabar-Bosna, Evgenije (Letica, 1858–1933), am 5. Dezember 1918 im Dankgottesdienst in der Sarajevoer Kathedrale anlässlich der Ausrufung des „Vereinigten Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen“:

> Die jahrhundertelang ersehnte politische Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wie auch die Vereinigung in einem Staat unter der ruhmreichen heimischen Herrscherdynastie der Karađorđevićs, unseres slawischen Südens und unseres einigen dreinamigen Volkes der Serben, Kroaten und Slowenen wurde geschaffen und ins Leben gerufen *gegen alle Erwartung, in einem Augenblick und sozusagen über Nacht*. Dies ist für uns alle voller Glück, die sich damit beschäftigen, eine Überraschung, die uns alle erstaunen lässt, uns bewegt und uns fortträgt, dass wir es fast nicht glauben konnten, dass es wahrhaftige Realität ist.[31]

Der bereits zitierte Metropolit in Mostar, Petar (Zimonjić), fand in seiner Rede zum Einzug serbischer Truppen in Mostar am 15. November 1918 sogar

31 Metropolit von Sarajevo, Evgenije (Letica), am 5. Dezember 1918 in der Sarajevoer Kathedrale. In: Vjesnik [Bote], 1. April 1919, S. 4, Hervorhebungen im Original. Zitiert nach: Sonja Dujmović: Srpska pravoslavna crkva u Bosni i Hercegovini i stvaranje nove države (Kraljevine Srba, Hrvata i Slovenaca) 1918. godine [Die Serbisch-Orthodoxe Kirche in Bosnien-Herzegowina und die Gründung des neuen Staates (des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen) im Jahr 1918. In: Historijska traganja [Historische Forschungen] 3 (2009), S. 121–136, hier: S. 121f: „Vijekovima žuđena politička samostalnost i nezavisnost, kao i ujedinjenje u jednu državu, pod slavno vladajućom domaćom Dinastijom Karađorđevića našeg slovenskog juga i našeg jedinstvenog troimenog naroda Srba, Hrvata i Slovenaca ostvareno je i uvedeno u život protiv svakog očekivanja, u jednom magnovenju i tako reći preko noći. Radosno je to za nas sve, kojih se stvar tiče, iznenađenje, koje nas je sve uzbudilo, oduševilo i zanijelo tako, da nijesmo skoro vjerovati mogli da je to zbilja stvarnost.“ Bischof Evgenije spürte besonderen Erklärungsbedarf. Er galt unter Gläubigen als austrophil und wurde unter anderem auf Betreiben der Priestervereinigung bereits im Juni 1920 zur Abdankung gezwungen. Ebenda, S. 126.

Parallelen zwischen der Dreifaltigkeit Gottes und der Dreinamigkeit des zu gründenden Staates:

> [D]urch brüderliche Liebe geeint, Serben, Kroaten und Slowenen, dass sie *im Namen des dreifaltigen und einigen Gottes im Himmel einen dreinamigen und vereinigten jugoslawischen Staat gründen*, in dem Frieden und Gerechtigkeit herrsche, brüderliche Eintracht, Gleichheit und Freiheit […], in dem man Gott achtet, die Gesetze befolgt, die Wissenschaften und Künste blühen und die schönen Charakterzüge unseres edlen und begabten Volkes eine bisher unbegrenzte und bisher ungeahnte Entwicklung finden werden.[32]

In den Reden von Geistlichen treten die Übernahmen zwischen nationalen und religiösen Ausdrucksformen und Funktionen deutlich hervor.[33] Neben wechselseitigen Entlehnungen kam es dabei zu regelrechten Verschmelzungen von nationalen und religiösen Deutungsmustern. Viele serbisch-orthodoxe Geistliche verstanden das Jahr 1918 daher auch als sehnsüchtig erwartete Aufhebung der modernen Trennung von Religion und Nation. Im Sinne des Symphonie-Gedankens als dem Ideal der Verschmelzung von geistlich-religiöser und weltlich-politischer Macht erträumten Geistliche immer wieder eine (vermeintliche) Wiedervereinigung von Staat und Kirche. Die Wahrnehmung des Kriegsendes und der staatlichen wie kirchlichen Vereinigung näherte sich damit einer vorgestellten Überwindung der Koselleck'schen Kluft zwischen Erfahrungsraum und Erwartungshorizont.[34] Darin schien für kurze Zeit auch die Lösung der Ambivalenzen und Brüche der Moderne auf. Im sakralisierten

---

32 Bischof Petar (Zimonjić) am 2./15. November 1918 in Mostar zum Einzug des serbischen Militärs. In: Vjesnik 1. April 1919, S. 4, zitiert nach: Dujmović: Srpska pravoslavna crkva u BiH, S. 123; meine Hervorhebung: „[…] ljubavlju bratskom složeni, Srbi, Hrvati i Slovenci, da u ime tripostasnog i prijedinog Boga na nebu osnuju troimenu i ujedinjenu jugoslovensku državu, u kojoj će se zacariti mir i pravda, bratska sloga, jednakost i sloboda […] u kojoj će se Bog poštovati, zakon izvršavati, znanje i umjetnost cvjetati, a lijepe osobine plemenitog i darovitog naroda našega naći neograničeni i dosad neslućeni razvitak." Bischof Petar scheint in seiner Rede auch auf Psalm 85 zu verweisen, in welchem dem Volk Israel ein Land des Friedens und der Gerechtigkeit zugesichert wird: „Doch ist ja seine Hilfe nahe denen, die ihn fürchten, dass in unserm Lande Ehre wohne; dass Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; dass Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue; dass uns auch der Herr Gutes tue und unser Land seine Frucht gebe; dass Gerechtigkeit vor ihm her gehe und seinen Schritten folge". (Psalm 85,10–14, dt. Übersetzung nach der Lutherbibel 2017).

33 Vgl. dazu allgemein: Martin Schulze Wessel: Die Nationalisierung der Religion und die Sakralisierung der Nation im östlichen Europa. In: Ders. (Hg.): Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation im östlichen Europa. Stuttgart 2006, S. 7–16, hier: S. 7f.

34 Vgl. Reinhart Koselleck: „Erfahrungsraum" und „Erwartungshorizont"– zwei historische Kategorien. In: Ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt am Main ⁴2000, S. 349–375.

Nationalstaat mit einer symphonischen, kaum vom Staat getrennten (Staats-) Kirche sahen viele orthodoxe Geistliche, weniger die breite Masse der Gläubigen, die Vollendung der Geschichte.

Mit der Überzeugung, die Brüche der Gegenwart überwinden zu können, verband sich für viele Geistliche auch die Erwartung eines sich nun Bahn brechenden ganzheitlichen Fortschritts, eines geistigen wie materiellen. Hier zeigte sich, wie stark man die jüngere Vergangenheit als zwangsweisen Stillstand begriff, der den Grund für die als rückständig wahrgenommene Gegenwart vieler Südslawen lieferte. Kirchenvertreter formulierten die Erwartungen dabei ganz konkret: Der Glauben der Menschen werde in Inhalt und Form nun endlich wieder in seinen vermeintlich symbiotischen Idealzustand des vorosmanischen Mittelalters zurückversetzt, die Kirchen würden sich erneut füllen, und die gelebte Religion werde sich kanonischer, standardisierter, eben orthodoxer – „rechtgläubiger" – ausformen. Man erwartete zahlreiche Konversionen zur Orthodoxie und war sich der ideellen und materiellen Unterstützung des neuen Staates sicher, die der Kirche eine fruchtbare Entwicklung in Freiheit ermöglichen würde.

Den Freudentaumel nach der Vereinigung der Orthodoxen und die daraus abgeleiteten, selbstgestellten Aufgaben lassen sich in der ersten orthodoxen Kirchenzeitschrift des neuen Staates nachlesen, die in Sarajevo erschien. Junge Geistliche formulierten in der *Srpska Crkva* (Serbische Kirche) bereits ab März 1919 ihre „allgemeinen Bestrebungen hin zu einer Erneuerung und Stärkung des geistlichen Lebens in unserer Serbisch-Orthodoxen Kirche, der Heilig-Sava-Kirche".[35] Konkret konzipierten die Autoren eine intensivere religiöse Erziehung der Jugend, eine Verbesserung der Predigten, die Verbreitung von gesundheitlich-hygienischen Schriften und die Stärkung der Stellung der Priester als Muster für die Gesellschaft.[36]

Sowohl von Seiten des Staates als auch der orthodoxen Kirche ging man davon aus, nun eng und harmonisch zusammenzuarbeiten. Der Staat meinte darüber hinaus, von *allen* Kirchen verlangen zu können, sich affirmierend zum neuen Staat zu äußern. Auf Aufforderung des Innenministeriums schrieb das

35 Srpska Crkva 7–8 (1919) H. 1, S. 224. Zitiert nach: Branko A. Cisarž: Crkvena štampa izmedu dva svjetska rata. [Kirchliche Presse zwischen den zwei Weltkriegen] In: Srpska pravoslavna Crkva 1920–1970. Spomenica o 50-godišnjici vaspostavljanja srpske patrijaršije [Die Serbisch-Orthodoxe Kirche 1920–1970. Gedenkschrift zur 50. Wiedererrichtung des Serbischen Patriarchats]. Izd. Svetog arhijerejskog sinoda Srpske pravoslavne crkve. Beograd 1971, S. 141–178, hier: S. 142: „opšte težnje za obnavljanjem i snaženjem duhovnog života u našoj Srpskoj pravoslavnoj, svetosavskoj crkvi."

36 Srpska Crkva 2 (1919) H. 1, S. 1. Zitiert nach ebenda. Vgl. zur Zeitschrift auch: Radoslav M. Grujić: Pravoslavna srpska crkva [Die Orthodoxe Serbische Kirche]. Kragujevac 1989, S. 172.

Religionsministerium in Belgrad im Februar 1919 an alle katholischen und orthodoxen Bischöfe des Landes, sie sollten ihre Priester daran erinnern,

> dass die Geistlichkeit schon durch ihre gehobene Stellung an erster Stelle dazu berufen ist, Frieden, Ordnung und Arbeit unter ihren Gemeindemitgliedern zu predigen und dass Sie [die Bischöfe] ihnen befehlen sollten, sich sowohl in der Kirche als auch an öffentlichen Orten jeglicher Äußerungen zu enthalten, die eine für unser Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen ungünstige Stimmung in der Gesellschaft schaffen könnten.[37]

Die neue parlamentarische Monarchie verlangte von den Kirchen bereits in der Gründungsphase, Kritik am Staat zu unterbinden. Darin wurde deutlich, welche Art von affirmierendem Laizismus die Beamten des Innenministeriums in Belgrad konzipierten – ein letztlich schwieriger Anfang für eine sich bald konstitutionell laizistisch definierende Demokratie.[38] Andererseits beklagten auch staatliche Verwaltungen wiederholt eine ungewohnte Nähe, ja Verquickung zwischen Staat und Religionsorganisationen. In dieser Hinsicht kritisierte 1920 die Landesregierung in Bosnien, Priester würden sich vermehrt in die Angelegenheiten der Gendarmerie mischen, was nicht ihre Aufgabe sei.[39]

Nachkriegsrealitäten

Entgegen den hochfliegenden Visionen für eine strahlende und frei gestaltbare Zukunft waren die Wege in den neuen Staat und die vereinte Kirche konfliktträchtiger und weitläufiger als vermutet. Nach der staatlichen Vereinigung am 1. Dezember 1918 zum „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen" folgten lang andauernde Integrationsprozesse in allen gesellschaftlichen

37 Religionsministerium Belgrad an alle serbisch-orthodoxen und römisch-katholischen Bischöfe, 8. Februar 1919; Arhiv Jugoslavije [Archiv Jugoslawiens], 69-182-291: „da je sveštenstvo po samome svome uzvišnem pozivu pozvano da u prvom redu propoveda mir, red i rad među svojim parohijanima te mu naredite, da izbegava kako u crkvi tako i na javnim mestima svake izjave koje mogle stvarati u društvu raspoloženje nepolvoljna za našu Kraljevinu Srba, Hrvata i Slovenaca."

38 Artikel 12 der zwei Jahre später für das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen erlassenen Verfassung vom 28.6.1921 bestimmt in mehreren Abschnitten die Trennung von Staat und Religionsorganisationen. Vgl. Ustav Kraljevine Srba, Hrvata i Slovenaca [Verfassung des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen]. Beograd 1921.

39 Bischof Petar (Zimonjić) an das serbisch-orthodoxe Protopresbyteriat Trebinje, 15./28. Februar 1920, Weiterleitung eines Schreibens der Landesregierung in Sarajevo; Arhiv Hercegovačko-neretvanskog kantona/županije (i. F.: AHNKŽ; Archiv des Kantons Herzegowina-Neretva), Srpsko pravoslavno protoprezviterski ured Trebinje (i. F.: SPPUT; Serbisch-orthodoxes Protopresbyteriat Trebinje) 67/1920.

Bereichen. Vor allem in den Rechtsordnungen, im Währungs- und im Bildungssystem waren Konvergenzen über Jahre hinaus erheblich schwerer zu erreichen.

Von allen geplanten Integrationsleistungen des neuen Staates schienen die Vereinigung der Serbisch-Orthodoxen Kirche und die Festlegung des Verhältnisses von Staat und orthodoxer Kirche als die unkomplizierteren Prozesse. Dennoch entwickelte sich die Standardisierung der inneren Ordnung der Kirche sowie ihr Verhältnis zum Staat zu einer langen und kontroversen Angelegenheit. Die vor allem von serbischen Zentralisten bestimmte sogenannte Veitstags-Verfassung von 1921 setzte den Religionsgemeinschaften einen relativ engen Betätigungsrahmen und erlaubte Kontakte der Religionsgemeinschaften ins Ausland, zu religiösen Autoritäten sowie religiöse Schulen, stellte jedoch jegliche Arbeit der Religionsorganisationen unter staatliche Kontrolle. Beides war ein Novum vor allem für ehemalige Untertanen der Habsburgermonarchie. Die Verfassung enthielt zudem einen „Kanzelparagraphen", der es religiösen Autoritäten verbot, für die Ziele von politischen Parteien einzutreten.[40] Diese Maßnahme richtete sich vor allem gegen den politischen Katholizismus in den slowenischen und kroatischen Gebieten.

Im Prozess der Vereinigung der serbisch-orthodoxen Eparchien forderten die vier bosnischen Diözesen Mitte Dezember 1918 als erste die Angliederung an die Metropolie von Serbien und die Loslösung von Konstantinopel.[41] Ihnen folgten weitere Metropolien und Eparchien auf ehemals habsburgischen Gebieten sowie, mit etwas Zögern, die drei Eparchien von Montenegro. Dieser Reihenfolge entsprach in etwa auch die Stärke der regionalen Vereinigungsbestrebungen mit Belgrad. Der kirchliche Vereinigungsprozess begann formal kaum einen Monat nach der Ausrufung des Königreiches: Bereits am 31. Dezember 1918 fand in Sremski Karlovci eine erste Bischofskonferenz unter dem Erzbischof von Belgrad statt. Auf einer zweiten Konferenz im Mai 1919 in Belgrad legte man die Vereinigung einem Zentralausschuss der Bischofsversammlung in die Hände, deren Leitung auch aus politischen Gründen dem Metropoliten von Montenegro und des Küstenlandes, Mitrofan (Ban, 1841–1920), anvertraut wurde. Für mehrere Eparchien mussten kanonische Entlassungen ihrer bis dato zuständigen Patriarchate eingeholt werden, was

40 Ustav Kraljevine Srba, Hrvata i Slovenaca. Beograd 1921, Artikel 12 und 16. Vgl. Klaus Buchenau: Auf russischen Spuren, S. 212f; Dragan Pantić: Srpska pravoslavna crkva u Kraljevini Jugoslaviji 1929–1941. S obzirom na pravni položaj, političku ulogu i međuvjerske odnose [Die Serbisch-Orthodoxe Kirche im Königreich Jugoslawien 1929–1941. Unter Beachtung der rechtlichen Lage, der politischen Rolle und der interreligiösen Beziehungen]. Istočno Sarajevo 2006, S. 49f.

41 Sonja Dujmović: Srpska pravoslavna crkva u BiH, S. 126.

über ein Jahr dauerte. Danach konnte Prinzregent Aleksandar Karađorđević (1888–1934) im Juni 1920 offiziell die Vereinigung aller sechs kirchlichen Jurisdiktionsbereiche auf dem Gebiet des neuen Staates zu einer Serbisch-Orthodoxen Kirche proklamieren.[42] Am 12. September 1920 feierte man in Sremski Karlovci mit zahlreichen historischen Symbolen der mittelalterlichen serbischen Staatlichkeit und Kirchlichkeit die Wiedererrichtung des Serbischen Patriarchats – nicht zufällig genau 154 Jahre nach der offiziellen Aufhebung des Patriarchates von Peć im Jahre 1766.[43] In der Gründungsurkunde der autokephalen vereinigten Serbisch-Orthodoxen Kirche zogen die Bischöfe Kontinuitätslinien bis zum Nemanjiden-Reich des 12. Jahrhunderts und beschworen die ewige „Symphonie" zwischen „serbischem Staat" und „serbischer Kirche", beinahe als wollten sie bereits hier die Staatsführung an eine Beziehung auf Augenhöhe erinnern:

> Die Serbische Kirche als geweihter und lebendiger Teil der Einen Heiligen Allgemeinen und Apostolischen Kirche, beseelt von dem einen und gleichen Geist des Herrn, fühlte in sich das lebendige und gottgeistige Bestreben nach Einheit, sowohl des Unsichtbaren des Glaubens, des Geistes und des Herzens als auch nach der Einheit des Sichtbaren der äußeren Verfassung, als sie durch die Anstrengungen seines göttlich weisen Aufklärers des Heiligen Sava ein unabhängiges Serbisches Erzbistum gründete und einrichtete, um so die Gebiete zu vereinigen, die sein ruhmreicher Vater Stefan Nemanja in einem Staat geeint hatte.[44]

42 Die sechs kirchenrechtlichen Gebiete der Serbisch-Orthodoxen Kirche, die letztlich formell bis 1931 bestanden, waren (1) das Belgrader Patriarchat mit fünf Eparchien, (2) das Patriarchat von Sremski Karlovci mit sieben Eparchien, (3) die autonome Metropolie von Cetinje mit drei Eparchien, (4) die Metropolie Bukowina-Dalmatien mit zwei Eparchien, (5) Bosnien-Herzegowina mit vier, ab 1925 fünf Eparchien sowie (6) die sieben weiteren Eparchien im sogenannten Altserbien und Südserbien, dem Kosovo und Makedonien. Drag. Stranjaković: Ujedinjenje Srpske pravoslavne crkve i obnova Pećke patrijaršije 1918.–1922. god. [Die Vereinigung der Serbisch-Orthodoxen Kirche und die Erneuerung des Patriarchats von Peć 1918–1922]. In: Glasnik Srpske Pravoslavne Crkve [Bote der Serbischen Orthodoxen Kirche] 4 (1962) H. 43, S. 140–146; Radomir M. Milošević: Srpska Pravoslavna Crkva u vremenu i prostoru [Die Serbisch-Orthodoxe Kirche in Raum und Zeit]. Smederevo 2009, S. 91.

43 Ausführlich dazu: Veljko Đurić Mišina: Prilozi za istoriju Srpske pravoslavne crkve [Beiträge zur Geschichte der Serbisch-Orthodoxen Kirche]. Knj. 1. Leposavić 2006, S. 17–35; Thomas Bremer: Ekklesiale Struktur und Ekklesiologie in der Serbischen Orthodoxen Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Würzburg 1992, S. 108.

44 Odluka Svetog Arhijerejskog Sabora doneta 30.8./12.9.1920 u Sremskim Karlovcima o podizanju autokefalne ujedinjene Pravoslavne Srpske Crkve na stupanj i položaj patrijaršije [Entscheidung des Heiligen Bischofskonvents erlassen am 30.8./12.9.1920 in Sremski Karlovci über die Erhöhung der autokephalen vereinigten Orthodoxen Serbischen Kirche in den Rang und die Stellung eines Patriarchats]. Zitiert nach: Rajko L. Veselinović:

Trotz der beteuerten Einheit kam es bereits im Anschluss daran zu Kompetenzgerangel zwischen Staat und Kirche: Die Bischofsversammlung wählte am 28. September den Erzbischof von Belgrad und Metropoliten von Serbien, Dimitrije (Pavlović, 1846–1930), zum neuen Patriarchen. Die Regierung erkannte die Wahl jedoch nicht an. Hier wollte man zuerst staatlicherseits ein Wahlgesetz erlassen, das dem Staat Einflussmöglichkeiten auf den Wahlprozess (Einberufung der Wahlversammlung, Auswahl der Kandidaten etc.) sicherte. Erst als die Regierung am 23. Oktober ein Interimstatut für das Patriarchat und eine Wahlordnung erlassen hatte, ließ man am 12. November 1920 erneut Bischof Dimitrije in Belgrad zum Patriarchen wählen. Der König bestätigte nun die Wahl, woraufhin man den Gewählten feierlich in der Kathedrale von Belgrad inthronisierte.[45] Es dauerte jedoch noch fast vier weitere Jahre, bis man Dimitrije im August 1924 auf den historischen Patriarchenthron von Peć setzte. Erst damit galt der Patriarch als mit allen traditionellen Insignien der kirchlichen Macht ausgestattet und symbolisch in die Kontinuität des wichtigsten Zentrums der Serbisch-Orthodoxen Kirche gestellt, von dem aus vom 13. bis ins 15. Jahrhundert und erneut vom 16. bis 18. Jahrhundert die Geschicke der autonomen Serbisch-Orthodoxen Kirche gelenkt worden waren.[46] Die Gründe für den langwierigen und holprigen Weg der Inthronisierung des Patriarchen sind in der serbischen Historiographie umstritten.[47] Einerseits waren Staat und Kirche bestrebt, hierfür auch vom Berg Athos zahlreiche historische Symbole der mittelalterlichen Staatskirche zusammenzutragen – Fahnen, Ikonen, Gewänder und Reliquien. Das nahm einige Zeit in Anspruch. Die Wiederholung der Patriarchenwahl von 1920 und die zeitliche Verzögerung aller kirchlichen Integrationsprozesse verweisen andererseits jedoch auf erhebliche Zielkonflikte zwischen einflussreichen Akteursgruppen

Ujedinjenje pokrajinskih crkava i vaspostavljanje Srpske Patrijaršije [Die Vereinigung der Regionalkirchen und die Gründung des Serbischen Patriarchats]. In: Srpska pravoslavna Crkva 1920–1970, S. 13–35, hier: Prilog I, S. 27: „Srpska Crkva, kao osvećeni i živi deo Jedne Svete Sveopšte i Apostolske Crkve, zadahnuta jednim i istim Duhom Gospodnjim, osećala je u sebi živo Bogoduhovenu težnju za jedinstvom, kako nevidljivim vere, duha i srca, tako i za jedinstvom vidljivim spoljašnjega ustrojstva, kada je nastojanjem Bogomudroga prosvetitelja svoga Svetoga Save osnovala i uredila jednu nezavisnu Srpsku Arhijepiskopiju ujednivši tako u jednu crkvenu oblast sve oblasti koje je slavni roditelj njego, Stefan Nemanja u jednu državu ujedinio."

45 Blagota Gardašević: Organizaciono ustrojstvo i zakonodavstvo pravoslavne Crkve između dva svetska rata [Organisationsstruktur und Gesetzgebung der orthodoxen Kirche zwischen den zwei Weltkriegen]. In: Srpska pravoslavna Crkva 1920–1970, S. 37–64, hier: S. 42–47; Stranjaković: Ujedinjenje Srpske pravoslavne crkve, S. 142.

46 Vgl. Veselinović: Ujedinjenje pokrajinskih crkava, S. 13–35.

47 Vgl. Đurić Mišina: Prilozi. Knj. 1, S. 11–13.

in Staat und Kirche, die vor allem durch Obstruktion anstatt durch Kompromissbereitschaft versuchten, ihre Interessen durchzusetzen.

Im langwierigen Vereinigungsprozess zeigte sich, dass Strukturen, die vermeintlich seit Jahrhunderten zusammengehörten, keineswegs auch unproblematisch zusammenwuchsen. Es kam zu kirchenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Serben vor allem aus Serbien, den sogenannten *Srbijanci* (Serben aus „Kernserbien" von vor 1912) oder auch *Šumadinci* (abgeleitet vom Namen der waldreichen Mittelgebirgsregion im südlichen Zentralserbien, der Šumadija), und auf der anderen Seiten jenen aus der ehemaligen Habsburgermonarchie, von jenseits der Flüsse Save, Donau und Drina, den sogenannten *Prečani* (abgeleitet vom Serbischen *od preko reke* [von jenseits des Flusses]). Diese Konfliktstellungen spiegelten dabei sogar Teile der Auseinandersetzungen des serbisch-kroatischen Antagonismus (Föderalismus vs. Zentralismus) wider. Zudem brachen entlang altbekannter Linien bald erneut Konflikte aus: Zwischen Laien und Geistlichen, zwischen der niederen Pfarrgeistlichkeit und der Kirchenhierarchie wie auch zwischen Staat und Kirche. Dabei trat klar hervor, dass unter orthodoxen Gläubigen aus ehemals habsburgischen respektive serbischen/montenegrinischen Gebieten traditionell unterschiedliche Auffassungen von dem vorherrschten, was die Kirche im Kern ausmache, wer in ihrem Innern worüber bestimme und welcher Einfluss dem Staat darin zukommen sollte – normative Überzeugungen davon also, wie die Kirchenverfassung und das Staatskirchenrecht gestaltet werden sollten.

Ein stark autonomes Kirchenverständnis, das eine hohe Laienbeteiligung von den Kirchgemeinden bis in höchste Eparchialebenen mit weitgehend unabhängig vom Staat agierenden kirchlichen Einrichtungen kombinierte, wie es in den ehemals habsburgischen Gebieten[48] entwickelt war, war im vormaligen Königreich Serbien unbekannt und von der dortigen Staats- und Kirchenführung nicht gewollt. Laiendominierte Kirchenstrukturen verstand man in Belgrad als einen „falschen" und „protestantischen Geist", den das katholische Imperium in die orthodoxe Kirche eingeführt hatte.[49]

Bald nach der Patriarchenwahl 1920 begann das Patriarchat die administrativen und juristischen Prozesse zu vereinheitlichen und zu zentralisieren. Die Kirchenverfassungen der übrigen Eparchien glich man bis zum Erlass einer allgemeinen Kirchenverfassung bereits vorläufig an den Standard aus dem Königreich Serbien an, konkret an das Gesetz über die Kirchenverwaltung von 1910. Kirchgemeinden und Eparchialräte als autonome

48 Dazu gehörten sieben Eparchien um die Metropolie von Sremski Karlovci, zwei Eparchien in Dalmatien und die vier Eparchien in Bosnien-Herzegowina.

49 Vgl. Dragan Pantić: Srpska pravoslavna crkva u Kraljevini Jugoslaviji, S. 64f.

Selbstverwaltungsorgane der Kirche wurden ersatzlos gestrichen, dafür installierte man in Sremski Karlovci einen Obersten Verwaltungsrat (Veliki upravni savjet), der aus 16 Mitgliedern bestand – aus sechs vom Religionsminister ernannte Laien sowie dem Patriarchen, vier Bischöfen, einem Klostervorsteher und drei Priestern. Gegen diesen Erlass regte sich erheblicher Widerstand vor allem aus ehemals habsburgischen Gebieten.[50] Anstelle von Hunderten von Laienvertretern in den Kirchgemeinde- und Eparchialräten der Vorkriegszeit trat in Sremski Karlovci nun nur noch eine Handvoll verantwortlicher Laien. Anstelle von 60 bis 70 Prozent Laien, die wiederum von Laien gewählt worden waren, sollten nun nur einige wenige vom Staat ernannte Laien über einen beschränkten Kompetenzrahmen des Verwaltungsrates der Kirche mitentscheiden. Im Gegensatz zum gänzlich neuen allgemeinen Männerwahlrecht, welches das Königreich auf staatlicher Ebene eingeführt hatte, schränkte die Kirchenordnung die Partizipation der Gläubigen in der kirchlichen Verwaltung erheblich ein.

Vor allem bosnische Kirchenvertreter taten sich in den Auseinandersetzungen um eine autonome und von Laien dominierte Kirchenverwaltung hervor. Savo Ljubibratić (1876–1962), ein ehemaliger bosnischer Landtagsabgeordneter und Mitglied des Sarajevoer Eparchialrates, der wie viele andere Mitglieder der serbischen Eliten 1914 vom habsburgischen Militär interniert worden war, veröffentlichte 1925 ein Verfassungskonzept für eine stark von Laien dominierte Serbisch-Orthodoxe Kirche.[51] Obwohl der Entwurf breite Aufmerksamkeit erfuhr, diskutierten ihn hohe Kirchenkreise nie offiziell. Zudem kämpfte Jovo Tuta (geb. 1875 in Mostar), einer der obersten Laienvertreter aus Bosnien-Herzegowina, jahrelang gegen eine, wie er immer wieder schrieb, „rückständige Klerikalisierung“ und „Autokratisierung“ und damit gegen die Aushöhlung der Volkskirche. Er ließ 50 Exemplare des Verfassungsentwurfes von Ljubibratić, das sogenannte „Lex Ljubibrati“, ankaufen und verbreiten.[52] In der politischen Auseinandersetzung wandte sich Tuta wiederholt an das Religionsministerium und an die Nationalversammlung in Belgrad. Die Parlamentarier in Belgrad bat er im April 1922 um den Schutz der Volkskirche vor den autokratischen Bestrebungen der Bischöfe:

50 Vgl. Gardašević: Organizaciono ustrojstvo i zakonodavstvo pravoslavne Crkve, S. 47.

51 Savo Ljubibratić: Nacrt Ustava i samoupravno uređenje Srpske pravoslavne crkve [Verfassungsentwurf und autonome Organisation der Serbisch-Orthodoxen Kirche]. Sarajevo 1925.

52 Notiz darüber in AHNKŽ, Zbirka pisama porodice Tuta (i. F.: ZPT; Briefsammlung der Familie Tuta) 44/1925. Vgl. zum Verfassungsentwurf: Sonja Dujmović: Srpska pravoslavna crkva u Bosni i Hercegovini, S. 132.

> Unsere Kirche ist eine *Volkskirche* und weder eine Bischofs- noch eine Patriarchatskirche. Und sie möchte eine solche auch bleiben. Das serbisch-orthodoxe Volk ist in den hiesigen Ländern [Bosnien und Herzegowina] an eine viel bessere, liberalere, fortschrittlichere und modernere Religionsverwaltung gewöhnt, an der das ganze Volk den höchsten Anteil nahm.[53]

Im Dezember 1922 konferierten kirchliche Laien aller orthodoxen Verwaltungsgremien in Sarajevo, um ein gemeinsames Vorgehen gegen die „Autokratie" der Bischöfe und des Religionsministeriums in Belgrad zu koordinieren.[54] Auch ihre Beschlüsse blieben weitgehend ohne Echo im Religionsministerium und unter den Mitgliedern der orthodoxen Hierarchie. Daher setzte sich unter Vertretern der orthodoxen Laien aus Bosnien zu Beginn der 1920er-Jahre die Überzeugung durch, dem Volk und der Kirche werde im eigenen Staate eine rückständige statt einer progressiven Ordnung übergestülpt. Man beklagte, der Kirche werde die demokratische Beteiligung von oben genommen. Wiederholt forderten Tuta und andere Laien die Einberufung einer Volkskirchenversammlung („veliki narodni crkveni sabor"), die, wie Tuta schrieb, „vielleicht heute im vereinigten Vaterland nötiger [sei], als jemals zuvor".[55]

Trotz heftiger Proteste in vielen Teilen des Landes und trotz zahlreicher Gesetzesvorschläge konnten Kirche und Staat sich bis Ende der 1920er-Jahre weder auf ein allgemeines Staatskirchenrecht noch auf eine Kirchenverfassung einigen. Erst nach dem Erlass der Königsdiktatur im Januar 1929 beschloss das Königreich Jugoslawien ein „Gesetz über die Serbisch-Orthodoxe Kirche",[56] auf das 1931 nach der staatlichen Verfassungsänderung[57] die „Verfassung der Serbisch-Orthodoxen Kirche"[58] folgte. Beide Gesetzestexte definierten die Kirche weitgehend zentralistisch und gewährten nur wenige

53 Jovo Tuta als Vorsitzender des Eparchialen Verwaltungs- und Schulrates in Mostar an die Nationalversammlung in Belgrad, 9./22. April 1922; AHNKŽ, ZPT 6/1922; Hervorhebungen im Original: „Naša je crkva *narodna*, a nije ni episkopska ni patrijaršijska, pa hoće takva i da ostane. Srpski pravoslavni narod u ovim krajevima vičan je mnogo boljem, liberalnijem, naprednijem i savremenijem vjerskom uređenju, u kome je sav narod uzimao najvišega učešća."

54 Vgl. Sonja Dujmović: Srpska pravoslavna crkva u Bosni i Hercegovini, S. 132.

55 Jovo Tuta an den Obersten Kirchlichen Verwaltungsrat (Veliki upravni savjet) in Sremski Karlovci, 18./31. Dezember 1923; AJ 69-264-397/6d: „[…] koji je možda danas u ujedinjenoj otadžbini potrebniji nego ikad prije."

56 Zakon o Srpskoj Pravoslavnoj Crkvi [Gesetz über die Serbisch-Orthodoxe Kirche], 8.11.1929. In: Službene novine Kraljevine Jugoslavije [Amtsblatt des Königreiches Jugoslawien] 269 (16. November 1929).

57 Ustav Kraljevine Jugoslavije [Verfassung des Königreiches Jugoslawien]. In: Službene novine Kraljevine Jugoslavije 200 (3. September 1931).

58 Ustav Srpske Pravoslavne Crkve [Verfassung der Serbisch-Orthodoxen Kirche]. In: Službene novine Kraljevine Jugoslavije 275 (24. November 1931).

Laienrechte. Die Beziehung der Kirche zum Staat war von starker Unterordnung und Kontrolle geprägt. Sie ließ der Kirche wenig autonome Befugnisse, etwa in der Bildung.[59]

Neben den Auseinandersetzungen auf normativer Ebene machten sich Geistliche und Laien konkrete Gedanken zur religiösen Erneuerung. Beispielsweise beschäftigte sich die Kirchenhierarchie schon im April 1920 mit der Idee, Landjugendklubs nach nordamerikanischem Vorbild zu gründen, in denen Geistliche gemeinsam mit Ökonomen an der Verbreitung „fortschrittlicher Ideen" in „erzieherischer, landwirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht" wirken sollten.[60] Die Konzepte offenbarten dabei oft auch recht ernüchternde Diagnosen der jugoslawischen Nachkriegsgesellschaft. Ein Beispiel stellen die Bildungsbestrebungen der Bruderschaft des Heiligen Sava (Bratstvo Svetog Save) dar, einer von Laien und Geistlichen gleichermaßen getragenen Vereinigung. Die Gesellschaft veröffentlichte ab 1925 in Sarajevo die Zeitschrift *Bratstvo* (Bruderschaft). Sie trug den Untertitel: Blatt für religiöse und nationale Aufklärung.[61] Besonderen gesellschaftlichen Bedarf sahen die Herausgeber in der inneren religiös-moralischen Missionsarbeit. Ihrer Ansicht nach hatte der Weltkrieg

> die Geister erschüttert, die Ordnungen zerstört und verschiedene zwischenmenschliche Beziehungen geschwächt oder zerstört. Das christliche Bewusstsein und die menschlichen Gefühle wurden während des Krieges stark beansprucht und ermüdeten und erlahmten. Es erwachten und entflammten egoistische Gefühle und die niedrigsten Instinkte. Es entstand eine große Gleichgültigkeit gegenüber den Idealen der Menschheit und gegenüber allen religiösen und nationalen Heiligtümern. Man achtet nun das irdische mehr als das himmlische Reich, himmlische Güter opfert man den irdischen.[62]

59 Vgl. Bremer: Ekklesiale Struktur und Ekklesiologie, S. 109f.

60 Arhiepiskop Beogradski, Mitropolit Srbije: Svima okružnim protojerejima i sreskim namesnicima [An alle Bezirks-Protopresbyter und Kreis-Kirchenvertreter]. 16./29.4.1920. In: Zoran Ranković, Miroslav Lazić (Hg.): Uredbe i propisi Mitropolije Beogradske [Bestimmungen und Vorschriften der Metropolie Belgrad]. Bd. 4: 1894–1920. Požarevac 2011, S. 316.

61 Vgl. zur Zeitschrift: Branko A. Cisarž: Crkvena štampa, S. 148f.

62 Bratstvo Sv. Save. In: Bratstvo. List za vjersko i narodno prosvjećivanje [Bruderschaft. Blatt für religiöse und nationale Aufklärung] 1 (1925) H. 1, S. 1–5, hier: S. 2: „[…] naročito sada poslije svjetskoga rata, koji je duhove potresao, poretke poremetio i razne međusobne odnose olabavio ili poništio. Svijest hrišćanska i osjećaji ljudski bili su tokom rata jako napregnuti, pa su se zamorili ili iscrpuli. Probudili su se i razbuktali sebični osjećaji i najniži instinkti. Nastala je velika ravnodušnost prema idejalima čovječanstva i prema svim vjerskim i nacionalnim svetinjama. Sada se više cijeni zemaljsko, nego nebesno carstvo; nebesna blaga se žrtvuju zemaljski […]."

Auch warnte die Gesellschaft vor „fremden" religiösen Bewegungen – ein Thema, das im Zwischenkriegs-Jugoslawien häufig skandalisiert wurde: „Die durstige nationale Seele sehnt sich danach zu trinken und ihren Durst zu stillen. Diesen Durst kann sie jedoch nur an den Quellen lebendigen Wassers stillen, die nie versiegen."[63] Die Verfasser mahnten, dass das serbische Volk „nur zwei heilige Quellen" besitze, „zwei Evangelien" – nämlich ein religiöses und ein nationales, die Heilige Schrift und „unser nationales Evangelium: unsere nationalen Geisteswerke (*umotvorine*)".[64] In diesem national-religiösen Amalgam sah man das probateste Mittel gegen vermeintliche Bedrohungen von Seiten der katholischen Kirche und verschiedener Freikirchen.[65] Hierfür reaktivierten und erneuerten weltliche und kirchliche Nationalisierer auch Narrative aus den Volksepen: So habe sich Zar Lazar am Abend vor der Schlacht auf dem Kosovo 1389 bewusst für das himmlische statt für das irdische Reich entschieden.[66] Mit diesem Mythos verknüpfte man nun jenen von der Auferstehung des serbischen Volkes seit den Aufständen Anfang des 19. Jahrhunderts unter Đorđe Petrović, genannt Karađorđe (1762–1817). Insgesamt habe das serbische Volk das jahrhundertelange Märtyrertum angenommen, überzeugt, es sei besser, „den Kopf zu verlieren als sich an der eigenen Seele zu versündigen".[67] In „übermenschlichen Leiden und Verlusten"[68] habe das serbische Volk sein Golgatha durchschritten und das Licht der Auferstehung bis ins Jahr 1918 erwartet, als endlich „die lang ersehnte und erwartete paradiesische Sonne der Freiheit uns beschien und verklärte."[69] An solche, 1925 bereits wohlbekannten Geschichtsbilder band die Gesellschaft konkrete gesellschaftliche Forderungen, die deutlich von ihrer Ernüchterung nach der „Auferstehung" zeugten:

> Daher brauchen wir nun in Freiheit und in Frieden mutige Helden – moralische Heroen, – die gegen jede Gesetzlosigkeit kämpfen werden, gegen Un-

63 Ebenda: „Žedna narodna duša traži da se napoji i da ugasi svoju žeđ. Ta žeđ se može utoliti samo na izvorima žive vode, koje ne presahnjuje."
64 Ebenda.
65 Vgl. Buchenau: Auf russischen Spuren, S. 211–221.
66 Zum serbischen Kosovo-Mythos vgl. etwa: Radmila Radić: Der Serbische Kosovomythos. In: Joachim Bahlcke, Stefan Rohdewald, Thomas Wünsch (Hg.): Religiöse Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa. Konstitution und Konkurrenz im nationen- und epochenübergreifenden Zugriff. Berlin 2013, S. 823–832.
67 Bratstvo Sv. Save. In: Bratstvo. 1 (1925) H. 1, S. 3: „Da je bolje izgubiti glavu nego svoju ogriješiti dušu."
68 Ebenda: „kroz mnoge nadčovečanske patnje i stradanja".
69 Ebenda [im Original mit markierter Syntax]: „Granulo je i ozarilo nas dugo žuđeno i očekivano rajsko sunce slobode."

> moral und Korruption jeder Art sowie gegen aufgezwungene „Freunde“ und falsche Propheten […] Wir sind überzeugt, dass alle Hindernisse beräumt und alle unterschiedlichen nationalen, staatlichen, religiösen und kirchlichen Fragen glücklich gelöst werden, wenn wir die nationalen und religiösen Heiligtümer bewahren und auf der moralischen Höhe bleiben und wenn wir die ererbten moralischen Werte […] nicht nur bewahren, sondern auch vermehren.[70]

Nach seinem Golgatha und seiner Auferstehung sollte das „ewige und himmlische Serbien“ im Jetzt und Hier verwirklicht werden. Dazu galt den Herausgebern der Kampf gegen Gesetzlosigkeit, Unmoral, Korruption und falsche Propheten als wichtiges Mittel.

Die Zahl der programmatischen Schriften, visionären Reden und Konzeptpapiere in den frühen 1920er-Jahren täuscht im Rückblick leicht über die wachsende Ungeduld wegen der ungelösten sozialen Probleme hinweg. Der Fortschritt im Land ließ in vieler Hinsicht auf sich warten. Bereits ab Mitte der 1920er-Jahre setzte sich unter vielen Gläubigen die Überzeugung durch, dass die Befreiung von der katholischen Fremdherrschaft, die Vereinigung und Wiederauferstehung der mittelalterlichen Kirche und des serbischen Staates kaum eine Hebung der christlichen Moral gezeitigt hatten. Auch war lediglich im staatlich öffentlichen Raum von einem Aufschwung im Sinne breiterer Präsenz orthodoxen religiösen Lebens zu sprechen. Eine orthodox legitimierte und der orthodoxen Kirche erhebliche Privilegien bietende staatliche Herrschaft führte offensichtlich nicht zu mehr, sondern eher zu weniger Vergesellschaftung im kirchlichen Rahmen. Zudem schwächte die faktische Abschaffung der Laienautonomie in den 1920er-Jahren und ihre normative Bestätigung in der Kirchenverfassung von 1931 die Vergesellschaftung breiterer Bevölkerungskreise im kirchlichen Rahmen. Teils kam es in Bosnien wie in den 1890er-Jahren sogar erneut zu Kirchenstreiks von Laien. Auch verstärkten unterschiedliche politische Lager die Differenzierung innerhalb der Glaubensgemeinschaft.

Auch im religiösen Bereich meldeten sich vermehrt Stimmen, die mehr von kirchlich-moralischem Niedergang als von Aufschwung sprachen. Die Kirchenleitung konstatierte etwa wiederholt eine Zunahme von sogenannten „wilden Ehen“ seit Kriegsende und probierte verschiedene Mittel dagegen

70 Ebenda, S. 5: „Za to su nam sada u slobodi i u miru potrebni hrabri junaci – moralni heroji, – koji će se boriti protiv svakoga bezakonja, nemorala i korupcije svih vrsta i protiv nametnutih ‚prijatelja‘ i lažnih proroka, koji dolaze zaobilaznim putevima, pa naš dobri narod obmanjuju lijepim riječima i praznim obećanjima. Uvjereni smo, da će se sve smetnje ukloniti i sva razna nacionalna, državna, vjerska i crkvena pitanja sretno riješiti, ako sačuvamo nacionalne i vjerske svetinje i ostanemo na moralnoj visini i ako naslijeđene moralne vrijednosti […] ne samo sačuvamo nego i umnožimo.“

aus.[71] Zunehmend verglichen etwa bosnische Priester ihre schlechte materielle Lage vorsichtig mit der mitunter besseren unter habsburgischer Verwaltung. Auf eine Umfrage der Mostarer Eparchialleitung aus dem Jahre 1933, die nach der Verbreitung von Sekten sowie dem „religiös-moralischen Zustand des Volkes" forschte, erklärten die Pfarrer meist wenig konkret, es gebe kaum Sekten und alles sei mehr oder minder auf einem guten Weg. Lediglich der Pfarrer der orthodoxen Gemeinde von Ston an der Adria nutzte die Umfrage für eine schonungslose Abrechnung mit seiner Gemeinde:

> Nach meiner Wahrnehmung ist das religiös-moralische Bewusstsein bei unseren hiesigen Orthodoxen sehr schwach oder existiert nicht. Dies motiviert sich aus meiner Sicht durch Folgendes: Der Glauben ist schwach, Liebe gibt es keine und uns bleibt nur die Hoffnung auf Besserung. Niemand der Unsrigen sehnt sich nach der hl. Liturgie und anderen Gottesdiensten, weil er ein Bedürfnis spürt, sondern aus dem reinen pharisäischen Gefühl, dass die Anderen sie sehen wenn sie zum Gottesdienst gehen.[72]

Auch wenn die Aussage keinesfalls repräsentativ für alle Gemeinden war, sprach aus ihr doch erhebliche Ernüchterung über das religiöse Leben von orthodoxen Serben im geeinten Jugoslawien.

Fazit

Die konfessionell spezifischen Erfahrungen orthodoxer Serben im „Großen Krieg" prägten ihre kollektiven Utopien für die Nachkriegszeit. Für orthodoxe Serben war das Ende des Krieges, der Zusammenbruch der Habsburgermonarchie und die Gründung des jugoslawischen Staates ein befreiender Moment, der zahlreiche gesellschaftliche Visionen hervorbrachte. Die große Wirkmächtigkeit der Utopien, ihre beinahe alle gesellschaftlichen Bereiche

71 Vgl. zur Einschätzung der Lage und der Mittel gegen „wilde Ehen": Geistliches Gericht des Erzbistums Belgrad an alle Prota, 8. August 1921, sowie Patriarchat der Serbischen Orthodoxen Kirche an alle Prota und Klostervorsteher im Land, 9. Dezember 1921. In: Zoran Ranković, Miroslav Lazić (Hgg.): Odluke i rešenja Sabora, Sinoda i Eparhije braničevske [Entscheidungen und Erlässe des Bischofskonvents, der Synode und der Eparchie von Braničevo]. Bd. 5: 1920–1925. Požarevac 2012, S. 62 , S. 82f.

72 Serbisch-orthodoxer Gemeindepfarrer in Ston, A. Cvitanović, an die Bischofsvertretung in Dubrovnik, 10./23. August 1933; AHNKŽ, Pravoslavno arhijerejsko namjesništvo dubrovačko 581/1933: „Po mojim opažanjima, religisko-moralna svest, kod ovdašnjih naših pravoslavaca, je vrlo slaba ili ne postoji. Ovo motivišem sledećim. Vera je slaba, ljubavi nema, a nama ostaje jedino nada na popravljene. Niko od naših ne žudi za sv. liturgijom i drugim bogosluženjima zato, što oseća potrebu, već iz čisto farisejskih osećanja, da ih drugi vide da oni odu na bogosluženje."

betreffende Reichweite und Sakralität bedingten auch die Unkonkretheit der Vorstellungen davon, wie das neue, geeinte Land, die neue, geeinte Kirche und die neue Gesellschaft tatsächlich aussehen sollten und wie dies zu erreichen war. Letztlich konnte sich selbst die Serbisch-Orthodoxe Kirche als die privilegierteste Kirchenorganisation des neuen Staates auch nach einem Jahrzehnt nicht von den Folgen des Krieges erholen. So waren etwa in der Herzegowina, in der selbst kaum Kriegshandlungen stattgefunden hatten, noch Mitte der 1920er-Jahre rund ein Drittel der Pfarrstellen vakant.[73] Aufgrund der hohen Erwartungen und mannigfaltigen Visionen für die Zukunft waren die Frustrationen über mangelnde Fortschritte im kirchlichen und religiösen Leben in den 1920er-Jahren vielerorts spürbar. Dazu trug erheblich bei, dass diverse kirchlichen Traditionen auch in hohen orthodoxen Kreisen kaum geachtet wurden; die letztlich allein vom kirchlichen Zentrum oktroyierte Kirchenverfassung von 1931 war ein Ausweis dessen. Auch im kirchlichen Rahmen suchten die entscheidenden Akteure selten nach offenen Diskussionen, Kompromissen oder gar Konsens. Häufig blieb Obstruktion der gegnerischen Gruppe das Mittel zur Durchsetzung der eigenen Interessen. Damit litt das erste Jugoslawien schon Mitte der 1920er-Jahre an den Enttäuschungen serbisch-orthodoxer Bevölkerungskreise, selbst jener ethno-konfessionellen Gruppe also, die der neuen Zeit im neuen und eigenen Staat 1918 am hoffnungsvollsten entgegengeblickt hatte.

"The Symbols of Our Liberation, Unification and Resurrection". Visions and Historical Concepts of Serbian Orthodox Circles at the End of the Great War

(Abstract)

Heiner Grunert

The Serbian people and Serbian Orthodoxy considered themselves from 1914 onward as the heroic victims of the Great War. Serbia bore one of the highest numbers of war dead in World War I and even within the Habsburg monarchy, Serbs had been collectively regarded as enemies since the beginning of the war. Therefore, Serbs regarded the war as an unequal and forced destruction

73 Berechnungen auf Basis von: Šematizam Istočno pravoslavne srpske patrijaršije. Po podacima iz 1924. godine [Schematismus des Orientalischen orthodoxen serbischen Patriarchats. Nach den Daten von 1924]. Sremski Karlovci 1925.

campaign against their people, their faith and their institutions. In sacralized language one spoke of the Serbian Golgotha.

The suffering and the perception of being a collective sacrifice increasingly gave rise to visions, utopias and plans for shaping the future of society. Along with the present suffering, future redemption was an often-occurring religious concept.

The present contribution traces the expectations, visions and future designs put forth by the Serbian church: from the dusk of a new era to the hoped-for resurrection of the people, the state and the church; from hoping for the overcoming of "modern" divisions of state and church all the way to the daily disillusionments and the years of struggle towards uniting the church.

Rückbesinnung und Zukunftsvisionen. Das Reformationsjubiläumsjahr 1917 und der ungarische Protestantismus

LAJOS SZÁSZ

Jubiläen bieten in der Regel Gelegenheit zur Rückbesinnung und zur Verstärkung der eigenen Identität. Im vierten Jahr des Weltkriegs beschäftigte die Protestanten in Ungarn jedoch eher die Zukunft. Dieser Aufsatz setzt sich mit den damaligen Visionen und Zukunftsplänen auseinander. Da das Jubiläum die Protestanten bereits vor 1917 beschäftigte, wird sich die Untersuchung auf zwei Perioden konzentrieren. Im ersten Teil werden die kirchlichen Pläne dargestellt, die zwischen dem Kriegsanfang und etwa 1916 entstanden. Nach der Untersuchung dieses bedeutungsvollen Wendepunkts werden die im Jubiläumsjahr 1917 konzipierten Visionen erläutert. Die wichtigsten Forschungsfragen dabei lauten: Inwiefern hat der Krieg die Zukunftsvisionen der Kirchen beeinflusst? Gab es Kontinuitäten zwischen den Zukunftsvorstellungen der Vorkriegszeit und der Nachkriegszeit? Gab es einen gesamtprotestantischen Konsens die Zukunft betreffend? Wenn dieser nicht vorhanden war, welche Gruppierungen oder Richtungen lassen sich innerhalb des ungarischen Protestantismus identifizieren?

Protestantische Zukunftspläne am Anfang des Weltkriegs

Es ist wohl bekannt, dass die Kirchen den Krieg im Allgemeinen unabhängig von konfessionellen Unterschieden begrüßt haben.[1] Die nationale Begeisterung wurde von den Kirchen mit einer christlichen Deutung des Krieges untermauert. So sprachen die Pfarrer und Theologen auch in Ungarn – abgesehen von einigen kritischen Äußerungen – über „blutigen Kampf, grausame

1 Gerhard Besier: The Great War and Religion in Comparative Perspective. Why the Christian Culture of War Prevailed over Religiously-Motivated Pacifism in 1914. In: Kirchliche Zeitgeschichte/Contemporary Church History 28 (2015) H. 1. S. 21–62.; Wolfgang J. Mommsen: Der Erste Weltkrieg. Frankfurt a. M. 2004, S. 168.

Abrechnung, heiligen Krieg".[2] Und umgekehrt: Diese Begeisterung, die die ersten Kriegsjahre erheblich prägte, beeinflusste die kirchliche Gedankenwelt der Zeit stark. Die kirchliche Rhetorik nahm das Vokabular der Militärsprache an. Deshalb wurden beispielsweise in einem kirchlichen Blatt die neuen Missionsgemeinden als „Wachposten" gedeutet.[3]

Die kirchlichen Visionen und Zukunftspläne des Kriegsbeginns spiegeln den allgemeinen Optimismus und die Kriegseuphorie wider. Man rechnete in Ungarn mit dem raschen Sieg der Mittelmächte, dem eine mindestens wirtschaftlich und kulturell aufgefasste Expansion folgen sollte. Auch auf kirchlicher Seite hielt man den zukünftig siegreichen 30 Millionen Einwohner starken ungarischen Nationalstaat für selbstverständlich.[4] Als die nationale Begeisterung ihren Höhepunkt erreichte, sahen die ethnisch fast ausschließlich magyarischen Reformierten eine gute Gelegenheit, ihre nationalen Gefühle hervorzuheben. Sie bezeichneten sich gern schon in den vorausgehenden Jahrzehnten als Kirche der „magyarischen Religion".[5] Anders war es bei den Lutheranern, die zwar in einer Kirche vereinigt, aber aus Vertretern unterschiedlicher Nationalitäten zusammengesetzt waren.[6]

Am Anfang fassten die ungarischen Protestanten den Krieg als Kampf zwischen den protestantischen Weltmächten auf, in dem die katholischen Völker eher eine untergeordnete Rolle spielten. Diese Auffassung diente als Beweis für die schon existierende Idee der grundlegenden Überlegenheit der evangelischen Völker. Sie planten dementsprechend eine nachhaltige Zusammenarbeit mit dem deutschen Staat und dem deutschen Protestantismus. Wie die ungarische Öffentlichkeit generell, teilten die evangelischen Kirchen ebenfalls

2 Gyula Ferenczy: Der Krieg [A háború]. In: Debreceni Protestáns Lap [Debreciner Protestantisches Blatt] 31 (1914) H. 31, S. 481f, hier: S. 481: „[…] véres harc, kegyetlen leszámolás, szent háború […]." Die ungarischen Zitate gebe ich im Folgenden in eigener Übersetzung wieder.

3 A Bánátról [Über das Banat]. In: Debreceni Protestáns Lap 33 (1916) H. 9, S. 157–159, hier: S. 158: „őrhely".

4 Die Vision der 30 Millionen Ungarn wurde erstmals von Jenő Rákosi (1842–1929) bereits nach der Jahrhundertwende geträumt. Auf diese Vision hat man sich innerhalb der nationalistischen Szene in der ungarischen Öffentlichkeit bis zum Kriegsende oftmals berufen. Vgl. Ignác Romsics: A magyar birodalmi gondolat [Der ungarische Reichsgedanke]. In: ders. (Hg.): Múltról a mának [Über Vergangenheit für die Gegenwart]. Budapest 2004, S. 121–158.

5 Über die Beziehung zwischen Protestantismus und Nation in Ungarn vgl. Juliane Brandt: „Jesus und der Weltkrieg": Das Schicksal nationalen Gedankenguts des ungarischen Protestantismus im Ersten Weltkrieg. In: Martin Schulze Wessel (Hg.): Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation im östlichen Europa. Stuttgart 2006, S. 155–180.

6 In der Folge wird in Unterscheidung zum Begriff des „Ungarischen", der alle Untertanen der Stephanskrone bzw. des ungarischen Staates meint, für die betreffende ethnische Gruppe der Begriff des „Magyarischen" verwendet.

die Hoffnung, dass die Anzahl der Protestanten auf dem Balkan in der Zukunft wachsen würde. Bereits im Juli 1914 erschienen im *Debreceni Protestáns Lap* [Debreziner Protestantisches Blatt] die folgenden Gedanken:

> Wir sollten mit dem Licht des Evangeliums in die Dörfer und Städte unterschiedlicher Nationalitäten gehen. Wir sollten sogar die dunkelsten Gegenden des Balkans mit dem Licht des Evangeliums beleuchten. Dies wäre unsere wahre Berufung.[7]

Zwei Jahre später schrieb der berühmte reformierte Pfarrer in Buda, Benő Haypál (1869–1926), dass die ungarischen protestantischen Lehranstalten auf die Studierenden der Balkanländer einen ähnlichen Einfluss ausüben sollten wie die deutschen Universitäten auf die ungarischen Studenten:

> Jedes unserer Waisenhäuser, jedes unserer Mittel- und Hochschulinternate soll seine Türen für die bulgarischen, türkischen und serbischen Kinder und Jugendlichen öffnen. Budapest, Debrecen, Kolozsvár [dt. Klausenburg, rum. Cluj-Napoca], Pápa, Sárospatak, Miskolc, Nagykőrös, [Nagy]Enyed [dt. Straßburg am Mieresch, rum. Aiud] sollten für diese Jugendlichen ähnlich sein, wie es für uns Wittenberg, Jena, Heidelberg und Genf waren.[8]

Am Ende seines Aufsatzes fasst Haypál seine Gedanken so zusammen: „Wir können das Reformationsjubiläum so begehen, wenn wir das erhaltene Geschenk, das Evangelium, auf den Balkan mitbringen."[9] Das kompensatorische Minderwertigkeitsgefühl gegenüber den westeuropäischen evangelischen (Landes-)Kirchen und die nationalistische Überheblichkeit bezeichnen diese Vision. Der Verfasser hat sich für die ungarischen evangelischen Lehranstalten solche Anziehungskraft auf dem Balkan vorgestellt, wie sie bisher von den deutschen und schweizerischen Instituten in Richtung Ungarn bestand.[10]

---

7 Imre Baráth: A végzet leckéje [Die Lehre des Schicksals]. In: Debreceni Protestáns Lap 31 (1914) H. 30, S. 465–467, hier: S. 465: „Nekünk az evangéliom világosságával el kellene mennünk a különböző ajkú nemzetiségi falvak, városok lakói közé is. Sőt az evangéliom fényével be kellene világítanunk a legsötétebb balkáni tájakat is. Ez volna a mi igazi hivatásunk."

8 Benő Haypál: Nagy kérdések – apró megjegyzések [Große Fragen – kleine Anmerkungen]. In: Lelkészegyesület [Pfarrerverein] 9 (1916) H. 19, S. 327–331, hier: S. 329: „Minden árvaházunk, minden közép- és felsőiskolai internátusunk nyissa meg kapuját a bolgár, a török, a szerb gyerekek és ifjak előtt. Budapest, Debreczen, Kolozsvár, Pápa, Sárospatak, Miskolcz, Nagykőrös, Enyed, a többi mind legyenek ezekre az ifjakra nézve az, ami nekünk Wittenberg, Jéna, Heidelberg, Genf voltak."

9 Ebenda, S. 327: „A reformáció jubileumát úgy tudjuk megünnepelni, ha a Balkánra önzetlenül, a kapott ajándékot, az evangéliumot elvisszük."

10 Vgl. Márta Fata, Gyula Kurucz und Anton Schindling (Hgg.): Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an deutschen und österreichischen Hochschulen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Stuttgart 2006.

Diese überheblich-visionäre Denkweise stellte den Tenor öffentlicher Äußerungen bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1916 dar. Selbst kurz vor dem Kriegseintritt Rumäniens und dem Einmarsch in Siebenbürgen können wir ähnliche Visionen im Debreziner Protestantischen Blatt lesen:

> Ich bin kein Freund der Errichtung von Luftschlössern; jedoch sage ich aus, dass die in das serbische Land, bis Semendria [ung. Szemendria/Szendrő, sr. Smederevo im heutigem Serbien, damals Festungsstadt auf der Grenze zwischen Österreich-Ungarn und Serbien – L. Sz.] vorgerückten calvinistischen Wachposten in der Zukunft durch die vor uns eröffneten Türen des Balkans bis zu den evangelischen Wachen, wo einst die Vorfahren in Thessalonich und Philippi die Briefe des Apostel Paulus gelesen haben, schauen sollen. Und wie die Völker der finsteren Alten Welt durch die englische, holländische, schwedische und deutsche Mission in Beschlag genommen wurden, wird auch der ungarische Missionar seinen Wirkungsraum mit den Waffen des Evangeliums auf diesem Feld finden, auf dem seine ungarischen Ahnen ihre Kriegsäxte und Schwerter benutzt hatten.[11]

Diese visionäre Rhetorik verbindet die Erinnerungen an die sogenannten Ungarneinfälle des 9.–10. Jahrhunderts, als die heidnischen ungarischen Stämme in ganz Europa bis nach Byzanz Feldzüge geführt hatten, mit der Geschichte des Urchristentums und der neuzeitlichen evangelischen Weltmission. Der Verfasser gab damit eine dreifache Begründung für das ungarisch-protestantische Sendungsbewusstsein in der Balkanmission.[12] Diese dreifache Legitimierung eines zukünftigen ungarischen Vormarschs auf dem Balkan verrät einige Bestandteile dieser Art von nationalprotestantischer Denkweise.[13]

---

11 A Bánátról [Über das Banat], S. 158: „Nem vagyok barátja a légvárak építésének; de mégis vallom, hogy a szerb földre, Szemendriáig előre tolt kálvinista őrszemnek le kell tekinteni a jövőben a Balkán előttünk megnyílt kapuján át azokig az evangéliomi őrhelyekig, hol hajdan Pál apostol leveleit olvasták az ő thessalonika- és filippibeli evangéliomi ősei; s ha az óvilág sötétségben ülő népeit lefoglalták maguknak az angol, holland, svéd és német misszió: a magyar misszionárius is megtalálja működési terét az evangéliom fegyverével azokon a mezőkön, merre magyar ősei a harci bárdot és kardot forgatták."

12 Den Hintergrund für das wachsende protestantische Interesse an der Balkanmission bildeten die im Frühling 1916 in die Öffentlichkeit gelangende Nachrichten über die schon in Gang gesetzten Verhandlungen über die katholische Mission im Osmanenreich. Die Katholiken – selbst die Erzbischöfe von München und Gran (ung. Esztergom) waren in die Verhandlungen involviert – wollten die von französischen und italienischen Missionaren benutzten Immobilien für die eigene Missionstätigkeit bekommen. Auch die Katholiken begruben ihre missionarischen Absichten wegen der ernüchternden Ereignisse 1916. Vgl. József Galántai: Magyarország az első világháborúban [Ungarn in dem Ersten Weltkrieg]. Budapest 2001, S. 201–204.

13 In ähnlicher Weise argumentierte der lutherische Theologe Mátyás Szlávik (1860–1937), der die protestantische Mission im ganzen Morgenland forderte. Er knüpfte seine Ideen

Einerseits versucht der Verfasser den ungarischen Anspruch auf dieses Gebiet mit den vorchristlichen ungarischen Feldzügen zu legitimieren, andererseits dienen auch urchristliche (damit die Protestanten sich noch identifizieren konnten) und moderne protestantische missionarische Ereignisse als Muster der Rechtfertigung dieses Anspruchs. Man könnte auch spätere Feldzüge aus dem Mittelalter benennen, aber interessanterweise rückten nur diese vorchristlichen (oder besser: vorkatholischen) Ereignisse in den Vordergrund. Denn mittels dieser ungarisch-protestantischen Sichtweise konnte man die drei Faktoren in einer antikatholisch geprägten Geschichts- und Gegenwartsdeutung zusammenschließen.[14]

Natürlich kam auch die ungarische Nationalitätenfrage zur Sprache. Sie wurde aber in den ersten Kriegsjahren eher kurz behandelt. Die kirchlichen Pläne der ethnisch magyarischen Reformierten und Lutheraner (sie bildeten auch in der eigenen Kirche eine Minderheit) gingen wie üblich vom überheblichen Gedanken der kulturellen Überlegenheit der Magyaren gegenüber den anderen Nationalitäten aus. In der Zeit der Kriegseuphorie hofften sie, dass sich die wünschenswerte magyarische Expansion innerhalb der Staatsgrenzen ohne weiteres vollziehen werde. Eine kirchliche Zeitschrift rief zur Gründung sogenannter „missionarischer Kirchengemeinden, magyarisierender Kolonien" auf.[15] Ein detaillierter Plan für die Verwirklichung blieb aber auch diesmal aus.

Das Schicksalsjahr 1916

In der deutschen Historiographie spricht man eher vom Jahr 1917 als dem Wendepunkt des Weltkriegs, aber im ungarischen innenpolitischen Kontext hält man es für gerechtfertigt, über 1916 als „Schicksalsjahr" zu sprechen.[16] Um nur einige Gründe dafür zu benennen: der rumänische Angriff auf Siebenbürgen; die wachsende Kriegsmüdigkeit; die verheerenden Verluste; die

absichtlich an einer Kette von säkulären Deutungen des ungarischen Sendungsbewusstseins im Nahen Osten. Vgl. Mátyás Szlávik: Középeurópa és a Kelet [Mitteleuropa und das Morgenland]. In: Protestáns Szemle [Protestantische Rundschau] 28 (1916) H. 2–3, S. 186–188.

14 Über die ungarischen Balkanpläne vgl. Péter Bihari: Lövészárkok a hátországban. Középosztály, zsidókérdés, antiszemitizmus az első világháború Magyarországán [Schützengraben im Hinterland. Mittelklasse, Judenfrage, Antisemitismus in Ungarn während des Ersten Weltkriegs]. Budapest 2008, S. 176–181.

15 József Rúzsa: A háború és a nemzeti szellem [Der Krieg und der nationale Geist]. In: Lelkészegyesület 8 (1915) H. 28, S. 451–453, hier: S. 451: „missziói egyházak, magyarosító kolóniák".

16 Bihari: Lövészárkok, S. 31–34.

zunehmenden Versorgungsprobleme; und letztendlich der Wechsel auf dem Thron. All dies führte zu einer politischen und wirtschaftlichen Krise, die im Jahre 1917 im Regierungswechsel kulminierte.[17] Die Krise brachte die bereits zuvor existierenden gesellschaftlichen Konflikte deutlich an den Tag. So kam in diesem Jahr die Frage des allgemeinen Wahlrechts vehement zur Sprache, und es wurde der erste ungarische Minister jüdischer Abstammung (Vilmos Vázsonyi, 1868–1926) ernannt. Bei all diesen deutlichen Anzeichen politischer Liberalisierung muss man sich den wachsenden Antisemitismus und das steigende Misstrauen gegenüber anderen Nationalitäten vor Augen halten.[18]

Im kirchlichen Bereich kann man von einem Konflikt zwischen den unterschiedlichen kirchenpolitischen und theologischen Richtungen sprechen. In gewisser Hinsicht ließen sich die oben genannten gesamtgesellschaftlichen Krisenerscheinungen auch in den protestantischen Kirchen abbilden. Die wichtigsten Fragen waren die Beziehung zum Katholizismus und die Einstellung zum Liberalismus. Die innerkirchlichen Auseinandersetzungen betrafen auch die Vorstellungen über die Zukunft. Im Allgemeinen kann man aber sagen, dass der visionäre Ton der kommenden Pläne und Visionen stark gemildert wurde. Interessanterweise beziehen sich die kirchlichen Visionen nach 1916 fast ausschließlich auf innerungarische Probleme. Dieses Phänomen lässt sich mit dem zunehmenden Pessimismus erklären, der sich aus den schon erwähnten Ursachen ergab. Im Folgenden wird drei Fragenkomplexen nachgegangen: der Zukunft von Siebenbürgen, der Frage der protestantischen Union und der sogenannten „christlichen Konzentration".

Die Zukunft von Siebenbürgen

Wohl bekannt ist, dass die Bevölkerung in Siebenbürgen aus verschiedenen Nationalitäten bestand, von denen keine allein die absolute Mehrheit erreichen konnte. Siebenbürgen hatte für das magyarische Nationalbewusstsein eine viel größere Bedeutung als andere Landesteile wie zum Beispiel Oberungarn. Die stetige Rückbesinnung auf das selbständige Fürstentum von Siebenbürgen im 16. und 17. Jahrhundert, in dem das magyarische liberal-nationale Denken die Fortsetzung des unabhängigen ungarischen Staates sah, war im

17 Tibor Hajdú, Ferenc Pollmann: A régi Magyarország utolsó háborúja 1914–1918 [Der letzte Krieg des alten Ungarns 1914–1918]. Budapest 2014, S. 243–251.

18 Paul A. Hanebrink lässt diese Zusammenhänge in seinem sonst ausgezeichneten Buch völlig außer Acht. Er untersucht die immer stärkere konservative Tendenz im ungarischen Christentum ab 1890, betrachtet aber den Weltkrieg nicht als Wendepunkt. Vgl. Paul A. Hanebrink: In Defense of Christian Hungary. Religion, Nationalism and Antisemitism, 1890–1944. Ithaca, London 2008.

19. Jahrhundert von unermesslicher Bedeutung. Für die Protestanten bedeutete das Fürstentum mit seiner protestantisch geprägten Kultur ein Gegengewicht gegenüber dem habsburgischen Königreich.[19] Dementsprechend befasste sich die ungarische Öffentlichkeit schon vor dem Weltkrieg mit den Herausforderungen der magyarischen Bevölkerung in Siebenbürgen, so zum Beispiel mit der zunehmenden Auswanderung der siebenbürgischen Magyaren oder mit der Veränderung der Besitzverhältnisse zum Vorteil der Nationalitäten und zum Nachteil der Magyaren. Die magyarische Öffentlichkeit war zumeist davon überzeugt, dass die Aussichten für die magyarische Bevölkerung in diesem Landesteil ohne staatliche Eingriffe besonders schlecht seien. So rückte man die sogenannte siebenbürgische Frage in den Vordergrund der Debatte über die Zukunft Ungarns und der magyarischen Nation.[20]

In den ersten Kriegsjahren wurden Zukunftspläne entwickelt, in denen Siebenbürgen oder das Banat, das manchmal in einem Atemzug mit Siebenbürgen genannt wurde, keinen prominenten Platz hatten. Diese Lage veränderte sich drastisch im Jahre 1916, nach dem Kriegseintritt Rumäniens. Die großzügigen Pläne zur evangelischen Missionstätigkeit auf dem Balkan und zur kulturellen Einflussnahme in dieser Region wurden von der Tagesordnung genommen. Die Augen richteten sich in den übrigen Kriegsjahren auf innerstaatliche Probleme, hauptsächlich auf Siebenbürgen und das Banat.

Die magyarischen Protestanten gingen davon aus, dass die nationale Frage mit der protestantisch-magyarischen Mission zu beantworten sei. Diese missionarische Denkweise spielte schon in den früheren Visionen der ethnisch magyarischen Reformierten eine große Rolle; nach 1916 veränderte sich lediglich das Arbeitsfeld. Diese innerungarische missionarische Sendung benutzte die gleiche Phraseologie wie die Kolonialmächte bei ihrer Missionstätigkeit in Asien oder Afrika. Die magyarischen Reformierten waren der Ansicht, dass sie das „Licht" und die „Aufklärung" in einem „dunklen" Landesteil repräsentieren. Die Bevorzugung des Reformiertentums, das heißt ihrer Auffassung nach die Bevorzugung des Magyarentums, sei von gesamteuropäischem Interesse. Sie dachten, dass die Magyaren eine höhere Kultur, die Protestanten eine höhere Stufe des Christentums verträten. Von dieser nur stichwortartig geschilderten Denkweise her müssen wir auf die deutliche Ver-

19 Symptomatisch ist, dass der reformierte Kirchenhistoriker József Pokoly mehr als zwei Drittel seines Buchs über die Verbindung zwischen Protestantismus und ungarischem Staatswesen nur dem Zeitalter des Fürstentums widmete. Vgl. József Pokoly: A protestantizmus hatása a magyar állami életre [Der Einfluss des Protestantismus auf das ungarische Staatsleben]. Budapest 1910.

20 Ignác Romsics: Bethlen István. Politikai életrajz [István Bethlen. Politische Biographie]. Budapest 2005, S. 66–85.

schmelzung des nationalen und konfessionellen Deutungsraums in einem konkreten Fragekomplex hinweisen.[21]

Die siebenbürgische Frage war in erster Linie eine Bodenfrage.[22] Die magyarische politische Öffentlichkeit war sich darin einig, dass sie die Tendenz des kontinuierlichen Verlustes magyarischen Gutbesitzes zugunsten rumänischer oder sächsischer Bauern irgendwie umkehren wollte.[23] In die Reihe unterschiedlichster Pläne staatlicher Förderung, der Errichtung eines nationalen Kreditwesens oder der Gründung von Genossenschaften konnten die evangelischen Kirchen eigene Vorhaben einbringen. Einerseits ging man davon aus, dass selbst die beiden evangelischen Kirchen für die Lösung dieser Frage nicht über genügend Kapital verfügten. Andererseits wollte man die reiche römisch-katholische Kirche möglichst schwächen. So vermischten sich in den kirchlichen Plänen zur Zukunft Siebenbürgens die nationalen Stimmen mit stark antikatholischen Ansichten. Demzufolge befürwortete der radikale reformierte Pfarrerverein in seiner Zeitschrift die staatliche Enteignung der katholischen Stiftsgüter, damit man eine Grundlage für die neue Siedlungspolitik schaffe.[24] Dieser Pfarrverein erstrebte schon seit seiner Gründung eine engere Beziehung zwischen dem Staat und den evangelischen Kirchen. Die staatliche finanzielle Unterstützung sollte das – sonst nicht erreichbare – Gleichgewicht zwischen katholischen und evangelischen Kirchen bewirken. Diese langfristigen Ziele versuchte man in den Kriegsjahren mit den nationalen Interessen zu verbinden. Die Entwicklung dieser kirchenpolitischen Richtung erreichte ihren Gipfel beim Reformationsjubiläum 1917, als die Protestanten – unter der Präsidentschaft von István Bethlen (1874–1946), dem

21 Diese Auffassung kann auch innerhalb des „nesting orientalisms"-Diskurses von Milica Bakić-Hayden (Siehe: Milica Bakić-Hayden: Nesting Orientalisms: The Case of Former Yugoslavia. In: Slavic Review, 54 (1995) H. 4, S. 914–931) beleuchtet werden, aber es soll noch hinzugefügt werden, dass eine spezielle – zumeist sehr positiv konzipierte – Form des Orientalismus, der sog. „Turanismus", der aus einer heterogenen Mischung von wirtschafts- und kulturpolitischen Zielsetzungen und einer romantischen Suche nach den orientalischen Verwandten der magyarischen Sprache und Nation bestand, sich schon vor dem Ersten Weltkrieg verstärkte. Vgl. Balázs Ablonczy: Keletre, magyar! A magyar turanizmus története. [Nach Osten, Magyaren! Die Geschichte des magyarischen Turanismus.] Budapest 2016.

22 Gábor Egry: „Der Kampf um Bodenbesitz". Az erdélyi szászok földbirtokviszonyai és a szász nemzetpolitika 1890–1918-ig [Das Besitzverhältnis der Siebenbürger Sachsen und die sächsische Nationspolitik von 1890 bis 1918]. In: Korunk [Unsere Zeit], 16 (2005) H. 10, S. 94–107.

23 Zu den möglichen staatlichen Eingriffsmethoden siehe: Ignác Romsics: Bethlen István. S. 48–57, 66–70.

24 A Prohászka püspök szekularizációja [Die Säkularisation des Bischofs Prohászka]. I–II. In: Lelkészegyesület 9 (1916) H. 19–20, S. 305f., 325.

späteren Ministerpräsidenten – ihr politisches Vertretungsorgan in Gestalt des Nationalen Evangelisch-Protestantischen Verbands [Országos Evangéliumi Protestáns Szövetség] gründeten.[25] Ihrer Ansicht nach bedeutete die staatliche Unterstützung der ungarischen reformierten Kirche gleichzeitig die Unterstützung der Magyaren im Karpaten-Becken.

So formulierte Elek Boér d. Ä. (1872–1952), einer der fünf Oberkuratoren des Siebenbürgischen Reformierten Kirchendistrikts, in seinem aufschlussreichen Programm zur Zukunft von Siebenbürgen die gemeinsamen staatlich-kirchlichen Zielsetzungen.[26] Der Text erschien 1917 in der renommierten *Protestáns Szemle* [Protestantische Rundschau]. Erstaunlich ist, wie selbstverständlich in diesem Programm die kirchlichen und nationalen Zielsetzungen verknüpft sind. Boér schreibt von einer wünschenswerten innerkirchlichen Erneuerung, die aus ganz unterschiedlichen Teilen bestehen sollte. Die Pfarrer sollten intensivere Seelsorge üben und auch die wirtschaftliche Mündigkeit ihrer Gemeinden vorantreiben. Boér betont auch die Wichtigkeit der sittlichen Erneuerung. Die daraus folgende Stärkung der Kirche sollte aber nicht nur innerkirchlichen, sondern gesamtnationalen Zielsetzungen dienen. Sein kühnster Traum ist ein einheitlicher magyarischer Block von der ungarischen Tiefebene bis zur Quelle des Maros (dt. Mieresch, rum. Mureș) – ohne Erwähnung von Worten und Konzepten wie „Mehrheit" oder „Missionierung der Andersgläubigen". Das mögliche, erreichbare Ziel für die Magyaren ist das Überleben, die Stärkung. Die Zukunft ist eher dunkel. In Boérs nachdrücklichen Worten: „Wir sollen wirklich chauvinistisch sein, wenn wir als calvinistische Kirche und als Magyarentum weiterexistieren und uns entwickeln wollen."[27]

Die wohl interessanteste Entwicklung ist in dieser Hinsicht, dass der Begriff „Mission" einen nachweisbar nationalistischen Klang erhielt. Die Missionstätigkeit und die Siedlungspolitik im Banat und Siebenbürgen waren in diesen Jahren wichtige Tagesordnungspunkte bei unterschiedlichsten protestantischen Tagungen.[28] Es ist sicherlich kein Zufall, dass auch der Reformierte

25 A Protestáns Szövetség megalakulása [Die Gründung des Protestantischen Verbands]. In: Lelkészegyesület 10 (1917) H. 47. S. 506–509.

26 Elek Boér: Az erdélyi kálvinizmus feladatai a háború után [Die Aufgaben des Siebenbürgischen Calvinismus nach dem Krieg]. In: Protestáns Szemle 29 (1917) H. 1–2, S. 87–102.

27 Ebenda, S. 101: „Valósággal sovinisztának kell lennünk, ha mint kálvinista egyház és mint magyarság fennmaradni és fejlődni akarunk."

28 A békésbánáti református egyházmegye közgyűlése. A bánáti misszió teljes kiépítése [Versammlung des Bekesbanater Kirchenkreises. Der vollständige Ausbau der Banater Mission]. In: Debreceni Protestáns Lap 33 (1916) H. 25, S. 279–281.

Kirchensprengel an der Donau 1916 eine erste aufschlussreiche Hinweissammlung für die kirchliche Diasporaarbeit zusammenstellte.[29]

Diese große kirchlich-nationale Diasporaarbeit sollte durch eine stärkere, von jeglichen liberalen Zügen befreite staatliche Nationalitäten-Politik ergänzt werden. Letztere wurde schon von dem Klausenburger Theologieprofessor und späteren Bischof László Ravasz (1882–1975) betont. Er schlug aus rein nationalen Erwägungen die Verstaatlichung der kirchlichen Grundschulen und der Lehrer- und Pfarrerausbildungsstätten in Siebenbürgen vor.[30] Diese schon bestehende Position verbreitete sich nach dem rumänischen Angriff zusehends. Das bedeutete schlicht, dass einige Evangelische bereit waren, ihr staatsunabhängiges Schulwesen aufzugeben, damit die Schulen anderer Nationalitäten auch verstaatlicht würden. So verzerrten die nationalen Ziele die kirchlichen Interessen.

Der ungarische Protestantismus sah sich in diesen Jahren also nicht nur als Konfession vom Katholizismus bedroht, sondern als Bestandteil der ungarischen Nation auch von den nationalen Minderheiten gefährdet. Dieses Bedrohungsgefühl trug massiv dazu bei, dass einige Protestanten zur Verschmelzung kirchlicher und nationaler Interessen bereit waren. Das Reformationsjubiläum wurde dementsprechend nicht nur als konfessioneller Erinnerungsort verstanden, sondern man versuchte auch, die wichtige Rolle des Protestantismus im Leben der Nation aufzuzeigen. Dieser nationale Grundton der Festreden und Artikel wurde von eher kritischen Tönen kaum überschattet. Die jüngere Generation der Pfarrer versuchte, diese alte Konstellation zu überholen. Sándor Makkai (1890–1951), im Weltkrieg Landpfarrer in Siebenbürgen, später Bischof der Siebenbürgischen Reformierten Kirchendistrikts, schrieb in seinem symptomatischen Artikel zum Jubiläum:

> In der Vergangenheit hat sich der Calvinismus die Bezeichnung *magyarische Religion* verdient. Calvinismus und Magyarentum bedeuteten das Gleiche, weil magyarisch zu sein damals Kampf für Freiheit und Gott bedeutete – dies aber ist dasselbe wie Calvinismus. Wir können zu Recht behaupten, dass der Calvinis-

29 Sándor Ágoston: Szórványok egyházi gondozása. Irányelvek a diaspora-misszió gyakorlására [Die kirchliche Pflege der Diasporen. Richtlinien für die Praxis der Diaspora-Mission]. In: A Dunamelléki Református Egyházkerület 1916. évi május hó 3-án Budapesten tartott tavaszi rendkívüli közgyűlésének jegyzőkönyve [Protokolle der außerordentlichen Versammlung des Reformierten Kirchensprengels an der Donau, 3. Mai 1916]. Budapest 1916, S. 269–310.

30 [László Ravasz]: A román tanítóképzők bezárása [Das Schließen der rumänischen Lehrerausbildungsstätten]. In: Protestáns Szemle 29 (1917) H. 7–8, S. 478f.

> mus in der Vergangenheit sein vollkommenes Pendant in der magyarischen Seele fand. Das große Erbe der Vergangenheit ist also *der nationale Calvinismus*.[31]

Bis dahin sind die alten Töne zu hören. Makkai führt jedoch weiter aus:

> Die Politisierung des öffentlichen Bereichs hat unter den widrigen Umständen unseres nationalen Lebens auch im Calvinismus das Religiöse ersetzt. Es besteht kein Zweifel daran, dass ein wahrer Calvinist nur ein vollkommen magyarischer Mensch sein kann; ohne nationale Gesinnung, Bewusstsein, Ideal und Programm verliert der Calvinismus den Boden unter den Füßen; er wird nutzlos, sogar gottlos. Weil es calvinistisch ist, muss es auch magyarisch sein; aber jemand wird nicht calvinistisch, weil er oder sie magyarisch ist. Denn alle Katholiken wären dann Vaterlandsverräter.[32]

Diese noch kleine Verschiebung in der nationalprotestantischen Gedankenwelt vertiefte sich erst in der Nachkriegszeit. Die jüngere Generation der Theologen versuchte, die kirchlich-theologischen Motive gegenüber den national-politischen Interessen stärker in den Vordergrund zu rücken. Dieses wachsende Interesse an einer religiösen Erweckung zeigte sich in der erweiterten christlichen sozialen Arbeit und in den stärkeren ökumenischen Verbindungen.

Die protestantische Union

Die bisher erwähnten Zielsetzungen fielen eher zufällig mit dem Reformationsjubiläum zusammen. Die nächste anzusprechende Entwicklung, die Intensivierung des Diskurses über die Gründung einer protestantischen Union, wäre ohne das Jubiläum fast unvorstellbar.

---

31 Sándor Makkai: A Kálvinizmus és a magyar lélek [Der Calvinismus und die ungarische Seele]. In: A mi örökségünk. A sárospataki ref. főiskolában a reformatio négyszázados évfordulója alkalmából tartott egyházi beszédek és felolvasások [Unser Erbe. Die kirchlichen Reden und Vorlesungen, die in der Sárospataker Ref. Hochschule anlässlich des 400sten Reformationsjubiläums gehalten wurden]. Sárospatak 1918, S. 123–133, hier: S. 128: „A múltban a kálvinizmus kiérdemelte azt a jelzőt, hogy *magyar vallás*. Kálvinizmus és magyarság egyet jelentett, mert akkor magyarnak lenni a szabadságért és az Istenért való küzdelmet jelentette, ez pedig azonos a kálvinizmussal. Méltán dicsekedhetünk vele, hogy a múltban a kálvinizmus tökéletes megfelelőjét a magyar lélekben megtalálta. A múlt nagy öröksége tehát *a nemzeti kálvinizmus*." Hervorhebungen im Original.

32 Ebenda, S. 129: „A politikai tendencia, nemzeti életünk nehéz körülményei között túlnőtt és felfalta a kálvinizmusban a vallást. Az kétségtelen, hogy igazi kálvinista ember csak szívvel-lélekkel magyar ember lehet, nemzeti érzület, öntudat, eszmény és programm nélkül a kálvinizmus elveszti a talajt lába alól; haszontalanná válik, sőt Istentelenné. Mert kálvinista, magyarrá kell lennie; de nem kálvinista azért, mert magyar. Hiszen akkor minden katholikus atyánkfia hazaáruló lenne."

Die Idee der protestantischen Union stammt aus Preußen. Der preußische König Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) hatte anlässlich des dreihundertsten Jubiläums der Reformation 1817 die Vereinigung der beiden großen evangelischen Kirchen in Preußen vorgeschlagen. Der König konnte aber diese Vereinigung selbst in Preußen nicht vollständig durchführen. Schlussendlich gab es nach dem Unionsversuch mehr Konfessionen als vor der königlichen Vereinigungsinitiative. Die konservativ-konfessionellen Gemeinden beider Kirchen weigerten sich, in die unierte Kirche einzutreten und leisteten heftigen Widerstand gegenüber dem Unionsgedanken.[33] Diese romantische Idee der Einheit erreichte den ungarischen Protestantismus erst in den 1840er-Jahren.

Die ungarische Unionsbewegung fiel zeitlich mit dem ungarischen national-liberalen Zeitalter zusammen, der sogenannten Reformzeit. Die preußische romantische Idee verwandelte sich in Ungarn in eine eher national untermauerte Vision. Der nationale Aspekt war in Preußen nicht so bedeutend, aber im ungarischen Kontext der 1840er-Jahre gewann er wie selbstverständlich an Bedeutung. Das schon offen deklarierte Ziel der Union war die Zusicherung der magyarischen Hegemonie in der künftig einheitlichen Kirche. Die zahlenmäßig größere reformierte Kirche bestand nämlich fast ausschließlich aus Magyaren, die lutherische Kirche jedoch war hinsichtlich der Nationalitäten völlig gespalten. Die Befürworter der Union hofften, mit der Vereinigung die sonst für die magyarischen Lutheraner nicht besonders günstige Lage durch die vielen magyarischen Calvinisten zu verbessern. Dementsprechend wurde die Idee von mehreren Seiten stark kritisiert. Einerseits meldete sich die konfessionell-konservative Richtung zur Wort, andererseits versuchte die slowakische Nationalbewegung, die Verwirklichung der Union mit allen Mitteln zu verhindern.[34] Die Regierung der Habsburgermonarchie war gegen die Union – so versuchte Metternich, dem reformierten Bischof István Szoboszlai Pap (1786–1855) von der Vereinigung abzuraten. Die ungarische liberale Opposition stand aber auf der Seite der Unionisten; selbst Lajos Kossuth (1802–1894) hat sich in mehreren Artikeln zugunsten der Bewegung geäußert. Trotz alledem scheiterte diese erste Unionsbestrebung an der nationalen Opposition und der konservativen theologischen Richtung. Die konfessionellen Strömungen beider Kirchen wollten die alten Bekenntnisschriften nicht

33 Johannes Wallmann: Kirchengeschichte Deutschlands seit der Reformation. Tübingen 2006. S. 200–206.

34 Dušan Ondrejovič: Über die Union in der Slowakei. In: Karl Schwarz, Peter Švorc (Hgg.): Die Reformation und ihre Wirkungsgeschichte in der Slowakei. Kirchen- und konfessionsgeschichtliche Beiträge. Wien, Prešov 1996, S. 153–158.

aufgeben. Die deutschen und slowakischen Lutheraner wollten keine Vereinigung mit der größeren und überwiegend ethnisch magyarischen Ungarischen Reformierten Kirche. Den Gedanken selbst allerdings konnte man nach dem Scheitern nicht einfach vergessen.[35]

Nach der Gründung der Doppelmonarchie haben die Befürworter der Union ihre Strategie gewechselt. In den 1840er-Jahren versuchte man, zuerst die Verwaltungsunion und erst danach die innerliche, theologische Union zustande zu bringen. Jetzt war es umgekehrt: Die liberalen Theologen versuchten, zuerst eine gemeinsame, gegenüber den alten Konfessionsschriften und Dogmen indifferente Plattform zu schaffen. Die scharfen theologischen Auseinandersetzungen der 1860er- und 1870er-Jahren zwischen liberalen und konservativen Theologen dienten genau diesem Ziel.[36] Diese theologische Vorbereitungsarbeit stieß letztendlich auf starken Widerstand der neulutherischen Theologie und der calvinistischen Orthodoxie. Der nationale Aspekt der Union wurde nach dem theologischen Waffenstillstand zwischen Liberalen und Orthodoxen in den 1880er- und 1890er-Jahren in den Vordergrund gerückt. Der Protestantismus als nationale Kraft war nicht nur gegenüber anderen Nationalitäten von Bedeutung, die evangelischen Kirchen waren darüber hinaus auch die wichtigsten Verbündeten der Liberalen gegenüber dem Ultramontanismus. Der Kulturkampf zwischen den Liberalen und der Katholischen Kirche in den 1890er-Jahren gab noch einmal Raum für die Diskussion über die Vor- und Nachteile einer möglichen protestantischen Union. Trotz alledem schien die Verwirklichung der Union nach der Jahrhundertwende in immer weiterer Ferne zu liegen.[37]

Vor dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie wurde die Unionsfrage jedoch noch einmal thematisiert. Viele dachten nämlich, dass das Reformationsjubiläum 1917 einen guten Anlass für die Verwirklichung dieses alten Traums böte.[38] Eine Neuerung im Plan kann man darin finden, dass diesmal,

35 Botond Kertész: Protestáns uniókísérlet Magyarországon az 1840-es években [Protestantischer Unionsversuch in Ungarn in den 1840er-Jahren]. In: Protestáns Szemle 44 (1997) H. 4, S. 256–281.

36 Ábrahám Kovács: Die Antwort der Debreciner neuen Orthodoxie auf den theologischen Liberalismus in Ungarn. Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte 21 (2014) H. 1–2, S. 47–68.

37 Lajos Szász: A protestáns uniómozgalom története a dualizmus korszakában [Die Geschichte der protestantischen Unionsbewegung im dualistischen Zeitalter]. In: Egyháztörténeti Szemle [Kirchengeschichtliche Rundschau] 18 (2017) H. 4, S. 5–41.

38 Botond Kertész: Unionsbestrebungen im Königreich Ungarn. Die Zusammenarbeit zwischen Reformierten und Lutheranern 1791–1914. In: Márta Fata, Anton Schnidling (Hgg.): Calvin und Reformiertentum in Ungarn und Siebenbürgen. Helvetisches Bekenntnis, Ethnie und Politik vom 16. Jahrhundert bis 1918. Münster 2010, S. 473–496.

im Gegensatz zu den 1840er-Jahren, auch die Vereinigung mit der (siebenbürger-sächsischen) Evangelischen Landeskirche A. B. in den Siebenbürgischen Landesteilen Ungarns mit Amtssitz in Hermannstadt (ung. Nagyszeben, rum. Sibiu) gewünscht wurde. Die Generalversammlung der Ungarischen Evangelisch-Lutherischen Kirche hatte schon im Herbst 1915 anlässlich des bevorstehenden Jubiläums den Wunsch nach einer Annäherung beider Kirchen zum Ausdruck gebracht.[39] Das Generalkonsistorium der Evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen antwortete erst 1917 und lehnte die Annäherung höflich, aber nachdrücklich ab.[40] Es meinte, dass Autonomie und Selbstbestimmung eher eine sichere Grundlage wären als eine mögliche Vereinigung.[41] Damit scheiterte die Vereinigung der beiden lutherischen Kirchen. Die *Sárospataki Református Lapok* [Sárospataker Reformierten Blätter] machten klar, worum es geht, und kommentierte die Weigerung der Sachsen wie folgt: „[…] die Siebenbürger Sachsen sind, wie bisher, so auch heute nicht willens, gegenüber dem ungarischen Staatsgedanken Zugeständnisse zu machen!“[42]

Trotz der höflichen Äußerungen in Zeitschriften und Versammlungsprotokollen war die Beziehung zwischen den beiden ungarnländischen Evangelischen Kirchen A. B. eher gespannt. Die Organe der magyarischen Lutheraner betrachteten argwöhnisch, dass die Siebenbürger Sachsen in den Kriegsjahren eine immer freundlichere Beziehung mit den Glaubensgenossen im Deutschen Reich zu pflegen begannen. Sie beklagten, dass die Sachsen mehr Unterstützung vom Gustav-Adolf-Verein bekamen als die magyarischen Lutheraner. Es erschien als eine Loyalitätsfrage, dass die Sachsen ihr Reformationsfest 1917 ebenso wie die evangelischen Landeskirchen im Deutschen Reich kurz vor dem Jubiläum absagten. Selbst der Urlaub von 600 Leipziger Kindern in Siebenbürgen war den magyarischen Lutheranern ein Dorn im Auge.[43]

Da sich die Siebenbürger Sachsen in den Kriegsjahren explizit als Deutsche definierten – jedoch als treue Untertanen der Stephanskrone –, schmiedeten

39 Aus Protokollen der ungarischen Schwesterkirchen. In: Kirchliche Blätter aus der evang. Landeskirche A. B. in den Siebenbürgischen Landesteilen Ungarns 9 (1917) H. 15, S. 119f.

40 Antwort an den Generalkonvent. In: Kirchliche Blätter aus der evang. Landeskirche A. B. in den Siebenbürgischen Landesteilen Ungarns 9 (1917) H. 34, S. 291.

41 Interessanterweise befassten sich auch einige deutsche Zeitschriften mit der Frage. Die „Evangelische Freiheit“ lehnte den Unionsgedanken so ab: „[…] auch durch solche freundschaftliche Umarmung könnte dieser Volkskirche das Rückgrat gebrochen werden.“ Aus Siebenbürgen. In: Evangelische Freiheit 16 (1916) H. 1, S. 30.

42 Aus Siebenbürgen. (Erdélyből.) In. Sárospataki Református Lapok [Sarospataker Reformierten Blätter] 12 (1916) H. 5, S. 38: „[…] az erdélyi szászok ma is, mint eddig, semmi concessiót nem hajlandók a magyar állameszme iránt tenni!“

43 Az erdélyi szász ev. egyház [Die siebenbürgisch-sächsische luth. Kirche]. In: Protestáns Egyházi és Iskolai Lap [Protestantische Kirchen- und Schulblatt] 59 (1916) H. 50, S. 596.

sie auch eigene Zukunftspläne.[44] In der Öffentlichkeit war man eher zurückhaltend, aber man konnte sich über Neuansiedlungspläne äußern. Die Sachsen versuchten, ihre schon seit den 1890er-Jahren immer düsterer gewordenen Aussichten auf eine Zukunft in Siebenbürgen ernst zu nehmen.[45] Sie brachten ein hervorragendes Kreditwesen zustande – mit dem ausgesprochenen Ziel, eine spätere Innensiedlung zu finanzieren. In dieser früheren Phase drehten sich die Überlegungen eher um den Erwerb der notwendigen Gutsbesitztümer. Damit wollte man die sächsische Diaspora durch die erhaltene Bodenfläche verstärken. Doch gab es damals noch keine in Aussicht stehende mögliche Neusiedlerwelle.[46] Radikal veränderte sich die Situation nach der Jahrhundertwende. Mit der Krise des Liberalismus in Ungarn verstärkten sich die chauvinistischen Töne in der magyarischen Öffentlichkeit, wodurch sich die Beziehung zwischen der ungarischen Regierung und der sächsischen Minderheit deutlich verschlechterte. Gerade in diesen Jahren entdeckte die deutsche Öffentlichkeit durch nationalistische Vereinigungen auch die Siebenbürger Sachsen für sich.[47]

Während des Weltkriegs vertiefte sich die Beziehung zwischen dem Deutschen Reich und den Siebenbürger Sachsen. Die deutschen Zukunftsvisionen, die – zum Beispiel in dem von Friedrich Naumann (1860–1919) konzipierten „Mitteleuropa-Plan" – eine starke deutsche Hegemonie prognostizierten, weckten Sorgen in der magyarischen Öffentlichkeit. Die anfänglich gute Stimmung und die Pläne zu immer tieferen deutsch-magyarischen kirchlichen Beziehungen gerieten bis 1916 in Vergessenheit.[48] Als die Siebenbürger Sachsen die auslandsdeutschen Neusiedlungen nach Siebenbürgen auf die Tagesordnung

44 Vgl. Ulrich A. Wien: Die Evangelische Landeskirche A. B. in den Siebenbürgischen Landesteilen Ungarns während des Ersten Weltkriegs. In: Harald Heppner (Hg.): Umbruch mit Schlachtenlärm. Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg. Köln 2016, S. 157–196.

45 Gerald Volkmer: Die siebenbürgische Frage. 1878–1900. Der Einfluss der rumänischen Nationalbewegung auf die diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 250–255.

46 Friedrich Müller sprach 1915 zum Beispiel über die nordungarischen deutschsprachigen Zipsen als potentielle Neusiedler im sächsischen Landesteil Siebenbürgens. Vgl. Friedrich Müller: Ueber unsere Aufgaben nach dem Kriege. In: Kirchliche Blätter aus der evang. Landeskirche A. B. in den Siebenbürgischen Landesteilen Ungarns 7 (1915) H. 25, S. 249–251.

47 Günter Schödl: Alldeutscher Verband und deutsche Minderheitenpolitik in Ungarn 1890–1914. Zur Geschichte des deutschen „extremen Nationalismus". Frankfurt am Main, Bern, Las Vegas 1978, S. 97–100.

48 So beklagt sich „Hungarus" in dem Protestáns Szemle, dass die Sachsen zwar loyal gegenüber Ungarn seien, trotzdem sei die Beziehung zwischen den beiden Völker immer noch „kühl". Vgl. Hungarus: Az erdélyi szászok múltja és jelene (Teutsch püspök könyvéről) [Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart (Über das Buch von Bischof Teutsch)]. In: Protestáns Szemle 29 (1917) H. 4–5, S. 300f.

brachten, erreichte die Beziehung ihren Tiefpunkt. So wie die magyarischen Protestanten in die nationale Träumerei involviert waren, nahm auch die Evangelische Kirche A. B. in Siebenbürgen an der Konzipierung der Visionen Anteil. Für diese Vermischung von nationalen und kirchlichen Interessen beziehungsweise nationalen und kirchlichen Visionen besonders kennzeichnend war der Vortrag des Hermannstädter Stadtpfarrers Adolf Schullerus (1864–1928) Ende 1916 vor der Abgeordneten-Versammlung der Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig. Er machte die bewussten sächsischen Expansionspläne in Siebenbürgen für das deutsche Publikum deutlich.

> Man hofft, Ansiedler, entweder Rückwanderer aus Amerika oder aus Wolhynien oder dem inneren Russland, zu bekommen. Es ist ein vielversprechender Anfang gemacht worden, und es würde uns nicht nur eine große Freude, sondern es würde uns innerste Stärkung sein, wenn auch aus diesem Kreise der Gedanke weitergetragen würde, dass deutsch-evangelische Volksgenossen, die den Weg in die Heimat zurück suchen, in unserer Heimat deutscher Boden empfängt.[49]

Der Vortrag wurde von der Anwesenden nicht nur mit großem Beifall, sondern auch mit einer nicht unerheblichen Summe honoriert. Die Tendenz der Vermischung von nationalen und kirchlichen Interessen lässt sich in der Tätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins im Weltkrieg beobachten. In diesem einst dezidiert für die evangelische Diasporaarbeit – ohne irgendwelches nationale Interesse – gegründeten Verband trat während des Weltkriegs die nationalprotestantische Richtung in den Vordergrund.[50] Es ist erwähnenswert, dass selbst die ganz unkonkreten sächsischen Pläne die Toleranzgrenze der ungarischen Öffentlichkeit überschritten haben. Im Frühling 1917 behaupteten bereits einige Abgeordnete im ungarischen Abgeordnetenhaus, dass die deutschen Verbündeten durch Beschaffung von Gütern das Land zu „erobern" versuchten.[51] Ein Jahr später ging es um die angebliche Neusiedlung von „Wolgadeutschen" in Siebenbürgen, welche natürlich die Regierung mit allen

49 Adolf Schullerus: Siebenbürgen. In: Bericht über die Abgeordneten-Versammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung am 7. Dezember 1916 in Leipzig. Leipzig, 1917, S. 42.

50 Gisa Bauer: Protestantismus und Deutschtum. Der Gustav-Adolf-Verein und die nationale Idee. In: Diasporaarbeit im Wandel der Zeit. Festschrift anlässlich des 175. Gründungsjubiläums des Gustav-Adolf-Werks e. V. – Diasporawerk der Evangelischen Kirche in Deutschland. Die evangelische Diaspora. Jahrbuch des Gustav-Adolf-Werks 76 (2007), S. 54–58.

51 Képviselőházi napló [Protokoll des Abgeordnetenhauses] (1910–1917). 35. Teilband. 20. März 1917, S. 219.

Mitteln verhindern sollte.[52] Zusammenfassend können wir feststellen, dass die bedrängte sächsische Minderheit – nicht mehr als etwa 230.000 Menschen – ihre Zukunft als selbstständige Gemeinschaft eher durch die deutsche als durch die ungarische Schwesterkirche gesichert sah. Diese Zukunftserwartungen trafen sich mit dem gesteigerten Interesse der deutschen evangelischen Öffentlichkeit, das sich im literarischen Bereich niederschlug,[53] aber auch in Gestalt des kaiserlichen Besuchs bei den Siebenbürger Sachsen im Herbst 1917.

Die größere Aufgabe, die Vereinigung der Ungarischen Reformierten Kirche mit den beiden (der Budapester und der Hermannstädter) evangelisch-lutherischen Kirchen, blieb letztendlich nur ein Traum. Die die Magyarisierung und die antiklerikale Aktion als Ziel im Hinterkopf behaltende Minorität traf auf den Widerstand der konfessionellen theologischen Richtungen beider Kirchen. Die die Union für wünschenswert haltende liberale Theologie verlor nach der Jahrhundertwende rasch an Bedeutung. Auch wenn das noch nicht ausgereicht hätte, die Unionsversuche zu beenden, traten darüber hinaus gerade in diesen Jahren die Konfessionalisten zusammen mit einer völlig neuen Richtung auf der ungarischen ideologischen Bühne auf. Diese kurzlebige und ganz heterogene Welle wollte ein rein politisches Bündnis mit dem immer stärkeren Katholizismus schließen und damit die alte ungarische Einheitsfront von Judentum und Protestantismus aufgeben. Im Folgenden wird die Entstehung und Auswirkung dieser Richtung im Jubiläumsjahr 1917 näher betrachtet.

Das Reformationsjubiläum 1917 kann man für die letzte Manifestation der jahrhundertealten Bestrebungen für die protestantische Union halten, aber nicht für mehr. Abgesehen von einer Darstellung der Geschichte der vorangegangenen Unionsbestrebungen aus der Feder von Pál Patay (1888–1971) und der gemeinsamen Feier beider evangelischen Kirchen in Budapest passierte im Jubiläumsjahr in dieser Sache kaum Greifbares.[54]

52 Képviselőházi napló. (1910–1917). 38. Teilband. 22. Februar 1918, S. 446.

53 Schon die Tatsache, dass das wichtige Buch des sächsischen Bischofs Friedrich Teutsch im Jahr 1916 als erster Band der Reihe „Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland" erschien, zeigt, dass das Interesse von deutscher Seite wirklich groß war. Vgl. Friedrich Teutsch: Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1916. Die unterschiedlichsten deutschen Zeitschriften befassten sich auch mit dem Sachsentum. Vgl. R. Honigberger: Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen. In: Evangelische Freiheit 16 (1917) H. 4–7, S. 115–120, 150–156, 184–188, 213–221.

54 Pál Patay: Magyar protestáns unió. Egyháztörténelmi tanulmány [Ungarische protestantische Union. Eine kirchengeschichtliche Studie]. Budapest 1918.

„Die christliche Konzentration“

Die Kehrseite des Gedankens der Unionsbewegung, die sogenannte „christliche Konzentration“, ein politisches Bündnis zwischen den ungarischen Protestanten und Katholiken, war die einzige unter den evangelischen Visionen des Reformationsjahrs 1917, die sich, wenn auch nur für kürzere Zeit, verwirklichen konnte. Wie erwähnt, hatte der Weltkrieg zahlreiche Spannungen und potentielle Konfliktfelder ans Tageslicht gebracht. Während des Weltkriegs verstärkte sich – wie generell in den Ländern der Mittelmächte – der Antisemitismus auch in kirchlichen Kreisen deutlich. Anhand des Sammelbandes der Zeitschrift *Huszadik Század* [Zwanzigstes Jahrhundert] über die „Judenfrage“ (1917) können die innerkirchlichen Kontroversen über die genannten Fragenkomplexe erläutert werden. Eine ganze Reihe angesprochener Kirchenleiter – sowohl Pfarrer als auch Laien – haben dort ihre Meinung geäußert.[55] Eine stark liberal gesinnte Richtung unter der Führung des reformierten Bischofs von Debrecen, Dezső Baltazár (1871–1936), die sich gegen die antisemitische Richtung positionierte, lässt sich erkennen. Diese Gruppe pflegte eine enge Beziehung zum liberalen Freimaurertum und vertrat vehement antiklerikale Ansichten. Eine weitere, deutlich heterogenere Gruppierung fand ihren ideologischen Leiter im späteren Bischof László Ravasz.[56] Diese Richtung versuchte, einen *modus vivendi* mit dem Katholizismus zu finden. Aber letztlich zeichnete sie sich vor allem dadurch aus, dass sie die liberalen Züge im ungarischen Protestantismus deutlich ablehnte.

Als im Frühling 1917 der klerikal gesinnte Großgutsbesitzer Graf József Károlyi (1884–1934) bei der Magnatentafel des ungarischen Reichstags erstmal die Wendung „christliche Konzentration“ verwendete, löste er damit eine bedeutsame Resonanz aus.[57] Protestanten schrieben in katholischen Blättern Artikel über mögliche Arbeitsfelder der gemeinsamen Richtung. Interessanterweise unterstützten genau diejenigen Personen diesen Ansatz, die die antiklerikal aufgefasste protestantische Union ablehnten. Nicht überraschend, dass zum Beispiel Jenő Sebestyén (1884–1950), der spätere Budapester Professor, ein begabter Schüler von Abraham Kuyper (1837–1920), dem calvinistischen Pfarrer, Ministerpräsidenten der Niederlande und Gründer der stark antiliberalen „antirevolutionäre Partei“, die Idee des Zusammenschlusses, möglichst unter protestantischer Führung, begrüßte – wenn auch

55 A zsidókérdés Magyarországon [Die Judenfrage in Ungarn]. In: Huszadik Század [Zwanzigstes Jahrhundert] 18 (1917) H. 2, S. 1–164.

56 Pál Hatos: Szabadkőművesből református püspök. Ravasz László élete [Vom Freimaurer zum reformierten Bischof. Das Leben von László Ravasz]. Budapest 2016, S. 104–129.

57 Képviselőházi Napló (1910–1917). 35. Teilband. 19. März 1917, S. 189–192.

mit Einwänden.[58] Vielleicht reagierte der spätere lutherische Bischof Sándor Raffay (1866–1947) mit noch größerer Freude auf die Idee der „Konzentration". Während seiner Studienzeit in Jena und Leipzig hatte er die Gedanken von Adolf Stoecker (1835–1909) kennengelernt, und seitdem vertrat er dessen antiliberale Haltung in Ungarn.[59]

Die Idee der christlichen Einheitsfront prägte die Festlichkeiten des Reformationsjubiläums stark mit. Abgesehen von der bereits erwähnten Gründung eines „Protestantischen Verbandes" wollte man sich nicht gegen die Katholiken äußern. Die Festreden und Artikel waren von dem Gedanken der christlichen Einheitsfront gegenüber neuen „materialistischen", „unsittlichen" und „fremden" Richtungen gefüllt. So sprach Baron Dezső Prónay (1848–1940), der Generalinspektor der lutherischen Kirche, anlässlich des gemeinsamen protestantischen Reformationsfests über eine „unsichtbare Kirche", die in sich alle während der Geschichte abgespaltenen Kirchen vereinige.[60] Bei derselben Veranstaltung äußerte sich der berühmte konservativ-reformierte Gutsbesitzer Aladár Szilassy (1847–1924) über die Zukunftsaufgaben der ungarischen Christenheit. Er sprach ausdrücklich im Namen der gesamten Christenheit, als er die Einzelaufgaben beim sozialen Wiederaufbau des Landes schilderte. Er fasste seine Gedanken folgendermaßen zusammen:

> Die protestantischen Kirchen müssen sich zu dieser Arbeit, also gegenüber der ungläubigen Richtung, vereinigen. Diese Richtung versucht, die christlichen Sitten zu vernichten und tritt mit immer größerem Mut auf. Zu diesem Zweck sollten sich alle christlichen Kirchen vereinigen.[61]

Die Ideologie der christlichen – etwas später schon christlich-nationalen – Einheit entfaltete sich also schon während des Ersten Weltkriegs. Diese Gedankenwelt stellte eine bedeutende Grundlage für das politische System des kommenden Horthy-Zeitalters dar. Problemlos lief der Konzentrationsversuch aber nur kurzzeitig ab. Bereits 1920 gab es mehrere Auseinander-

58 Jenő Sebestyén: Keresztyén konczentráczió [Christliche Konzentration]. In: Protestáns Egyházi és Iskolai Lap 60 (1917) H. 14, S. 154.

59 Bihari: Lövészárkok, S. 220f.

60 Eröffnungsrede von Baron Dezső Prónay. In: Emlékkönyv a magyarországi református és magyarországi ágostai hitv. evangélikus keresztyén egyházak által a reformáció négyszázados évfordulója alkalmából Budapesten, 1917. évi október hó 31. napján tartott országos jubiláris emlékünnepélyről [Festschrift der nationalen jubilarischen Gedenkfeier der ungarischen reformierten und evangelischen Kirche A. B. anlässlich des 400. Jubiläums der Reformation in Budapest 31. Oktober 1917]. Budapest 1918, S. 38.

61 Ebenda, S. 53: „Erre a munkára kell egyesülni protestáns egyházainknak, sőt szemben a hitetlen, a keresztyén erkölcsöket megsemmisíteni törekvő s mind nagyobb vakmerőséggel fellépő irányzattal, erre kellene egyesülniök az összes keresztyén egyházaknak."

setzungen zwischen Katholiken und Protestanten. Gerade diejenigen Protestanten, die anfänglich die Einbeziehung der Katholiken am vehementesten vertreten hatten, zeigten sich sehr rasch enttäuscht von ihren neuen Verbündeten. Sándor Raffay wurde in den 1920er-Jahren einer der heftigsten Kritiker der angeblichen Unterdrückung der Protestanten. Die Vertreter der antiklerikalen nationalprotestantischen Gesinnung konnten ihre Kräfte nach den ersten konfessionellen Konflikten zurückgewinnen. Ihr Leiter, der bereits erwähnte Bischof von Debrecen, Dezső Baltazár, konnte die protestantischen Massen gegen den angeblichen katholischen Vormarsch erfolgreich mobilisieren. Zwar blieb die protestantische Union auch in der Folgezeit nicht realisierbar; der Schutzverband der beiden protestantischen Konfessionen prägte die nächsten zwei Jahrzehnte aber maßgeblich mit.[62]

Zusammenfassung

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Zukunftspläne ungarischer Protestanten eher nationalistische Züge aufwiesen. In der Regel sind diese nationalistischen Züge von den rein kirchlichen Elementen nicht einfach zu unterscheiden. Die meisten der erwähnten Visionen schrieben den Kirchen gegenüber der Nation eine untergeordnete Rolle zu. In gewissen Fällen hielten kirchliche Vertreter auch die Opferung der kirchlichen Interessen auf dem Altar der Nation für möglich und hinnehmbar. Im Grunde genommen betrachteten die ungarischen Reformierten und die lutherischen Sachsen ihre jeweiligen Kirchen als nationale Kirchen. Die magyarischen Lutheraner, die die Führungsschicht ihrer Kirche ausmachten, versuchten ebenfalls – wenn auch vorsichtiger –, ihre nationalen Interessen in der Kirche zu vertreten. Diese Verschmelzung der nationalen und kirchlichen Gedanken wurde anhand der gesteigerten protestantischen Missionstätigkeit im Weltkrieg deutlich. Der Begriff „Mission" wurde in diesen Jahren mit stark nationalen Tönen angereichert. Protestantische Mission und Magyarisierung haben sich im Missionsfeld der Diaspora untrennbar miteinander verschmolzen.

Jenseits der allgegenwärtigen nationalen Färbung lassen sich einige Spezifika in den Zukunftsvisionen unterschiedlicher Gruppierungen identifizieren. Einerseits war in diesen Jahren die starke antikatholische Haltung immer noch spürbar, andererseits kam die Idee der katholisch-protestantischen christlichen Einheitsfront schon während des Weltkriegs zur Sprache. Das

62 Norbert Spannenberger: Die katholische Kirche in Ungarn 1918–1939. Positionierung im System und „Katholische Renaissance". Stuttgart 2006, S. 90–92, 131–135.

endgültige Scheitern der innerprotestantischen Unionsbestrebung zeigt den Anbruch eines neuen Zeitalters in der ungarischen protestantischen Theologiegeschichte. Die konfessionell spezifischen Strömungen und die ankommende dialektische Theologie würden in den nächsten Jahrzehnten die wichtigsten Rollen auf der theologischen Bühne in Ungarn spielen.

Im Allgemeinen entwickelten sich die Pläne von anfänglich optimistisch-grandiosen Visionen bis zu eher realistischen und zurückhaltenden Programmen im Jubiläumsjahr. Als Gründe für diese Ernüchterung können wir den rumänischen Angriff 1916 und die zunehmende Enttäuschung des Hinterlands benennen. Letztendlich muss festgestellt werden, dass die Befürworter dieser Visionen sich zunehmend mit den immer stärker werdenden konfessionellen Strömungen und der immer noch bestehenden anti-katholischen Gesinnung konfrontiert sahen. Der Krieg war im Jahre 1917 noch nicht beendet, die Habsburgermonarchie stand erst im folgenden Jahr vor ihrem endgültigen Zusammenbruch. Dementsprechend wusste noch niemand, welche Visionen nach dem Krieg realisiert werden könnten.

Reflections of the Past and Visions of the Future: The Reformation Jubilee Year 1917 and Hungarian Protestantism
(Abstract)

Lajos Szász

The 400th anniversary of Martin Luther making his 95 theses known, which is considered to be the symbolic beginning of the Protestant Reformation, was celebrated as battles were raging across Europe. The Protestants of Hungary began the preparations and the planning of the jubilee even before World War I began. The extent and the intensity of the planning grew as time passed, therefore not even the war could prevent the discussions concerning the celebration. This study seeks to present the long process of the preparations for the Reformation jubilee in Hungary and especially in Transylvania.

At the beginning of the war, Hungarian Protestantism was deeply fragmented, especially regarding nationality and denomination. Therefore, *treuga Dei*, which during the first years of the war was so characteristic among the denominations and among the different groups within the denominations, could not last forever. The enormous gap between the liberal- and conservative-minded on the one hand and the ethnic fragmentation within the Lutheran Church on the other hand had serious effects on the preparations.

As the anniversary was approaching, the efforts to unify the two main Protestant denominations in Hungary (Lutheran and Reformed) intensified, which brought to light many differences within Hungarian Protestantism. For rather nationalistic reasons, some Hungarian Protestants in both Protestant churches had put the question of unity on the agenda many times already in the 19th century, but to no avail. The study highlights the issue of unity as a major concern of the Reformation jubilee.

In view of the crisis of Hungarian liberalism, which was supported by the Protestants, and the rise of nationalism at the same time, the jubilee provided a perfect opportunity for a consideration of the nature and history of Protestantism. Thus, many renowned churchmen tried to define the identity of Hungarian Protestantism amidst the upheavals of the war. The present study discusses these discourses about such an identity as a consequence of the developments in the Hungarian Protestant Church in the late 19th and early 20th centuries.

The Reformation jubilee also inspired pastors and theologians to make various plans for the future. In an atmosphere of euphoria and solemnity, one could look into the future with self-confidence and hope despite the war. Some Reformed theologians counted on a fast Magyarisation of the whole country after the war. Others tried to find place for the Protestants in the forming "Christian Concentration" which prepared the way for the ruling ideology in Hungary during the 1920s, the so-called "Christian-national idea".

A significant number of speeches and publications during the war years touched upon the future of Transylvania. Only after the Romanian offensive in 1916 did it become clear to the Hungarian and Saxon communities of Transylvania that the existing political situation would not last forever. In this rather pessimistic atmosphere, the different churches and ethnic fractions of Transylvania tried to make plans for the future.

Die Feierlichkeiten anlässlich des 400. Jahrestages der Reformation 1917 in Laibach/Ljubljana[1]

TANJA ŽIGON

Die Reformation, die in ihren Anfängen ein ausschließlich religiöses Ereignis war, erlangte „spätestens Mitte der Zwanzigerjahre des 16. Jahrhunderts ausgeprägte gesellschaftliche und politische Dimensionen“[2], die das Leben in den innerösterreichischen Ländern stark geprägt haben. Die Reformation und der Protestantismus „gelten heute unstrittig als konstitutive Elemente des slowenischen historischen Gedächtnisses“[3] und gehören zu den slowenischen Erinnerungsorten,[4] also zu den materiellen bzw. immateriellen Symbolfiguren, -ereignissen und -errungenschaften, die das nationale Gedächtnis prägen. Dementsprechend führt der Historiker Sašo Jerše in einem ersten Versuch, die slowenischen Erinnerungsorte sinnvoll zu gruppieren, unter Traditionen und

1 Der Beitrag ist im Rahmen des Forschungsprojektes Postimperiale Übergänge und Transformationen aus lokaler Perspektive: Slowenische Grenzgebiete zwischen der Doppelmonarchie und den Nationalstaaten (1918–1923) (Nr. J6-1801) entstanden, das von der Slowenischen Forschungsagentur aus öffentlichen Mitteln finanziert wird. Eine Übersetzung dieses Aufsatzes ins Slowenische mit einigen Ergänzungen erschien als Tanja Žigon: Praznovanje 400-letnice reformacije v Ljubljani leta 1917 v luči arhivskih virov ter slovenskega in nemškega tiska. In: Stati inu obstati. Revija za vprašanja protestantizma [Stehen und bestehen. Zeitschrift für die Fragen des Protestantismus], Dezember 2018, H. 28, S. 43–60.

2 Sašo Jerše: Vera in hotenja [Glauben und Wille]. In: ders. (Hg.): Vera in hotenja. Študije o Primožu Trubarju in njegovem času [Glauben und Wille. Studien zu Primus Truber und seiner Zeit]. Ljubljana 2009, S. 13–29, hier: S. 13–14.

3 Ebenda, S. 17.

4 Der Begriff entstand im Rahmen des kulturellen Gedächtnisdiskurses und stammt vom französischen Historiker Pierre Nora, der zwischen den Jahren 1984 und 1986 drei umfangreiche Essaysammlungen zu diesem Thema herausgab (Les Lieux de memoire. Paris 1984–1986); die Autoren setzten sich darin mit verschiedenen Elementen und Aspekten des französischen nationalen Gedächtnisses auseinander. Mehr zu den slowenischen Erinnerungsorten und anderen theoretischen Ansätzen vgl. Sašo Jerše: Slovenski kraji spomina. Pojmi, teze in perspektive zgodovinskih raziskav [Slowenische Erinnerungsorte. Begriffe, Thesen und Perspektiven der historischen Forschung]. In: Zgodovinski časopis [Historical review] 71 (2017) H. 1–2, S. 246–267.

Identitäten die Bedeutung der reformatorischen Bewegung an, während unter den markantesten historischen Persönlichkeiten in seiner Klassifizierung der „slowenische Luther“,[5] Primus Truber (sl. Primož Trubar, 1508–1586), an erster Stelle platziert ist.[6]

Die Tatsache, dass die Reformation Spuren hinterlassen hat, wurde de facto in jeder historischen Epoche für machtpolitische Zwecke instrumentalisiert.[7] Obwohl historisch gesehen inzwischen höchst zweifelhaft ist, ob Martin Luther (1483–1546) seine 95 Thesen tatsächlich an die Tür der Wittenberger Schlosskirche nagelte[8] oder ob es sich bei dem Thesenanschlag in der bisher überlieferten Weise um eine Legende handelt, und ob die Thesen eher als eine Vorlage für eine fundierte Disputation denn als apodiktische Programmatik konzipiert wurden,[9] bleibt festzuhalten, dass die Reformationsjubiläen und das Luthergedenken seit fünf Jahrhunderten kontinuierlich gefeiert werden. Es wurde jedoch nicht nur der 31. Oktober 1517 als ein historischer Meilenstein und eine Zäsur gefeiert, sondern auch die Kontinuität vor und nach diesem Datum betont. Doch waren die Feierlichkeiten stets von den jeweils herrschenden politischen Konstellationen und vom jeweiligen Zeitgeist geprägt.

Im Jahr 1617, als sich dunkle Wolken über Europa zusammenzogen und man sich auf einen blutigen Glaubenskrieg zubewegte, verkörperte Luther ein Symbol des Kampfes gegen Rom und das Papsttum. Anfang des 18. Jahrhunderts (1717) wurde Luther als Befreier aus dem finsteren Mittelalter gefeiert. Hundert Jahre später, als auf der Wartburg die Völkerschlacht bei Leipzig als religiös-nationale Feier zelebriert wurde, wurde Luther zum deutschen Nationalhelden erhoben. 1917 wiederum feierte man ihn nicht nur als Schöpfer der deutschen Sprache, sondern erhob ihn gar zur „Personifikation des wahren Deutschen“.[10] Zu seinem 450. Geburtstag, im Jahr der national-

5 Vgl. dazu die umfangreiche Monographie mit zahlreichen Abhandlungen zum Leben und Schaffen von Truber, vor allem in Baden-Württemberg: Sönke Lorenz, Anton Schindling, Wilfried Setzler (Hgg.): Primus Truber. Der slowenische Reformator und Württemberg. Stuttgart 2011; zu den neuesten kulturhistorischen und literarischen Erkenntnissen zu Truber vgl. auch die Beiträge im bereits erwähnten Sammelband: Jerše (Hg.): Vera in hotenja.

6 Ebenda, S. 258.

7 Mehr dazu Hartmut Lehmann: Martin Luther und der 31. Oktober 1517. In: Paul Münch (Hrg.): Jubiläum, Jubiläum … Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung. Essen 2005, S. 45–60.

8 Man könnte als Beginn der Reformation eher die Verbrennung der Bannbulle im Jahr 1520 halten, denn 1517 war Luther eher ein „Reformkatholik“ als einer, der die Reformation begründet hatte (vgl. Margot Käßmann: Reformation und Ökumene – eine Herausforderung. Vortrag, gehalten am 11.3.2016 in Luxemburg, <http://www.ekd.de/vortraege/2016/20160311_kaesmann_reformationsjubilaeum.html>, 24.4.2017).

9 Vgl. z. B. Erwin Iserloh: Luthers Thesenanschlag – Tatsache oder Legende? Wiesbaden 1962.

10 Kurt Koch: Geleitwort. In: Kurt Koch (Hg.): Luther für Katholiken. München 2016, unpag.

sozialistischen Machtergreifung 1933, wurde Luther als gottgesandter Führer (oder wenigstens sein Vorbote) gefeiert, während man ihn nach dem verlorenen Krieg 1946, an seinem 400. Todestag, als Tröster der Deutschen verstand, der in den 1980er-Jahren, als Ost und West um das Luthererbe rivalisierten, in der DDR vom Fürstenknecht zum Vertreter der frühbürgerlichen Revolution avancierte.[11]

In den Gebieten des heutigen Slowenien wurde in diesem Kontext mehr Wert auf die mit Primus Truber verbundenen Feierlichkeiten gelegt, doch wurde, wie aus den historischen Quellen hervorgeht, auch Luthers und der Anfänge der Reformation gedacht. Nachdem Slowenien 1991 seine Selbständigkeit erklärt hatte,[12] wurde 1992 der Reformationstag zum gesetzlichen Feiertag proklamiert: Slowenien ist allerdings auch der einzige Staat innerhalb der Europäischen Union, der auf seiner Ein-Euro-Münze mit Primus Truber einen Reformator und evangelischen Pfarrer abgebildet hat, der sowohl mit seiner Reformationsarbeit als auch mit seinen Übersetzungen und zahlreichen Texten auf Slowenisch dem kleinen slowenischen Volk bereits im 16. Jahrhundert den Weg zu den kulturell fortschrittlichen Nationen des damaligen Europa aufzeigte und sicherte.

Im Hinblick auf den 500. Reformationsjahrestag, der auch in Slowenien feierlich begangen wurde – die ersten Feierlichkeiten fanden bereits im Oktober 2016 statt[13] – wird im Folgenden der Frage nachgegangen, ob und wie in

11 Margot Käßmann: Reformation und Ökumene (unter dem Titel 2.1 Kritischer Rückblick).

12 Mehr dazu in Peter Vodopivec: Slowenien. In: Dunja Melčić (Hg.): Der Jugoslawien-Krieg: Handbuch zu Vorgeschichte, Verlauf und Konsequenzen. Wiesbaden 1999, S. 36–39.

13 Anfang Oktober 2016 wurde die Veranstaltungsreihe „Zwölf Apfelbäumchen für ein klares Wort" eröffnet, welche reformatorische Ereignisse mit klaren Aussagen zu aktuellen Themen verbindet. Das erste Apfelbäumchen wurde in Trubers Geburtsort Rašica gepflanzt, zum Gedenken an den aus Krain stammenden, ersten evangelischen Bischof der Siebenbürger Sachsen, Paul Wiener (1495–16.9.1554 in Sibiu/Hermannstadt). Die europäische Biographie Wieners führte sinngemäß zum aktuellen Thema „Europa mit und ohne Grenzen". Die Veranstaltung wurde gleichzeitig auch der Startpunkt des Reformationsgedenkens in den Ländern Slowenien und Rumänien. Darüber hinaus knüpft seit November 2016 der Europäische Stationenweg ein Band (<https://r2017.org/europaeischer-stationenweg/>, 23.4.2017). Der Reformations-Truck mit der interaktiven Ausstellung zur Reformation, mit dem jeweils 36 Stunden lang eine Station gemacht wurde, hat am 24. und 25. Januar 2017 zunächst Ljubljana und dann die Kirchengemeinde Putzendorf (sl. Puconci) im Übermurgebiet (sl. Prekmurje) aufgesucht. Am 4. April wurde in der slowenischen National- und Universitätsbibliothek (sl. Narodna in univerzitetna Knjižnica; i. F.: NUK) feierlich die zentrale slowenische Ausstellung zum 500. Reformationsjubiläum mit dem Titel „Božja beseda ostane na veke" [Gottes Wort bleibt ewig] (Autor der Ausstellung: Dr. Jonatan Vinkler, <http://www.nuk.uni-lj.si/aktualno/razstave/2016/beseda-bozja>, 23.4.2017) eröffnet, ferner wurde auf der Burg von Ljubljana in der Organisation des Goethe-Instituts Ljubljana die künstlerisch-poetische Ausstellung „Aufs Maul geschaut. Mit Luther in die Welt der Wörter" gezeigt (Kurator: Dr. Friederich W. Block, Kassel),

den mit überwiegend slowenischer Bevölkerung besiedelten Gebieten Österreich-Ungarns[14] in den Wirren des Ersten Weltkrieges an die reformatorischen Ereignisse aus dem Jahr 1517 erinnert wurde. Es wird der Versuch unternommen, anhand von Archivquellen und der spärlichen Berichte in den damaligen Zeitungen[15] die Feierlichkeiten zum 400. Reformationsjubiläum zu rekonstruieren und zu erörtern.[16] Die Untersuchung konzentriert sich auf die Krainer Hauptstadt Laibach (sl. Ljubljana[17]), während auf die Situation im Übermurgebiet (sl. Prekmurje) nicht näher eingegangen wird.[18] Es ist zu

<https://www.goethe.de/ins/si/de/ver.cfm?fuseaction=events.detail&event_id=20941130>, 25.4.2017; vgl. auch Kozma Ahačič (Hg.): Raz-stavljena usta. Z Luthrom v svet besed [Aufs Maul geschaut. Mit Luther in die Welt der Wörter]. Ljubljana 2017, begleitet von einer Reihe von Veranstaltungen (Diskussionen, Konzerte etc.).

14 Wenn in diesem Kontext von den „slowenischen" Gebieten gesprochen wird, sind die mit der slowenischen Bevölkerung besiedelten Gebiete Österreich-Ungarns gemeint bzw. enger gesehen das Territorium des heutigen Sloweniens. Dazu gehörten Teile der Südsteiermark, das Land Krain, das slowenische Istrien, der größte Teil der ehemaligen Grafschaft Görz und ein Teil des slowenischen Südkärnten.

15 Hier ist die periodische Presse gemeint, die im untersuchten Zeitraum in der Krain und in den benachbarten Ländern sowohl in deutscher (z. B. Laibacher Zeitung) als auch in slowenischer Sprache (z. B. Dom in svet [Das Heim und die Welt] oder Slovenec [Der Slowene]) erschienen ist; vgl. zur Pressegeschichte Tanja Žigon: Deutschsprachige Presse in Slowenien (1707–1945). Teil 2: Deutschsprachige Presse in Krain von 1860 bis 1945. In: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur und Geschichte 13 (2005), S. 127–154.

16 Eine umfangreiche Bibliographie zum Protestantismus in den slowenischen Gebieten wurde 1995 von Franc Kuzmič erstellt, bei dem ich mich für die wertvollen Ratschläge bezüglich der evangelischen Presse im slowenischen Raum und anderen Quellen herzlich bedanke (vgl. Franc Kuzmič: Bibliografija o protestantizmu na Slovenskem [Bibliographie zum Protestantismus in Slowenien]. In: Zbornik soboškega muzeja IV [Jahresschrift des Museums in Murska Sobota IV] (1995), S. 139–216); die vorliegende Bibliographie wurde 2006 vom Historiker Alojz Cindrič erweitert (vgl. Alojz Cindrič: Izbrana bibliografija o protestantizmu na Slovenskem (1995–2005) [Ausgewählte Bibliographie über den Protestantismus in den slowenischen Gebieten]. In: Marko Kerševan (Hg.): Protestantizem, slovenska identiteta in združujoča se Evropa [Protestantismus, slowenische Identität und das sich vereinende Europa]. Ljubljana 2006, S. 387–430.

17 Der zeitgenössische Quellenbegriff dieser Zeit war sowohl Laibach als auch Ljubljana: Seit 1882 stellten nämlich die slowenischnationalen Kräfte die Mehrheit im Gemeinderat und den Bürgermeister, und Slowenisch war die Amtssprache in der Stadtverwaltung. Sukzessiv, weil die Deutschnationalen immer wieder Widerstand leisteten, wurden vom Magistrat die Straßennamen slowenisch benannt und man ließ slowenische Aufschriften anbringen. Nach dem starken Erdbeben 1895 erfolgte unter Bürgermeister Ivan Hribar (1851–1941) der Neuaufbau und eine Erweiterung der Stadt als slowenischnationales Zentrum. Vor Beginn des Ersten Weltkrieges und dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie war aus Laibach Ljubljana geworden (Joachim Hösler: Slowenien. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Regensburg 2006, S. 124f.). Im Weiteren wird die Ortsbezeichnung Laibach gebraucht, wenn sich die Benennung auf das 19. Jahrhundert bezieht oder wenn der deutsche Name in den zitierten Quellen vorkommt, ansonsten wird der slowenische Ortsname Ljubljana benutzt.

18 Die geopolitische Lage dort war anders als in Ljubljana: Prekmurje, wie das Gebiet auf Slowenisch genannt wird, gehörte zum ungarischen Teil der Monarchie; nach dem kurzfris-

vermuten, dass das Jubiläum wegen des Krieges nur im kleinen Kreis der evangelischen Gemeinde gefeiert wurde und darüber hinaus von der lokalen Öffentlichkeit fast unbemerkt über die Bühne ging.

Historischer Rückblick und die Gründung der Laibacher Kirchengemeinde

Die Gebiete zwischen Mur- und Rabetal (sl. Pomurje und Porabje) wurden bereits Ende des 16. Jahrhunderts größtenteils der evangelischen Kirchenverwaltung unterstellt. Im Unterschied zu den innerösterreichischen Ländern, wo die Gegenreformation den Protestantismus in einem hohen Maße ausrottete, konnte er sich (sowohl in der lutherischen als auch calvinistischen Ausrichtung) hier, in den nordöstlichen Gebieten des heutigen Slowenien, bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts festigen.[19] Die Gründe dafür sind vielseitig: Der Bauernstand wurde wegen des noch nicht formierten Bürgertums zum Träger der neuen religiösen Lehre, die Grundherren zeigten wegen der Türkengefahr eine beträchtliche Indolenz gegenüber der Gegenreformation, die Glaubensfreiheit musste gehört und berücksichtigt werden.[20] Allerdings muss hier auch erwähnt werden, dass nach der Vertreibung der Protestanten aus der

tigen Versuch der Gründung einer Murrepublik (sl. Murska republika) am 29. Mai 1919, deren Unabhängigkeitsträume schon nach wenigen Tagen beendet worden waren, wurde das Gebiet 1919 an das Ende Oktober 1918 entstandene Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen angeschlossen. Zum Thema Evangelische in Slowenien in der Zwischenkriegszeit vgl. Boštjan Zajšek: Nemški evangeličani na Slovenskem med obema svetovnima vojnama [Die deutschen Evangelischen in Slowenien in der Zwischenkriegszeit]. In: Kronika: časopis za slovensko krajevno zgodovino [Chronik: Zeitschrift für slowenische Lokalgeschichte] 59 (2011) H. 1, S. 91–106.

19 Mehr dazu Mihael Kuzmič: Reformacija pri ogrskih Slovencih in njena kontinuiteta [Reformation bei den ungarischen Slowenen und ihre Kontinuität]. In: Franc Jakopin, Marko Kerševan, Jože Pogačnik (Hgg.): III. Trubarjev zbornik. Reformacija na Slovenskem – ob štiristoletnici Trubarjeve smrti. Prispevki z mednarodnega znanstvenega simpozija 1987. [III. Samelband zu Truber. Reformation in den slowenischen Gebieten – anlässlich des 400-Jahrestages von Trubers Tod. Beiträge des internationalen wissenschaftlichen Symposiums 1987]. Ljubljana 1996, S. 52–62; vgl. auch Franc Kuzmič: Oris protestantizma v prostoru med Radgono in Puconci [Der Protestantismus im Raum zwischen Bad Radkersburg (sl. Radgona) und Putzendorf]. In: Evangeličanski koledar za leto 2008 [Evangelischer Kalender für das Jahr 2008], S. 116–127.

20 Vgl. Franc Šebjančič: Protestantsko gibanje panonskih Slovencev od konca 16. do konca 18. stoletja [Die protestantische Bewegung der pannonischen Slowenen vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts]. In: Časopis za zgodovino in narodopisje [Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde] 7 (XLII) (1971) H. 2, S. 159–165; ders.: Protestantsko gibanje panonskih Slovencev (od začetkov reformacije do dualistične ureditve Avstro-Ogrske) [Die protestantische Bewegung der pannonischen Slowenen (von den Anfängen bis zum österreich-ungarischen Ausgleich)]. Murska Sobota 1977.

Steiermark und Krain im Zuge der Gegenreformation jegliche Bindungen zu den Landsleuten auf dem rechten Murufer durchtrennt wurden und man deswegen auf die Unterstützung baute, die aus den ungarischen Gebieten zu erwarten war.[21] Nach dem Toleranzpatent (1781) Kaiser Josephs II. (1741–1790, Kaiser 1780–1790) lebten die Protestanten im Übermurgebiet im Rahmen der Ungarischen Evangelischen Christlichen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses, bis 1922 das Evangelische Seniorat des Übermurgebiets (sl. Prekmurska evangeličanska šinjorija) gegründet wurde, das später im Rahmen der 1930 entstandenen Deutschen Evangelischen Christlichen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses im Königreiche Jugoslawien tätig war[22] – was wiederum bedeutete, dass die Evangelischen im Übermurgebiet nun von dem traditionellen ungarischen geistigen und kulturellen Hintergrund getrennt wurden und sich aufs Neue umorganisieren mussten.[23]

Evangelische Presse auf Slowenisch erschien in diesen Gebieten erstmals 1920, als eine Nummer des sog. *Luther kalendari* [Luther-Kalender für das Jahr 1920] – noch in der ungarischen Schreibweise – publiziert wurde.[24] Ferner gab man von 1922 bis 1941 auch noch die erste Monatsschrift des Evangelischen Seniorats des Übermurgebiets heraus, betitelt *Düševni list* [Seelenblatt]. In den Jahrgängen nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Reformationsfeierlichkeiten nicht erwähnt. Es wurden jedoch stets Texte zu Truber, Philipp Melanchton (1497–1560) und Luther[25] wie auch zu den protestantischen Autoren aus dem Übermurgebiet veröffentlicht, die das literarische, kulturelle und theologische Schaffen der Region geprägt haben, zum Beispiel der evangelische Pfarrer, Lehrer, Übersetzer und Verfasser zahlreicher Schriften, Štefan Küzmič (1723–1779).[26]

21 Metka Fujs: Politično opredeljevanje prekmurskih evangeličanov med vojnama [Wie sich die Evangelischen aus dem Übermurgebiet in der Zwischenkriegszeit politisch definierten]. In: Evangeličanski koledar za leto 1996 [Evangelischer Kalender für das Jahr 1996], S. 62–67, hier: S. 63.

22 Mihael Kuzmič: Reformacija pri ogrskih Slovencih, S. 56.

23 Fujs: Politično opredeljevanje, S. 63.

24 Das kontinuierliche Herausgeben des Evangelischen Kalenders erfolgt seit 1923.

25 Vgl. dazu Franc Kuzmič: Martin Luther in Prekmurje [Martin Luther und das Übermurgebiet]. In: Evangeličanski koledar za navadno leto 2017 [Evangelischer Kalender für das Jahr 2017], S. 191–194.

26 Mehr zu seiner Person: Antoša Leskovec, Mira Medved, Jože Ternar (Hgg.): Zbornik Štefana Küzmiča: gradivo s simpozija ob 250-letnici rojstva [Jubiläumsschrift – Štefan Küzmič: Symposium anlässlich seines 250. Geburtstages]. Murska Sobota 1974; vgl. auch Franc Kuzmič: Trije evangeličanski seniorji in njihova publicistična dejavnost [Drei evangelische Senioren und ihre publizistische Tätigkeit]. In: Evangeličanski koledar za leto 2014 [Evangelischer Kalender für das Jahr 2014], S. 184–192.

Im Gegensatz zu den östlichen Gebieten des heutigen Slowenien war das Land Krain von der Gegenreformation stark betroffen. Primus Truber, der in den 1530er-Jahren in Laibach in seinen auf Slowenisch gehaltenen Predigten zunehmend protestantisches Gedankengut zum Ausdruck brachte und Mitte des 16. Jahrhunderts die ersten Bücher in slowenischer Sprache herausgab (*Catechismus in der windischen Sprach* und *Abecedarium*),[27] musste so wie viele andere evangelisch Gesinnte – darunter auch der in Krainburg (sl. Kranj) geborene Paul Wiener, der spätere erste evangelische Bischof in Siebenbürgen[28] – fliehen und das Land verlassen. Durch die Gegenreformation wurde der Protestantismus vollkommen unterdrückt. Erst im 19. Jahrhundert wurden von den meist deutschsprachigen Zuwanderern, die aus den deutschen protestantischen Ländern kamen, sich auf der Suche nach einem besseren Leben in den Gebieten des heutigen Sloweniens niedergelassen und ihren Lebensunterhalt als Soldaten, Industriearbeiter, Handwerker usw. bestritten haben,[29] neue evangelische Gemeinden in der Krainer Hauptstadt, in Cilli (sl. Celje) und Marburg an der Drau (sl. Maribor) gegründet.[30]

Die evangelische Kirchengemeinde in Laibach, die in der reformatorischen Bewegung des 16. Jahrhunderts wurzelt, wurde offiziell am 27. Oktober 1850[31] gegründet, während der Grundstein der evangelischen Kirche zwei Jahre

27 Die endgültige Kodifizierung der slowenischen Schriftsprache erfolgte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als 1584 die protestantische slowenische Bibelübersetzung von Jurij (Georg) Dalmatin (1547–1589) in Wittenberg gedruckt wurde, womit sich die slowenische Sprache endgültig als Ausdrucksmittel einer fortgeschrittenen Kultur durchsetzte. Mehr dazu in Kozma Ahačič: Zgodovina misli o jeziku in književnosti na Slovenskem: protestantizem [Die Geschichte der Gedanken über die Sprache und Literatur in den slowenischen Gebieten: Protestantismus]. Ljubljana 2007.

28 Theodor Elze: Paul Wiener, Mitreformator in Krain, Gebundener des Evangeliums in Wien, erster evangelischer Bischof in Siebenbürgen. Wien, Leipzig 1882; vgl. auch Theodor Elze: Wiener, Paul. In: Allgemeine Deutsche Biographie 42 (1897), S. 420–422, <https://www.deutsche-biographie.de/pnd139105832.html#adbcontent>, 30.4.2018; Hermann Pitters: Paul Wiener (1495–1554) – Ein Europäer der Reformation. Vortrag am 9. Oktober 2016 in Rašica (Slowenien), im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Zwölf Apfelbäumchen für ein klares Wort".

29 Vgl. Zajšek: Nemški evangeličani na Slovenskem, S. 93.

30 Zu der Geschichte der evangelischen Kirche in Slowenien vgl. Vili Kerčmar: Evangeličanska cerkev na Slovenskem [Evangelische Kirche in Slowenien]. Murska Sobota 1995.

31 Die ersten Gottesdienste fanden in privaten Räumlichkeiten bereits in der ersten Hälfe des 19. Jahrhunderts statt; der erste öffentliche Gottesdienst in Ljubljana wurde im Jahr 1826 gefeiert, wie man einem Bericht aus dem Jahr 1927 entnehmen kann: „Vor 100 Jahren wurde nach fast 300jährigem Stillstande der erste evangelische Gottesdienst in Laibach gehalten" (Bericht im Zgodovinski arhiv mesta Ljubljane [i. F.: ZAL; Stadtarchiv Ljubljana]): ZAL LJU 295, Protestantska cerkvena občina [Protestantische Kirchengemeinde], Fasc. 23, Sch. 44, Mappe 7: Festbericht der evangelischen Kirchengemeinde Laibach anlässlich ihres 75-jährigen Bestandes 1852–1927, S. 3).

später, im Jahr 1852, gelegt wurde. Die Gemeinde stellte im Vergleich mit der katholischen Kirche eine Minderheit[32] dar, und so liest man im Festbericht der evangelischen Kirchengemeinde Laibach anlässlich ihres 75-jährigen Bestehens im Jahr 1927:

> Als alleiniger Hort evangelischen Lebens unter fast einer Million Andersgläubigen wirkt sie [die Laibacher Kirchengemeinde, Anmerkung T. Ž.] seitdem [seit ihrer Gründung, Anmerkung T. Ž.] ununterbrochen fort an der Verbreitung christlicher Gesinnung und evangelischer Geisteskultur durch Verkündung des Evangeliums und in Taten echter Bruderliebe, die keine Schranken kennt. Weit über die Grenzen ihres gegenwärtigen Sprengels hinaus erstreckte sich ihre Wirksamkeit; die Schwestergemeinden Agram und Cilli hat sie organisiert und eine Zeitlang betreut. Sie selbst wuchs durch zunehmende Zahl ihrer Glieder und die Treue derselben zu einem angesehenen Gemeinwesen und Faktor des öffentlichen Lebens heran.[33]

Die anfangs kleine Gemeinde zählte im Jahr 1912 bereits 600 Mitglieder, was im Vergleich mit den anderen evangelischen Gemeinden in der Umgebung eine relativ hohe Zahl war: Die Gemeinde in Cilli hatte im gleichen Jahr 551 Mitglieder, in Triest wurden 835 Mitglieder gezählt und in der Residenzstadt Wien sprechen Statistiken von 10.725 Mitgliedern.[34]

Die Gemeinde eröffnete im Mai 1855 sogar eine evangelische Schule mit deutscher Unterrichtssprache. Deutsch hatte eine gewisse Leitposition inne und die meist liberalgesinnten Krainer Deutschen, die Mitte des 19. Jahrhun-

32 Heute gehören zur Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Slowenien vierzehn Kirchengemeinden; sie ist die größte protestantische Kirche in Slowenien und zählt etwa 20.000 Mitglieder (0,8 Prozent der Gesamtbevölkerung; zu der römisch-katholischen Religion bekennen sich nach statistischen Angaben 57,6 Prozent der Bevölkerung). Die meisten Evangelischen leben im äußersten Nordosten Sloweniens, im Übermurgebiet (vgl. Lutherischer Weltbund, <https://web.archive.org/web/20110926215127/http:/www.lutheranworld.org/lwf/wp-content/uploads/2011/03/LWF-Statistics-2010.pdf>, 23.4.2017; vgl. auch Geza Filo: Das Verhältnis von Staat und evangelischen Kirchen in Slowenien. In: Ulrich A. Wien, Mihai-D. Grigore (Hgg.): Exportgut Reformation. Ihr Transfer in Kontaktzonen des 16. Jahrhunderts und die Gegenwart evangelischer Kirchen in Europa. Göttingen 2017, S. 383–389.

33 ZAL LJU 295, Protestantska cerkvena občina [Protestantische Kirchengemeinde], Fasc. 23, Sch. 44, Mappe 7: Festbericht der evangelischen Kirchengemeinde Laibach anlässlich ihres 75-jährigen Bestehens 1852–1927, S. 3.

34 ZAL LJU 295, Protestantska cerkvena občina [Protestantische Kirchengemeinde], Fasc. 19, Sch. 38: Die XV. Superintendial-Versammlung der Wiener Superintendenz helv. Bek. abgehalten in Wien von 14. bis 16. September 1913, S. 30; vgl. auch Bojan Cvelfar: Nobene škode? (Iz zgodovine protestantizma v Celju) [Kein Schaden? (Aus der Geschichte des Protestantismus in Cilli)]. In: Evangeličanski koledar za leto 2004 [Evangelischer Kalender für das Jahr 2004], S. 126–134, hier: S. 133.

derts in Krain die politische Elite stellten, befürworteten die Suprematie der deutschen Kultur und Sprache – die nationalistische Positionen wurden noch nicht in den ethnischen Unterschieden begründet.[35] In diesem Sinn widmete man der schulischen Ausbildung große Aufmerksamkeit, und zwar nicht nur für die deutschen Muttersprachler. Deutsch war auch für die Bildung der slowenischen Schüler von Bedeutung.[36] Die meisten Slowenen sprachen beide Landessprachen und vor allem die slowenische Intelligenz, die bis zur Gründung einer slowenischen Universität 1919 überwiegend an der Wiener Alma Mater studierte, beherrschte die deutsche Sprache besser als die slowenische.[37]

An der feierlichen Eröffnung der neuen evangelischen Schule nahmen zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben teil, darunter „der Herr Statthalter Graf Chorinsky, Herr Hofrath Graf Hohenwart, Hr. Polizeidirektor und Regierungsrath Strobach, Herr Schulrath Dr. Močnik […]", worüber detailliert in der *Laibacher Zeitung* berichtet wurde.[38] Erst in den 1880er-Jahren kam im Zuge des sich verschlechternden Verhältnisses zwischen Deutschen und Slowenen in Krain die Frage nach der Notwendigkeit einer Schule mit Deutsch als einziger Unterrichtssprache in der Stadt auf. Laut Volkszählung von 1880 war nämlich Deutsch die Umgangssprache von 21 % der Bevölkerung in Laibach.[39] In dieser Hinsicht muss jedoch der Umstand berücksichtigt werden, dass die Durchführenden der Volkszählun-

35 In der altäglichen Kommunnikation bediente man sich sich sowohl der deutschen als auch der slowenischen Sprache und keiner kümmerte sich um die nationale Zugehörigkeit. So schreibt z. B. der slowenische Politiker und Jurist Josip Sernec (1844–1925) – zwar aus der Untersteiermark, jedoch war die Situation in Krain nicht viel anders – in seinen *Memoiren*, dass sein Vater fließend Slowenisch gesprochen habe und dass sich auch seine Mutter dieser Sprache bedient habe, allerdings unter Zuhilfenahme zahlreicher Germanismen und fährt fort, dass man nur mit der Familie und mit den bäuerlichen Schulkameraden Slowenisch gesprochen, während man sich ansonsten der deutschen Sprache bedient habe (vgl. Josip Sernec: Spomini [Memoiren]. Ljubljana 1927, S. 2.

36 Dragan Matić: Nemci v Ljubljani 1861–1918 [Deutsche in Laibach 1861–1918]. Ljubljana 2002, S. 423f. Die evangelische Schule wurde allerdings auch von zahlreichen Katholiken besucht. Vgl. Angela Ilić: „Podajmo si roke in srca!" Verska solidarnost nemških protestantov z evangeličani v slovenskih deželah 1856–1918 [„Reicht uns Herz und Hand!" Solidarität deutscher Protestanten mit evangelischen Christen in den slowenischen Ländern, 1856–1918]. In: Stati inu obstati. Revija za vprašanja protestantizma (2016) H. 23–24, S. 193–219, 306, hier: S. 198f.

37 Tanja Žigon, Karin Almasy, Andrej Lovšin: Vloga in pomen prevajanja učbenikov v 19. stoletju [Die Rolle und Bedeutung des Übersetzens der Schulbücher im 19. Jahrhundert]. Ljubljana 2017, S. 53–57.

38 Laibacher Zeitung Nr. 121 (29. Mai 1855), S. 526.

39 Allerdings weist die Statistik 224 gemischtsprachige Ehen aus, was darauf hinweist, dass die Bevölkerung wie auch die Kirchengemeinde in einem ruhigen Miteinander lebte und „nicht so verfeindet war, wie es die nationale Polemik in der Publizistik suggeriert" (Hösler: Slowenien, S. 124).

gen nur einen einzigen Eintrag in der Rubrik „Umgangssprache" akzeptierten – die zweite Sprache, in diesem Falle Deutsch, wurde einfach gestrichen. So sank allmählich der Anteil der „Deutschen" sowohl aufgrund dieser realitätsverzerrenden Erfassung[40] als auch aufgrund des stärkeren Wachstums der slowenischen Bevölkerung. Deshalb erhob sich die Frage nach der Notwendigkeit einer evangelischen deutschen Schule in der Stadt. Im März 1886 konstatierte sogar die *Laibacher Zeitung*, dass selbst Wien im Verhältnis nicht so viele deutsche Volksschulen habe wie die deutlich kleinere Krainer Landeshauptstadt Laibach, „in welcher 5.658 Deutsche und 18.845 Slovenen wohnen".[41] Es wurden „abgesehen von einer k. k. Übungsschule für Knaben und einer k. k. Übungsschule für Mädchen, beide mit deutscher und slovenischer Unterrichtssprache, und einer sprachlich ebenso eingerichteten, von 800 Mädchen besuchten Schule der Ursulinen"[42] sechs deutsche Volksschulen aufgezählt, darunter auch „die (von der [Krainer, Anm. T. Ž.] Sparkasse subventionierte) ausschließlich deutsche evangelische Volksschule".[43] Die evangelische Schule, deren Errichtung auch über die überwiegende nationale (also deutsche) Zugehörigkeit der Gemeindemitglieder Auskunft gibt, hat bis zum Ende des Ersten Weltkrieges die Laibacher Schullandschaft mitgeprägt, allerdings mit einer Unterbrechung von 1889/1890 bis 1904/1905.[44]

Die kulturelle und die geopolitische Lage wie auch die Situation in der Laibacher Kirchengemeinde veränderte sich mit dem Ersten Weltkrieg schlagartig, wie Zeitzeugen (in gebrochenem Deutsch) im Jahr 1927 berichten:

> Durch Krieg und Umsturz hat sich die Hälfte ihrer Glieder und ihr ganzes Vermögen verloren und kämpft seither um ihren Bestand. Kirche und Pfarrhaus verfielen und der Opferwilli (sic!) der Gemeindeglieder reichte nicht aus, sie zu retten. Man wollte schon verzagen, aber „wo Not am grössten, da ist Gott am nächsten". Der Gustav-Adolf-Verein, die evangelische Schweiz und Brüder und Schwestern aus dem Inlande haben uns geholfen, die Gebäude sind wieder hergestellt und wir von grosser Not befreit.[45]

Aus den geschilderten Zuständen in der Laibacher evangelischen Kirchengemeinde stellt sich die Frage, inwieweit man 1917 angesichts des Krieges

40 Ebenda.
41 Vgl. Anonym: Dr. Tomaszczuk, Krains neuer Anwalt. In: Laibacher Zeitung Nr. 68 (26.3.1886), S. 557.
42 Ebenda.
43 Ebenda; vgl. auch Matić: Nemci v Ljubljani, S. 279.
44 Mehr dazu Ilić: „Podajmo si roke in srca!", S. 199.
45 ZAL LJU 295, Protestantska cerkvena občina [Protestantische Kirchengemeinde], Fasc. 23, Sch. 44, Mappe 7: Festbericht der evangelischen Kirchengemeinde Laibach anlässlich ihres 75-jährigen Bestandes 1852–1927, S. 3.

überhaupt dazu bereit war, Reformationsfeierlichkeiten zu organisieren – und wenn, wie des 400. Reformationsjubiläums gedacht wurde. Es gibt allerdings Grund zur Annahme, dass man im Jahr 1917 keinen besonderen Anlass zu großen Feierlichkeiten hatte. Bereits die ersten Einblicke in die wichtigeren Tageszeitungen der damaligen Zeit, sowohl in Laibach wie auch in Marburg an der Drau oder in Cilli, verraten, dass Reformationsfeierlichkeiten im Jahr 1917 kein großes Thema waren – eigentlich wurden sie meistens von der Berichterstattung ganz außer Acht gelassen. Es wird im Weiteren versucht, anhand der Archivquellen zu überprüfen, ob dieser erste allgemeine Eindruck auch der Realität entspricht oder ob die Kriegsberichterstattung die „weniger wichtigen" Themen schlicht verdrängte.

Die Feierlichkeiten anlässlich des 400. Jahrestages der Reformation

Wie bereits angedeutet, ist die slowenische Reformationsforschung eng mit der zentralen Persönlichkeit der slowenischen reformatorischen Bewegung, Primus Truber,[46] verbunden. Von seiner hervorragenden Bedeutung, die gleichzeitig als Ausgangspunkt für eine breit angelegte historische Kontextualisierung und fundierte Erforschung der Reformation verstanden werden kann, zeugen zahlreiche Publikationen, die anlässlich seines 400. Todestages[47] wie auch des 400. und 500. Jahrestages seiner Geburt publiziert wurden.[48] Besonders ergiebig ist die umfangreiche Festschrift, die 1908 anlässlich des 400. Geburtstags von Truber herausgegeben wurde; dies in einer besonders spannungsreichen Zeit, in der man außenpolitisch mit der Bosnischen Krise[49] zu kämpfen hatte und es innenpolitisch zu den folgenreichen Auseinandersetzungen zwischen der slowenischen und der deutschen Bevölkerung zunächst

46 Mehr dazu Luka Ilić, Angela Ilić: Primus Truber und die Anfänge der lutherischen Kirche in Slowenien. In: Ost-West. Europäische Perspektiven 18 (2017) H. 2, S. 116–123.

47 Vgl. Franc Jakopin, Marko Kerševan, Jože Pogačnik (Hgg.): III. Trubarjev zbornik; Walter Döttling: Primus Truber. 1508–1586: zum 400. Todestag des slowenischen Reformators. Leben und Werk. Tübingen 1986.

48 Vgl. Fran Ilešič (Hg.): Trubarjev zbornik [Sammelband zu Truber]. Ljubljana 1908; Edo Škulj (Hg.): Primož Trubar. Trubarjev simpozij v Rimu [Primus Truber. Trubers Symposium in Rom]. Celje 2009; Sašo Jerše (Hg.): Vera in hotenja. Študije o Primožu Trubarju in njegovem času [Glauben und Wille. Studien zu Primus Truber und seiner Zeit]. Ljubljana 2009; Aleksander Bjelčevič (Hg.): Reformacija na Slovenskem (ob 500-letnici Trubarjevega rojstva)/The Reformation in Slovene Lands (on the 500th Anniversary of Trubar's Birth). Ljubljana 2010.

49 Mehr dazu Horst Haselsteiner: Bosnien-Hercegovina. Orientkrise und südslavische Frage. Wien 1996; Helmut Rumpler: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien 2007.

in Pettau (sl. Ptuj) und Cilli[50] und danach auch in Laibach gekommen war,[51] woraufhin die österreichische Armee intervenierte, was einige Opfer forderte.[52] Vor allem in den slowenischen Kulturzeitungen *Ljubljanski zvon* [Laibacher Glocke] und *Dom in Svet* [Heim und die Welt] wie auch in der einzigen evangelischen Zweimonatsschrift *Blagovestnik* [Der Apostel], die von dem aus Tschechien stammenden evangelikalen Prediger und Übersetzer Anton Chráska (1868–1953)[53] redigiert wurde, hat man Trubers gedacht. In *Ljubljanski zvon* wurde im September 1908 eine längere Abhandlung aus der Feder des Literaturkritikers Ivan Merhar (1874–1915)[54] veröffentlicht, während *Dom in svet* zwei umfangreichere Arbeiten ankündigte,[55] die 1908 in Buchform erschienen sind. Die erste, betitelt *O kulturnem pomenu slovenske reformacije* [Von der kulturellen Bedeutung der slowenischen Reformation], wurde vom bekannten slowenischen Literaturhistoriker Ivan Prijatelj (1875–1937) geschrieben; die zweite, *Reformacija in socialni boji slovenskih kmetov* [Reformation und die sozialen Kämpfe der slowenischen Bauern], wurde vom Publizisten Albin Prepeluh (1881–1937) unter dem Pseudonym Abditus verfasst und 1908 in Ljubljana herausgegeben. Im Gegensatz dazu brachte *Blagovestnik* auf seiner Titelseite anlässlich des 400. Truber-Geburtstags das von Jurij (Georg) Dalmatin (1547–1589) ins Slowenische übersetzte Lutherlied *Ein feste Burg ist*

50 Ausführlich zu diesem Thema vgl. Janez Cvirn: Trdnjavski trikotnik: politična orientacija Nemcev na Spodnjem Štajerskem (1861–1914). Maribor 1997 / Das „Festungsdreieck": Zur politischen Orientierung der Deutschen in der Untersteiermark (1861–1914). Wien 2016; ders.: Nemško gledanje na Slovence (1848–1914) [Die Slowenen mit deutschen Augen gesehen (1848–1914)]. In: Franc Rozman (Hg.): Sosed v ogledalu soseda od 1848 do danes [Der Nachbar im Spiegelbild des Nachbarn von 1848 bis heute]. Ljubljana 1995, S. 53–77; ders.: Meščanstvo na Slovenskem in proces nacionalne diferenciacije [Das Bürgertum im slowenischen Raum und der Prozess der nationalen Differenzierung]. In: Aleš Gabrič (Hg.): Zbornik 27. zborovanja slovenskih zgodovinarjev [Sammelband der 27. Versammlung der slowenischen Historiker]. Ljubljana 1994, S. 67–73.

51 Es wurde unter anderen auch die 1886 errichtete Gedenktafel von Anastasius Grün, die an der Ecke bei Grüns Geburtshaus auf dem heutigen Platz der Französischen Revolution (sl. Trg Francoske revolucije) hing, geschändet und 1919 endgültig entfernt (vgl. Matić: Nemci v Ljubljani, S. 346). Mehr zum Thema nationale Differenzierung vgl. Hösler: Slowenien, S. 91–127; vgl. auch Beiträge in Harald Heppner (Hg.): Slowenen und Deutsche im gemeinsamen Raum. München 2002.

52 Vgl. Ebenda, S. 345–354; Rok Stergar: Slovenci in vojska, 1867–1914 [Die Slowenen und die Armee, 1867–1914]. Ljubljana 2004, S. 207–219.

53 Mehr zu seiner Person vgl. Daniel Brkič: Anton Chráska med Slovenci: o duhovnih koreninah evangelijskega gibanja pri nas [Anton Chráska unter den Slowenen: zu den geistigen Wurzeln der evangelikalen Bewegung in slowenischen Gebieten]. Koper 1999.

54 Ivan Merhar: Primož Trubar. In: Ljubljanski zvon [Laibacher Glocke] 28 (1908) H. 8, S. 514–525.

55 Dom in svet [Das Heim und die Welt] 21 (1908) H. 10, S. 479.

unser Gott [*Grad trden*][56]; der fünfte evangelische Pfarrer in Laibach, Dr. Ottmar Hegemann, verfasste eine Skizze, betitelt *Zu Primus Trubers 400jährigem Geburtstag (8. Juni 1908)*, die zunächst im *Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich* (Jg. 29) abgedruckt wurde und daraufhin auch noch als Separatabdruck zu bekommen war.[57] An Truber erinnerte am 19. Juni 1908 noch das Organ der österreichischen und jugoslawischen Lehrer *Učiteljski tovariš* [Der Lehrerfreund], das im Feuilleton Trubers Leben und Schaffen beleuchtete.[58] Darüber hinaus wurde in den Jahren 1908 bis 1910 in Laibach das Truber-Denkmal (im Park gegenüber der im Jahr 1848 erbauten Modernen Galerie) errichtet, eine Arbeit des akademischen Bildhauers Franc Berneker (1874–1932).

Nach dem Truber-Gedenken im Jahr 1908 rückte die 400-Jahr-Feier der Reformation näher. 1917 befand sich Europa im Krieg. Die Zeitungen waren ausschließlich mit Kriegsberichterstattung beschäftigt, und nur selten fanden sich alltägliche Nachrichten in den Zeitungsspalten. Nach den schweren Verlusten der k. u. k. Armee in der Elften Isonzoschlacht im September 1917 traf das k. u. k. Oberkommando, ermutigt durch die zugesagte Unterstützung der deutschen Armee, die Entscheidung, den 24. Oktober 1917 als Angriffstag festzulegen. In der Zwölften Isonzoschlacht, die auch als „Wunder von Karfreit" (sl. „Čudež pri Kobaridu") in die Geschichtsschreibung eingegangen ist, gelang es den österreichisch-deutschen Verbänden, den Durchbruch an der Isonzofront zu erzwingen. Die italienische Armee musste sich zurückziehen. Der Sturmlauf der 14. Armee konnte erst am 12. November am Ufer des Flusses Piave gestoppt werden. Somit konzentrierte sich die Presse, sowohl slowenische als auch deutsche Zeitungen, auf die Geschehnisse auf dem Schlachtfeld, sodass alles andere erneut aus dem Fokus geriet. – Es war der kriegsbedingte Blick ins Ungewisse, der den Leuten zu schaffen machte und alles andere zurückdrängte.

Fernab der Schützengräben bereitete man sich ungeachtet der Kriegswirren trotzdem auf das Reformationsjubiläum vor. Entsprechende Feierlichkeiten hatten bereits vor dem Krieg regelmäßig stattgefunden. So ist die Reformation auch im Krieg nicht vollständig in Vergessenheit geraten, sondern sie

56 Der Titel wurde als Grad trden ins Slowenische übersetzt (Blagovestnik (3. Mai 1908); in Slowenien ist die Monatsschrift nur in der Bibliothek Miro Jarc in Novo mesto aufbewahrt): das Lied, das heute den Titel Trden grad je naš Gospod Bog trägt, gilt als Lutherische Hymne.

57 Der Separatabdruck, den Hegemann in Wien auf eigene Kosten drucken ließ und der 1908 im Selbstverlag erschienen war, wird heute in der slowenischen National- und Universitätsbibliothek in Ljubljana aufbewahrt, NUK, Sig. 38160.

58 Anonym: Primož Trubar. In: Učiteljski tovariš XLVIII (1908) H. 25, unpaginiert.

wurde, wie sich anhand der Quellen rekonstruieren lässt, jedes Jahr gefeiert. Besonders aktiv und unermüdlich war der aus Mannheim stammende Laibacher evangelische Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann (1869–1917), der im September 1905 eingesetzt wurde und die Gemeinde bis zu seinem frühen Tod – er verunglückte in den Steiner Alpen Mitte September 1917[59] – leitete.

Hegemann beabsichtigte beim Ausbruch des Weltkriegs, selbst in den Kriegsdienst zu treten, doch wurde ihm dies verweigert; er besuchte während des Krieges „mit unermüdlicher Ausdauer die hiesigen militärischen Krankenhäuser, um den Kriegern der evangelischen Konfession Zeitschriften und Bücher zu bringen und ihnen Trost zuzusprechen".[60] Im Jahr 1917 wurde er kurzfristig als k. u. k. Feldkurat an die Isonzo-Front versetzt, doch wegen der ungünstigen Umstände kehrte er bereits nach einigen Monaten nach Laibach zurück, „wo er trost- und hilfebringende Tätigkeit in den Krankenhäusern wieder aufnahm".[61] Ferner lobte die *Laibacher Zeitung* Hegemanns außerordentlich hohe Intelligenz und sein umfangreiches Wissen. Er beschäftigte sich vielfach mit den religiösen Fragen, die er in den Fachzeitschriften diskutierte, steuerte auch etliche Beiträge für die *Laibacher Zeitung* bei, auch einige „stimmungsvolle Bilder aus dem gewaltigen Ringen auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze"[62], er war begeisterter Geschichtsforscher und interessierte sich für das Theater- und Musikleben in Laibach.[63]

Hegemann nahm seinen Beruf und seine Berufung sehr ernst. Er ließ etliche seiner Predigten abdrucken, damit diese frei zugänglich waren – circa zehn werden heute in der slowenischen National- und Universitätsbibliothek aufbewahrt. Darunter befindet sich auch eine am Reformationstag (29. Oktober) 1905 in der evangelischen Christuskirche zu Laibach gehaltene Predigt mit dem Titel *Der Segen der Reformation*,[64] worin er der Frage nachgeht, was die Evangelischen der Reformation verdanken. Zweifellos hatte Hegemann als ein weltoffener Geist und großer Humanist auch vor, das 400. Reformationsjubiläum feierlich zu begehen. Bereits im Februar 1917 folgte er dem Ruf des Hauptvorstands des Luthervereins zur Erhaltung der deutschen evangelischen Schulen in Österreich und „stiftete zur Luther-Spende, dem Denkmal,

59 Wie die Laibacher Zeitung berichtete kostete ihn seine Liebe zur Natur, insbesondere zu den Alpenhöhen das Leben. Hegemann ist nämlich in den Steiner Alpen unglücklich gestürzt und wurde tot aufgefunden (Laibacher Zeitung 219, 25.9.1917, S. 1371).
60 Ebenda.
61 Ebenda.
62 Ebenda.
63 Ebenda.
64 Ottmar Hegemann: Der Segen der Reformation. Gedruckt bei Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg in Laibach 1905 (NUK, Sig. 46225).

welches das deutsche evangelische Volk durch den Lutherverein zur Erhaltung der deutschen evangelischen Schulen in Österreich errichtet[e], einen Baustein von 1,000 Kronen".[65] Sein Tod durchkreuzte jedoch die Pläne für die Jubiläumsfeierlichkeiten. Allem Anschein nach waren die Mitglieder der Gemeinde wie auch der Gemeindeversammlung nach Hegemanns Tod völlig überfordert – immerhin hatten sie die Schlüsselfigur des Gemeindelebens verloren. Bei der Gemeindesitzung vom 19. September 1917 stellte man lediglich fest, dass Dr. Hegemann am 15. September verunglückt war, es folgten einige aktuelle Themen, die zu besprechen waren, das Reformationsjubiläum ließ man jedoch außer Acht.[66] Aus den Protokollen der Gemeindeversammlung geht hervor, dass man die neuen Umstände erst in der Sitzung im Gemeindesaal vom 23. Oktober 1917 ausführlich besprach. Bei der Sitzung war unter anderen auch der Feldkurat Karl Hubatschek aus Bruck an der Mur anwesend, der bis zum 27. Juli 1918 die Laibacher Kirchengemeinde als Delegierter des Cillier Administrators mit Zustimmung der Superintendentur betreute.[67] Zunächst wurde konstatiert, dass „nach dem Tode Hegemanns alle Wertpapiere der Gemeinde in Ordnung befunden"[68] wurden. Daraufhin berichtete Hubatschek, dass „in der Kasse ein Kriegsanleihepapier auf 200 K lautend, vorgefunden [wurde] unter dem Titel ‚Eigentum des Diakonissenfonds'" und dass „die Zinsen der Papiere der 6 Kriegsanleihen in der Höhe von ungefähr 55 K durch die Postsparkasse überwiesen werden",[69] was davon zeugt, dass Hegemann die Armee mit Kriegsanleihen unterstützt hatte. Erst unter dem Punkt 2 wurde die Reformationsfeier besprochen. Man einigte sich auf Folgendes:

a) Kirchenfeier: Sonntag den 28. Oktober Festgottesdienst der Gemeinde, Mittwoch 31. 10. 10h Militärgottesdienst, 11h Jugendgottesdienst, 8h abends Vortragsabend: Hubatschek: Protest. in Österreich, Mikesch: Protest. in Ungarn. Für die kranken reichsdeutschen Soldaten wird im Garnisonsspital ein Gottesdienst gehalten und dazu das Harmonium überlassen.

---

65 ZAL LJU 295, Protestantska cerkvena občina [Protestantische Kirchengemeinde], Fasc. 9: Uradni in poluradni spisi 1905–1917 [Amtliche und halbamtliche Schreiben 1905–1917], Sch. 18: Luther-Spende.

66 Ebenda, Fasc. 23, Sch. 45: Zapisniki župnišča in občinskih zborov 1907–1934 [Protokolle des Presbyteriums und der Gemeindeversammlungen], S. 118.

67 Pokrajinski arhiv Maribor [i. F.: PAM; Landesarchiv Maribor], Evangelijska verska občina Maribor [Evangelische Kirchengemeinde Marburg an der Drau], SI PAM 1846, Sch. 24: Franz Morgenthaler: Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Laibach [undatiert], S. 60.

68 ZAL LJU 295, Protestantska cerkvena občina [Protestantische Kirchengemeinde], Fasc. 23, Sch. 45: Zapisniki župnišča in občinskih zborov 1907–1934 [Protokolle des Presbyteriums und der Gemeindeversammlungen], S. 119.

69 Ebenda, S. 120.

b) Wohltätigkeitsakte: der Vorschlag des Kurators, aus dem Schulfond dem Lutherverein eine Spende von 1000 K zu widmen, wird einstimmig angenommen. Hubatschek teilt mit, daß durch Herrn Ranth für die mit 31. Okt. in Wien ins Leben tretende „Kinderherberge" bereits 400 K gesammelt wurden. Er übergibt zugleich der Gemeinde 140 K für den Militärfriedhoffond.
c) Festschriften werden an die Jugendarbeit, außerdem eine Festschrift für Erwachsene der Gemeindemitglieder außer Laibach zur Erinnerung an den 31. Oktober mit einer Begleitschrift zugesendet.[70]

Aus dem Typoskript von Franz Morgenthaler d. J. (1909–1943), der einen Teil seines Vikariats in Laibach absolvierte und in dieser Zeit, wahrscheinlich anhand der ihm zugänglichen Dokumente, eine Geschichte der Laibacher Kirchengemeinde verfasste, geht hervor, dass bereits die Sonntage vom 30. September bis 21. Oktober „der Würdigung der Vorreformation galten";[71] am 28. Oktober fand ein Festgottesdienst und am 31. Oktober ein Militärgottesdienst statt. Auch die beiden angekündigten Vorträge am 31. Oktober 1917 wurden gut besucht.[72] Weder die slowenischen noch die deutschen Zeitungen haben darüber viel berichtet, nur in der *Laibacher Zeitung* findet sich in der Ausgabe vom 30. Oktober 1917 unter „Local- und Provinzial-Nachrichten" eine Ankündigung des Militärgottesdienstes, die trotz ihrer Kürze als vielsagend betrachtet werden kann:

> Anlässlich der 400-Jahrfeier der Reformation findet morgen um 10 Uhr vormittags in der evangelischen Christuskirche an der Maria Theresienstraße ein Feldgottesdienst mit deutscher und ungarischer Predigt statt. Damit die Offiziere und die Mannschaftspersonen des evangelischen und des reformierten Glaubensbekenntnisses den Jubeltag feiern und am Feldgottesdienste teilnehmen können, wurde ihnen der 31. Oktober durch Verfügung des Kriegsministeriums freigegeben.[73]

In diesem letzten Quellennachweis zu den Reformationsfeierlichkeiten im Jahr 1917 kommt einerseits die gegenseitige Wertschätzung des lutherischen und des helvetischen Glaubensbekenntnisses zum Ausdruck, andererseits wird einem aber auch der polykulturelle Kommunikationsraum[74] der Habsburgermonarchie vor Augen geführt, der mit dem Ende des Ersten Weltkrieges

70 Ebenda.
71 PAM, Evangelijska verska občina Maribor, SI PAM 1846, Sch. 24: Franz Morgenthaler, S. 60.
72 Ebenda.
73 Laibacher Zeitung 249, 30.10.1917, S. 1572.
74 Mehr dazu in Michaela Wolf: Die vielsprachige Seele Kakaniens. Übersetzen und Dolmetschen in der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918. Wien 2012, S. 87–193.

endgültig verloren ging. In der Donaumonarchie waren viele Sphären des gesellschaftlichen Lebens stark von Mehrsprachigkeit geprägt, obwohl es sich in vielen Fällen, wie bereits erwähnt, eher um eine diglossische Situation handelte. Im Militär blieb die Kommandosprache bis 1918 Deutsch, doch musste ein Regiment, wenn eine Sprache von mindestens 20 Prozent seiner Soldaten gesprochen wurde, auch in dieser Sprache ausgebildet werden.[75] Man kann sich also vorstellen, dass auch bei der Reformationsfeierlichkeit in der Laibacher evangelischen Kirche neben der deutschen wenigstens informell noch andere Sprachen der Monarchie, vor allem Slowenisch, gesprochen wurden.

Schlussfolgerung

Anhand des oben Ausgeführten kann die eingangs gestellte These, dass die Kriegszustände dazu beitrugen, dass das 400. Reformationsjubiläum in der evangelischen Gemeinde in der Krainer Hauptstadt nicht groß gefeiert wurde, nicht zur Gänze bestätigt werden. Leider lassen sich mögliche Feierlichkeiten in anderen Städten (Cilli, Marburg an der Drau) wie auch in den nordöstlichen slowenischen Gebieten mangels Zeitungsberichte und Archivquellen nicht rekonstruieren, doch konnten die Ereignisse des Jahres 1917 für Laibach wiedergegeben werden. Es kann festgestellt werden, dass nicht nur der Krieg und die wegen des Krieges zurückgegangene Zahl der Kirchengemeindemitglieder die meiste Schuld daran tragen, dass der Reformation ohne großen Aufwand gedacht wurde, sondern dass auch weitere Momente berücksichtigt werden müssen. Erstens waren die Mitglieder der Laibacher evangelischen Kirchengemeinde überwiegend Deutsche, und wenn noch Mitte des 19. Jahrhunderts in Laibach etwa 5.000 Deutsche (circa 40 Prozent der Gesamtbevölkerung) lebten und ihre absolute Zahl bis 1910 relativ konstant blieb (im Jahr 1910 lebten 5.959 Deutsche in der Stadt), stellten sie aufgrund des Bevölkerungswachstums zu Beginn des Ersten Weltkrieges nur mehr 14,7 Prozent der Bevölkerung dar.[76] Diese Zahlen, bei denen zwar, wie oben erwähnt, Vorsicht geboten ist, die jedoch den allgemeinen Trend realistisch wiedergeben, sprechen dafür, dass es

75 Das vielsprachige Heer war damit gleichzeitig sicherlich einer der wichtigsten Träger der supranationalen Österreichidee (vgl. Stergar: Slovenci in vojska, S. 47–50 und S. 105–114; vgl. auch Tamara Scheer: Die k. u. k. Regimentssprachen: Eine Institutionalisierung der Sprachenvielfalt in der Habsburgermonarchie (1867/1868–1914). In: Klaas-Hinrich Ehlers u. a. (Hgg.): Sprache, Gesellschaft und Nation in Ostmitteleuropa. Institutionalisierung und Alltagspraxis. Göttingen 2014, S. 75–92.

76 Emil Brix: Die zahlenmäßige Präsenz des Deutschtums in den südslawischen Kronländern Cisleithaniens 1848–1918. In: Helmut Rumpler, Arnold Suppan (Hgg.): Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1848–1918. München 1988, S. 43–62, hier: S. 53f.

sich bei der überwiegend deutschsprachigen Laibacher evangelischen Kirchengemeinde um eine Minderheit der Bevölkerung handelte, die mit Ungewissheit in die Zukunft blickte. Zweitens sorgten auch der Thronwechsel im Jahr 1916 und die drohende Vorahnung des Zerfalls der Monarchie unter den Laibacher Deutschen eher für ein negatives Klima, in dem man weniger bereit war, sich den Jubiläumsfeierlichkeiten zu widmen. Dazu hat auch das frühe Ableben des engagierten evangelischen Pfarrers Ottmar Hegemann beigetragen – ein unerwarteter Schicksalsschlag für die Gemeinde. Wäre er nicht kurz vor dem Reformationsjubiläum gestorben, hätten die Feierlichkeiten in Laibach wahrscheinlich größere Beachtung gefunden, vermutlich lägen uns dann auch etliche Berichte Hegemanns vor, anhand derer sowohl die Vorbereitungsgeschichte als auch die Jubiläumsfeier und ihre Grundgedanken leichter zu rekonstruieren wären. Hegemanns Lebensgeschichte und ihr trauriges Ende belegen die bekannte Tatsache, dass das Gelingen eines ganzen Projektes manchmal von einem einzelnen Menschen abhängig ist, der als Motor eines Unternehmens fungiert. Hegemann hat die Reformationsfeierlichkeiten des Jahres 1917 nicht mehr miterlebt; die unversehrte Natur, die ihn umgab, war seine letzte Begleiterin. Gerade die Alpen, wo er auf seinen Wanderungen stets nach Antworten auf die Frage suchte, was die ungewisse Zukunft ihm, seiner Kirche und seinem Land wohl bringen möge, wurden ihm zum Verhängnis.

The Celebrations of the 400th Anniversary of the Reformation in the Jubilee Year 1917 in Laibach/Ljubljana

(Abstract)

Tanja Žigon

The year 2017 marked 500 years since Luther published his theses in Wittenberg. The celebrations in Slovenia, especially on Reformation Day that year, provided an occasion for reflection on how the Reformation anniversary had been remembered in Ljubljana a hundred years earlier. Since the Lutheran congregation in Ljubljana was very small and the war was raging in 1917, there was not much reason for festivities and celebration. This paper poses the question of how – if at all – the Reformation jubilee was observed that year. The aim is to reconstruct and discuss the events from 1917, based on the minutes of meetings and on reports kept in the archives of the congregation and also on the sparse reporting in contemporary German- and Slovenian-language newspapers.

Presse und Literatur als Reflexionsräume

„Versuchsstationen des Weltuntergangs". Die apokalyptischen Szenarien der deutschsprachigen Fantastik in der Literatur vor und nach dem Ersten Weltkrieg[1]

CLEMENS RUTHNER

Eine Binsenweisheit will es, dass, wenn die herrschenden Religionen erschüttert werden, die Gespenster und Dämonen aus ihren Verstecken kommen. Das gilt auch für die deutschsprachige Fantastik,[2] die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts boomt; sie zählt nicht unbedingt zum Höhenkamm der Literatur jener Zeit, sondern ist meist zur schnellen Lektüre schnell hingeschriebene *pulp fiction*, die heute vielfach vergessen ist. Sie ist freilich zusammen mit und zugleich abseits jener unheilschwangeren bis apokalyptischen Texte entstanden, die wir heute noch lesen, wie etwa jene Franz Kafkas[3] oder *Die letzten Tage der Menschheit*, verfasst 1915–1922 von Karl Kraus, aber auch in zeitlicher Nachbarschaft der Weltuntergangslandschaften des expressionistischen Malers Ludwig Meidner von 1912/13. Der apokalyptische (*bon*?) Ton, den Jacques Derrida[4] für die 1980er-Jahre monierte, gehört – aus mehr oder weniger naheliegenden

1 Eine Übersetzung dieses Aufsatzes ins Kroatische erschien als Clemens Ruthner: Pokusne stanice propasti svijeta. Apokaliptični scenariji fantastike u književnosti njemačkoga jezičnog prostora prije i poslije Prvoga svjetskog rata. In: Književna smotra [Literarische Rundschau] 188 (2018) H. 2, S. 65–73.

2 Zu einer näheren Bestimmung des Begriffs bzw. des Genres der (literarischen) Fantastik vgl. etwa Christian W. Thomsen, Jens Malte Fischer (Hgg.): Phantastik in Literatur und Kunst. Darmstadt 1980; Clemens Ruthner, Ursula Reber, Markus May (Hgg.): Nach Todorov. Neuere Zugänge zu einer Definition des Phantastischen in der Literatur. Tübingen 2006.

3 Ein prominenter Germanist schrieb schon in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, dass man die Fantastik-Autoren aus dem unheimlichen Umfeld Kafkas weitgehend vergessen habe, so daß er „heute […] als der in seiner Zeit Einzigartige gelte"; um 1920 hätte man „seine gewiß eigenartige Stimme noch im Chor der Gleichzeitigen" wahrgenommen. (Wolfgang Kayser: Das Groteske. Seine Gestaltung in Malerei und Dichtung. Oldenburg, Hamburg 1957, S. 157).

4 Jacques Derrida: No Apocalypse, Not Now. In: Diacritics 14/2 (1984), S. 20–31, hier: S. 23.

Gründen – in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg ganz offensichtlich zu den vorherrschenden „structures of feeling“[5], die die Kultur der Epoche, ihren „Zeitgeist“ ausmachen (um ein altmodischeres Wort zu gebrauchen).

Die fantastische Wende im deutschsprachigen Schreiben (und Film!) vor und nach 1914–1918 ist jedenfalls eine Reaktion auf die Fin-de-siècle-Kultur und gewissermaßen deren Schattenseite. Diese „Texte der Bedrängnis“, wie Claudia Gerhards sie nennt,[6] greifen auf ihre Weise das auf den Physiker und Philosophen Ernst Mach zurückgehende Paradigma vom „unrettbaren Ich“[7] auf: Identitätsprobleme, die mit den radikalen politischen und sozio-ökonomischen Umbrüchen während der Moderne um 1900 einhergehen, wie zum Beispiel den Entfremdungsprozessen der entstehenden neuen Massengesellschaft, den rapide wachsenden Städten und deren Ungleichheit, aber auch Umwälzungen im Bereich von Sexualität und Gender oder der säkulare Niedergang der Religionen im vorherrschenden Materialismus in Philosophie und Wissenschaft. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an Hermann Bahrs Worte, wenn er quasi als populärer Herold des Empiriokritizismus Machs auftritt:

> Das Ich ist unrettbar. Die Vernunft hat die alten Götter umgestürzt und unsere Erde entthront. Nun droht sie, auch uns zu vernichten. Da werden wir erkennen, daß das Element unseres Lebens nicht die Wahrheit ist, sondern die Illusion. Für mich gilt nicht, was wahr ist, sondern was ich brauche, und so geht die Sonne dennoch auf, die Erde ist wirklich, und ich bin ich.[8]

An diesem Epochenzitat lässt sich das sukzessive epistemologische, aber auch lebensweltliche Abgleiten des zeitgenössischen Wirklichkeitsempfindens ins Ir- und Surreale festmachen, das durch den Schock des technologischen Weltkriegs noch exponentiell verstärkt wird. Dies ist auch der Hauptansatzpunkt für die zeitgenössische Fantastik in Literatur, Kunst und (später) Film, die dieses Lebensgefühl mit Horrorbildern aus der Tradition – Gespenstern, Dämonen etc. –, aber auch mit Neuschöpfungen illustriert bzw. visualisiert. Das Genre des Imaginären, Spekulativen und Abseitigen thematisiert so auf seine Weise den weltpolitischen Hintergrund der Ära, nämlich den vorläufigen Höhepunkt des

5 Dieser kulturwissenschaftlich-historische Begriff wurde entwickelt von Raymond Williams: Marxism and Literature. Oxford, New York 1977, S. 128f.

6 Claudia Gerhards: Apokalpyse und Moderne. A. Kubins „Die andere Seite“ und E. Jüngers Frühwerk. Würzburg 1999, S. 138.

7 Vgl. Ernst Mach: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen [1886]. Darmstadt ^{9}1991. Zitiert nach Gotthart Wunberg (Hg.): Die Wiener Moderne. Stuttgart 1981, S. 137–145, hier: S. 142.

8 Hermann Bahr: Das unrettbare Ich. In: Dialog vom Tragischen [1904]. Zitiert nach Wunberg: Die Wiener Moderne, S. 148.

bürgerlichen Imperialismus und Kapitalismus, der zum historischen Wendepunkt von 1914 und zum Untergang gleich mehrerer alter Imperien in Europa 1917–1919 führen sollte.

Dies alles geschieht im kulturellen Kontext einer Neurezeption der sog. „schwarzen Romantik" (also E. T. A. Hoffmann, E. A. Poe u. a.) im deutschsprachigen Raum, der aus Frankreich importierten Dekadenzliteratur,[9] des bereits erwähnten deutschen Expressionismus sowie um sich greifender radikaler Ideologien, aber auch okkultistisch-esoterischen Gedankenguts.[10] Die wichtigsten Autoren der aus diesem Substrat entstehenden Fantastik gehören allesamt der Generation nach den Gründerjahren an, wie zum Beispiel Gustav Meyrink (1868–1932), Karl Hans Strobl (1877–1946), Hanns Heinz Ewers (1871–1943), Franz Spunda (1890–1963), Leo Perutz (1882–1957) und andere. Interessant ist, dass viele dieser Literaten dem kulturellen Kontext der Habsburgermonarchie entstammen; ihre mitunter reißerische Ästhetik sowie das spätere Eintreten etlicher von ihnen für radikal-völkische Ideologien hat das Genre allerdings bis heute desavouiert.[11]

Dennoch liegt damit wichtiges Quellenmaterial vor, das uns ermöglicht mithilfe des hier kultivierten literarischen Irrationalismus einen Einblick ins „politische Unbewusste" bzw. „soziale Imaginäre"[12] jener Zeit zu gewinnen – denn diese Literatur verkaufte sich gerade während des Ersten Weltkriegs und nachher mehr als nur gut, so dass wir davon ausgehen können, dass sie einen allgemeinen Nerv traf beziehungsweise mitformte. Ebenso wie Meyrinks berühmter *Golem* (1915) war etwa Ewers' Roman *Alraune* (1911) über eine künstlich ge- bzw. erzeugte Frau einer der meistverbreiteten belletristischen Werke während des Kriegs, und man darf davon ausgehen, dass ihn auch der junge Hitler gelesen hat. In vielen dieser Texte spielten nun apokalyptische bzw. chiliastische Vorstellungen eine wichtige Rolle.[13]

---

9 Zu dieser Tradition vgl. u. a. Werner Wille: Studien zur Dekadenz in Romanen um die Jahrhundertwende. Greifswald 1930; Julia S. Happ: Literarische Dekadenz. Denkfiguren und poetische Konstellationen. Würzburg 2015.

10 Vgl. Marianne Wünsch: Die Fantastische Literatur der Frühen Moderne (1890–1930). Definition – Denkgeschichtlicher Kontext – Strukturen. München 1991.

11 Einen detaillierteren Überblick über das Genre in der Epoche zwischen 1900 und 1933 bietet Clemens Ruthner: Andererseits. Die deutschsprachige Phantastik des frühen 20. Jahrhunderts in ihrem kulturhistorischen Kontext. In: ders. u. a. (Hgg.): „Der Demiurg ist ein Zwitter." A. Kubin und die deutschsprachige Phantastik. München 1999, S. 165–191.

12 Vgl. Constantin Castoriadis: L'institution imaginaire de la société. Paris 1975, S. 203 et passim; Frederick Jameson: Das politische Unbewußte. Literatur als Symbol sozialen Handelns. Übersetzt von Ursula Bauer u. a. Reinbek 1988.

13 Vgl. dazu die Einzelanalysen bei Clemens Ruthner: Unheimliche Wiederkehr. Interpretationen zu den gespenstischen Romanfiguren bei Ewers, Meyrink, Soyka, Spunda und Strobl. Meitingen 1993.

Dazu einige vorläufige, aber hoffentlich aufbaufähige allgemeine Gedanken: Wie die Literaturwissenschaftlerin Claudia Gerhards luzide herausgearbeitet hat, begreift sich die Apokalypse in der christlichen Tradition „als letzte große Erzählung", die paradoxerweise auch die äußerste Katastrophe des Weltuntergangs und das Chaos, das dieser über die Menschheit bringt, „einer Ordnung unterstellt".[14] Dem entsprechend war denn auch die ursprüngliche Bedeutung der Apokalypse eher Offenbarung denn Weltenende. Dieser „hermeneutische Blick"[15] wird auch in den säkularen Apokalypsen der Moderne beibehalten – auch wenn jetzt „nicht die Zeichen Gottes zu deuten (sind), sondern die Chiffren der von Menschenhand initiierten Untergangsprozesse",[16] hinter denen freilich auch ein Heilsplan sichtbar werden kann. Mit den Worten Eva Horns: „Die Katastrophe macht die komplizierte Welt verständlicher."[17]

Mit dem biblischen Muster sind jenen Texten der Literatur, die Alice Bolterauer „Weltkatastrophenerzählungen"[18] nennt, aber auch der Radikalismus und Anti-Liberalismus gemeinsam: Die bestehende irdische Ordnung ist nicht mehr reformierbar, sondern allenfalls zu zerstören. Eine der grundlegenden Denkfiguren der Moderne, die sich in den diversen Avantgarden ebenso wie in radikalen politischen Ideologien ausdrückt, wird so auch im apokalyptischen Narrativ fiktiv verwirklicht: Dass „die umfassende Erneuerung (nur) durch Vernichtung des Alten" möglich ist.[19] Damit verbirgt sich hinter den ambivalenten Destruktionsfantasien und Todeswünschen[20] letztlich auch der Wunsch nach einer Rekonstruktion der fragmentierten Welt als organisches Ganzes. Dies mag die Schwundstufe des christlichen Glaubens an das neue Jerusalem darstellen, dem auf ihre katastrophale Weise auch die totalitären Massenbewegungen des 20. Jahrhunderts anhängen werden.

14 Gerhards: Apokalypse und Moderne, S. 29.
15 Ebenda, S. 31.
16 Ebenda.
17 Eva Horn: Zukunft als Katastrophe. Frankfurt am Main 2014, S. 21.
18 Alice Bolterauer: „Gehn ma halt a bisserl unter…" Der Weltuntergang als Thema der Literatur. In: Heimo Kaindl, Alois Ruhri (Hgg.): Weltuntergänge. Ängste und Hoffnungen an einer Jahrtausendwende. Graz 2000.
19 Gerhards: Apokalypse und Moderne, S. 30.
20 Horn: Zukunft als Katastrophe, S. 25: Eva Horn hat darauf hingewiesen, wie Katastrophenfiktionen einerseits „nach ihrer Verhinderung" schreien, aber andererseits eine seltsame Zerstörungslust an den Tag legen.

0) Kapitalismus & Konservatismus: Kubins „master narrative"

Eines der Gründungsdokumente des modernistischen Weltuntergangsromans in deutscher Sprache ist *Die andere Seite*, einer jener halb in Vergessenheit geratenen „epochalen"[21] Texte der deutschsprachigen Jahrhundertwende, verfasst vom erfolgreichen Zeichner und Buchillustrator Alfred Kubin (1877–1959). Beim zeitgenössischen Publikum wurde dieses Buch schnell bekannt, sollte aber der einzige Roman des bildenden Künstlers bleiben: Vom Autor selbst bebildert und damit ein speziell intermediales Kunstwerk, erschien er 1909; mehrere Neuauflagen und eine überarbeitete Neuedition (1952) folgten bereits zu Lebzeiten Kubins, und der Text ist heute immer noch in Taschenbuchform – wenn auch leider nur ohne Illustrationen – erhältlich.

Geschildert wird hier in Form eines fiktiven Reiseberichts die freiwillige Emigration des Ich-Erzählers von München nach Zentralasien, die in der Tradition der literarischen Utopie bzw. Dystopie wie auch zeitgenössischer Lebensreformbewegungen steht: Der Protagonist, ein namenloser Zeichner, wird von seinem ehemaligen Schulkollegen Claus Patera, der es nach einem abenteuerlichen Leben zu grenzenlosem Reichtum gebracht hat, in das von ihm gegründete altmodische „Traumreich" eingeladen, Zufluchtsort für inzwischen 65.000 Moderne-Verweigerer aus Europa, aber auch Schauplatz eines größenwahnsinnigen Menschenexperiments. Immer mehr tritt nämlich zu Tage, dass das Traumreich von seinem selbst ernannten Herrscher Patera gottgleich mit hypnotischen, wenn nicht gar magischen Kräften gelenkt, ja manipuliert wird. Dennoch evoziert die Hauptstadt Perle eher den schäbigen Charme eines *second-hand*-Mitteleuropa als das Charisma eines künstlichen Paradieses; denn in dieser rückwärtsgewandten Utopie sind nur alte, abgewohnte Gebäude und ausgefallene Menschen sowie Mode und Gerätschaften aus Mitteleuropa vor den 1860er-Jahren zugelassen.[22] Neben kunst- und lebensphilosophischen, esoterischen oder tiefenpsychologischen Interpretationen lädt *Die andere Seite* als vieldeutige Mega-Allegorie somit auch dazu ein, sie als Staatssatire auf die Habsburgermonarchie zu lesen.[23]

21 Ernst Jünger am 9.1.1984, zit. n. Josef Demmelbauer: Vom absterbenden zum totalen Staat. Von der „anderen Seite" Kubins zum „Arbeiter" Jüngers. In: Hermann Weber (Hg.): Recht, Staat und Politik im Bild der Dichtung. Berlin 2003, S. 127–141, hier: S. 126.

22 Vgl. Alfred Kubin: Die andere Seite. Ein phantastischer Roman. München 1975, S. 18 et passim.

23 Vgl. Clemens Ruthner: Habsburgs „Dark Continent". Postkoloniale Lektüren zur österreichischen Literatur und Kultur im langen 19. Jahrhundert. Tübingen 2017, Kap. B. 3.

Nach einer Serie von persönlichen Unglücksfällen, die im Tod seiner Frau gipfeln, wird Kubins Protagonist schließlich zum Überlebenden, Chronisten und Kommentator[24] des Untergangs dieses geheimnisvollen Kunststaates, der maßgeblich von einem neuen Zuzügling aus Amerika bewerkstelligt wird, welcher uns heute wie ein progressiver Vorläufer von Donald Trump erscheinen mag. Dieser zweite Millionär, ein „Pökelfleischkönig"[25] mit dem sprechenden Namen Herkules Bell, gründet in Perle den politischen Verein „Lucifer" und treibt die Traumstädter populistisch in den offenen Aufruhr gegen ihren unsichtbaren, aber allgegenwärtigen Alleinherrscher Patera. Am Schluss des Textes steht der Zusammenbruch dieser artifiziell altmodischen Gesellschaft, der narrativ als naturhaftes Weltende, aber auch als Bürgerkrieg und apokalyptisches Bacchanal inszeniert ist – wobei der Untergang ebenso unerklärlich wie die Herrschaft Pateras vonstattengeht:

> Von dem hochgelegenen französischen Viertel schob sich langsam wie ein Lavastrom eine Masse von Schmutz, Abfall, geronnenem Blut, Gedärmen, Tier- und Menschenkadavern. In diesem, in allen Farben der Verwesung schillernden Gemenge stapften die letzten Träumer herum. Sie lallten nur noch, […] sie hatten das Vermögen der Sprache verloren. Fast alle waren nackt, die robusteren Männer stießen die schwächeren Weiber in die Aasflut, wo sie von den Ausdünstungen betäubt untergingen. Der große Platz glich einer gigantischen Kloake, in der man mit letzter Kraft einander würgte […][26]

Dieser kollektive Ausbruch eines atavistischen Primitivismus lässt buchstäblich niemanden unberührt. Später heißt es nur noch: „Ein weites, weites Trümmerfeld; Schutthaufen, Morast, Ziegelbrocken – der gigantische Müllhaufen einer Stadt."[27]

Kubins Roman hat jedenfalls seine Zeitgenossen bis hin zu Ernst Jünger[28] tief beeindruckt – vor allem nach dem Ersten Weltkrieg und dem Untergang der Habsburgermonarchie, aber auch zur Zeit der Totalitarismen in Zentraleuropa vor und nach 1945 – zumal er immer wieder zur traumverlorenen

24 Eine Wiener Literaturwissenschaftlerin hat in ihrem Katastrophenbuch diese zentrale Figur des „letzte[n] Mensch[en]", wie sie typisch ist für das Genre, analysiert: er/sie sei „Zeuge und Opfer des Untergangs" zugleich, eine „anthropologische Testfigur" eines literarischen „Krisenexperiments", die mit einem „Doppelblick" (Teilnahme und Analyse) ausgestattet sei (Eva Horn: Zukunft als Katastrophe, S. 28f.).

25 Kubin: Die andere Seite, S. 172.

26 Ebenda, S. 252.

27 Ebenda, S. 271.

28 Vgl. Ernst Jünger: Die Staub-Dämonen [1929]. In: ders.: Alfred Kubin. Eine Begegnung. Frankfurt, Berlin, Wien ²1975, S. 109–117.

Prophezeiung der traumatischen Geschichte des kurzen 20. Jahrhunderts stilisiert wurde. Nachhaltig verstört hat er auch mit der Bilderwelt seiner Illustrationen, die den Roman gewissermaßen zu einer *Graphic Novel* machen: Scheinen doch die nackten Leichenberge, die er uns in seinem Weltuntergangsszenario zeigt,[29] auf unangenehm berührende Weise den Ersten Weltkrieg vorauszuahnen wie auch die Genozide des Zweiten Weltkriegs vorwegzunehmen.

Es gibt freilich wenig wissenschaftliche Veranlassung, an der Überhöhung des Autors und Künstlers Kubin zum *poeta vates* zu partizipieren, die er mit seiner eigenen größenwahnsinnigen Selbststilisierung in jungen Jahren wesentlich mitgestaltet hat.[30] Lohnender wäre zu zeigen, wie Kubin ein wirkungsmächtiges Narrativ geschaffen hat, das sich intertextuell bis in die 1920er-Jahre fortpflanzte; in grotesker Imagination fokussiert es Kernfragen der Zeit und bietet keineswegs unproblematische Antworten auf die Geschichte des großen Epochenbruchs vor, mit und nach dem Ersten Weltkrieg an. Mit den Worten von Eva Horn „holt" auch hier die inszenierte Katastrophe das „heimlich Drohende" der Ära aus seiner „Latenz".[31] Dies soll im Folgenden anhand weiterer fantastischer Romane aus dieser Zeit gezeigt werden, die zentrale Motive Kubins weiterentwickeln.

1) (Untote) Krankheiten

Das fantastisch-apokalyptische Narrativ liebt Krankheitsmetaphern als Erklärungsmodell, wobei die vorgestellten Infektionen zugleich körperlich, geistig und metaphysisch/übernatürlich wirksam sind. Paradigmatisch seien hier zwei Texte genannt: Hanns Heinz Ewers' Roman *Vampyr* wurde während des Ersten Weltkriegs in den USA geschrieben, wo der Autor ab 1917 als mutmaßlicher deutscher Spion inhaftiert war.[32] Sein literarisches Alter Ego Frank Braun macht durchaus ähnliche Erfahrungen, bevor er sich selbst unter dem Einfluss der schönen Jüdin Lotte Lewi als jener titelgebende Bluttrinker erkennen muss. Die mutmaßlich gefährliche Femme fatale entwickelt sich zur Seherin, die ihm die Welt erklärt:

> Sie sagte: ‚Der *Blutwahn* ist es. Irgendwo fings an, in einem Land oder in mehreren zugleich. Sehr ansteckend ist es, reißt mit, was mit ihm in Berührung

29 Vgl. Kubin: Die andere Seite, S. 249.
30 Vgl. Andreas Geyer: Alfred Kubin. Träumer auf Lebenszeit. Köln 1995.
31 Horn: Zukunft als Katastrophe, S. 25.
32 Detailliert zu den Entstehungsumständen und Analyse des Romans vgl. Ruthner: Unheimliche Wiederkehr, Kapitel 1.

> kommt. Blut wollen die Menschen, Blut! – Wie du! […] Fieberkrank war die Menschheit – und Blut muß sie trinken, um gesund zu werden und jung! […]'[33]

Ewers' Menschwerdung des Vampirs geht aber noch weiter. Am Ende des Romans ist es nämlich nicht nur der singuläre Protagonist, der als nietzscheanischer Kraftmensch unter dem Eindruck einer kranken Weltpolitik gewissermaßen saftlos geworden ist. Nach der Niederlage im „Great War" wird Deutschland selbst zum Revenant, der über seine Feinde herfallen wird, wie Lotte Lewi weiter ausführt:

> ‚Zu Boden liegen wir', sagte er. ‚Deutschland ist nicht mehr.' Da glänzten ihre Augen. ‚*Es wird aufstehen vom Nichtsein, das Niedergebrochene!* ' flüsterte sie. ‚*Man wacht über seinem Haupte am strahlenden Himmel! Es wird seine Feinde niederschlagen, wird triumphieren über alles, was gegen es steht – wie Horus, der Rächer seines Vaters.* […] – Alle Tage nun – heute und morgen und immer: Schwerttag, Kriegstag, Bluttag!'[34]

Hier wird die Erkrankung ins Positive gewendet, um dem deutschen Revanchismus nicht nur Blutgier zuzugestehen, sondern gewissermaßen auch ein mythologisches Gesicht zu geben (wobei Ewers' – obschon ambivalenter – Philosemitismus hier eher die Ausnahme darstellt, wenn es um die Gestaltung jüdischer Figuren in der zeitgenössischen Fantastik geht).

In der Krise liegt auch das biologistische Potenzial der „Krankheit als Metapher";[35] in ihr kann man den vulgären Missbrauch von Nietzsches Diktum „Was uns nicht umbringt, macht uns stärker" schon vorgefertigt finden. In Karl Hans Strobls Roman *Eleagabal Kuperus* aus dem Jahre 1910, der in großer zeitlicher und thematischer Nähe zu Kubins *Anderer Seite* entstanden ist, heißt es dazu: „[…] es ist eine Krankheit, die auf lange hinaus alle üblen Säfte aufzehrt, die alle Abfallstoffe im Körper der Menschheit in Fiebergluten verbrennt und den Organismus reinigt und befreit."[36]

Die „kranke" Epoche und jene Schreckgespenster, vor denen schon Karl Marx 1848 im *Kommunistischen Manifest* warnte, gehen denn auch in Karl Hans Strobls polemischem Roman *Umsturz im Jenseits* von 1921 ein taktisches Bündnis ein.[37] Quasi in narrativer Fortsetzung bzw. Recycling seines Essay

33 Hanns Heinz Ewers: Vampir. Ein verwilderter Roman in Fetzen und Farben. München 1921, S. 476f.
34 Ebenda, S. 477f. (Hervorhebung im Original).
35 Vgl. Susan Sontag: Illness as Metaphor. New York 1978.
36 Karl Hans Strobl: Eleagabal Kuperus. Roman. Bd. 2: München ^{8}1918, S. 346.
37 Detaillierte Analyse in Ruthner: Unheimliche Wiederkehr, Kapitel 2.

von 1917, der *Die Gehirnkrankheit der Erde* betitelt war,[38] formuliert einer der Protagonisten die These:

> ‚[…] daß es sich um eine aus unbekannten Ursachen im Menschen selbst entstandene und von einem zum anderen durch Ansteckung übertragene Krankheit des Willens handle. Er wußte nicht, was wir heute ganz genau wissen, da es ganz einfach ein Überfall war, ein Eroberungskrieg, ein Eindringen der Mächte der vierten Dimension in die Welt der sinnlich wahrnehmbaren drei Dimensionen.'[39]

Was bei Strobl freilich dieser Erkrankung, die global bedrohliche Ausmaße annimmt, zugrunde liegt, ist, wie schon der Titel sagt, ein „Umsturz im Jenseits", den die kleinen Geister der toten Unterschichten gegen die großen ausführen. In einer an H. P. Lovecraft (1890–1937), jenen großen zeitgenössischen US-Proponenten des Horrorgenres, gemahnenden Liebe zur Gallerte werden hier die modernen Massenbewegungen linker Provenienz als ekelerregende Schleimproduzenten perhorresziert:[40]

> Die glucksende, schmatzende Erde warf die Bestandteile unzähliger Körper aus, aus der Luft senkten sie sich herab, hingen wie Klumpen, wie Büschel, wie Trauben an den kahlen, wie Ruten gebogenen Bäumen. […]
> Sie vermischten sich mit dem schlüpfrigen Boden, zogen Fäden zähen Schleims aus ihm, wurden von einer klebrigen grünen Masse umsponnen, Schwärme scheußlicher Lemuren rangen sich aus der zähen, zitternden Gallertmasse.
> Ich gab alle Hoffnung auf Rettung auf… das Ende der Welt, das jüngste Gericht war da…[41]

Bei Strobl stürzt der Umsturz jener „begehrlichen, stürmischen, neiderfüllten, drangvollen Sklavenseelen"[42] im Jenseits auch das Diesseits in den potenziellen Untergang (und es ist einfach, in den Vorkommnissen die turbulenten Ereignisse der zentraleuropäischen Umsturzversuche und Räterepubliken von 1918/19 widerspiegelt zu sehen). Diese Zerstörung einer als organisch imaginierten Ordnung kann nur durch ein Eingreifen großer Geister – allen voran Goethe! – abgewehrt werden, die auch Belehrung bieten.[43] Die Krankheit als Metapher wird allerdings in den folgenden Jahren und Jahrzehnten noch viel

38 Erschienen in: Der Tag (Berlin) vom 1.5.1917.
39 Karl Hans Strobl: Umsturz im Jenseits. Phantastischer Roman. München 1920, S. 187.
40 Zum Begriff der Perhorreszierung vgl. Hans R. Brittnacher: Ästhetik des Horrors. Gespenster, Vampire, Monster, Teufel und künstliche Menschen in der phantastischen Literatur. Frankfurt am Main 1994.
41 Strobl: Umsturz im Jenseits, S. 271f.
42 Ebenda, S. 152.
43 Ebenda, S. 142–155.

drastischere Kuren nahelegen, wie sie etwa F. W. Murnaus Vampirfilm *Nosferatu* vordenkt: Menschenhatz und das Selbstopfer der Protagonistin, um die Kette der Infektion zum Stillstand zu bringen. Von der Beschreibung des politisch Anderen als Krankheitskeim ist es allerdings kein weiter Weg mehr zu dessen Ausmerzung als Ungeziefer.

2) Fantastische Massenpsychologien

Murnaus legendäre *Dracula*-Verfilmung aus dem Jahre 1921 hat paradigmatischen Wert: Sie zeigt, wie Geldgier den „Volksfremden" in Deutschland einschleppt, der das Land mit Pestilenz und Massenaufruhr infiziert. Hinter dem rattenzähnigen Vampir Nosferatu lässt sich unschwer eine Maske des Anderen vermuten, die von vielen mit den Juden als Zielscheibe eines in Zentraleuropa immer stärker werdenden Antisemitismus in Deckung gebracht worden ist.[44]

Neben dem rassistischen Ausschluss des Anderen lässt sich jedoch noch ein anderer Impetus in fantastischen Texten und Filmen jener Zeit bemerken: die Verabschiedung des Zeitalters des aufgeklärten Subjekts in einer Ära der Massengesellschaft. Wie in *Umsturz im Jenseits* versucht Fantastik vielfach parallel zu den Geistes- und Sozialwissenschaften Erklärungsmodelle anzubieten, wie jene zerstörerischen Massen entstehen, die für die katastrophalen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts verantwortlich – oder unverantwortlich – zeichnen. Die Zeitgenossenschaft zu Elias Canettis bekanntem Monumentalessay *Masse und Macht* (erschienen 1960), an dem er nicht zufällig auch in den 1920er-Jahren zu arbeiten beginnt, kommt also keineswegs von ungefähr.

Aber schon Freuds Aufsatz *Massenpsychologie und Ich-Analyse* aus dem Jahr 1921 beschäftigt sich in Nachfolge von Gustave Le Bon mit der Masse und ihrer Suggestibilität durch einen Führer.[45] Genau das sind auch die Themen, an denen sich die zeitgenössische Fantastik abarbeitet. Beispielhaft seien hier zwei Romane des Wiener Autors Otto Soyka (1882–1955) genannt: In *Die Traumpeitsche*, auch aus dem Jahr 1921, gelingt es – ähnlich wie im späteren Roman *St. Petri Schnee* (1933) von Leo Perutz – einem Erfinder, die Träume der Menschen mittels einer Droge zu manipulieren.[46] In Soykas anderem

44 Vgl. Clemens Ruthner: Vampirische Schattenspiele. F. W. Murnaus „Nosferatu". In: Stephan Keppler, Michael Will (Hgg.): Der Vampirfilm. Klassiker des Genres in Einzelinterpretationen. Würzburg 2006, S. 29–54.

45 Vgl. Sigmund Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: ders.: Studienausgabe. Hg. von Alexander und Margarete Mitscherlich, Bd. 9. Frankfurt am Main [5]1980, S. 65–134.

46 Ausführlich dazu: Clemens Ruthner: Am Rande. Kanon, Kulturökonomie und die Intertextualität des Marginalen am Beispiel der (österreichischen) Phantastik im 20. Jahrhundert. Tübingen 2004, Kapitel 3 C.

Roman, *Eva Morsini* (1923), wiederum ist es das Gespenst Katharinas der Großen, das sich suggestiv der Massen bemächtigt, nach der Weltherrschaft greift und den Planeten an den Rande des Untergangs treibt;[47] dies wird auch hier im Übrigen mit einer Geisteskrankheit verglichen. Den Figuren indes scheint es, als würden sie

> „geführt" – von einem unwiderstehlichen Wollen, vermochten sie Hindernisse zu überwinden, an denen jeder sonst gescheitert wäre. Aber sie taten es wie bewußtlose Kräfte und nicht wie denkende und überlegende Menschen. […] „Menschliche Automaten mit übermenschlichen Kräften'", das Wort wurde später einmal von Wolfram ausgesprochen.[48]

In Texten wie diesen ist, wie dies auch kritisch-filmwissenschaftlichen Zeitzeugen wie Siegfried Kracauer und Lotte Eisner anhand des frühen Weimarer Films, an Figuren wie Nosferatu und Dr. Caligari aufgefallen ist,[49] die Obsession mit dunklen, dämonischen Führerfiguren zu bemerken, die als Folge der Krise des Kriegsende auftauchen und dann Mitte der 1920er-Jahre gleichsam im Morgenlicht der sich stabilisierenden Währung wieder dahinschwinden; auf unheimliche Weise scheinen sie das Phänomen Hitler gleichsam typologisch voranzukündigen. Aber abseits einer geläufigen These – nämlich die von der „vaterlosen" postimperialen Gesellschaft in Deutschland und Österreich – ist doch auch ideengeschichtlich anzumerken: Diese dämonischen Massenverführer der Fantastik sind zugleich die letzte Apotheose des vulgärnietzscheanischen Tatmenschen, ein letztes Erklärungsmodell, das die historische Handlungsfähigkeit zumindest außergewöhnlicher Individuen in der und über die Massengesellschaft behauptet, in der alles Althergebrachte außer Rand und Band geraten scheint.

3) Sexualität und „Entartung"

Der Weltuntergang folgt in der Nachfolge Alfred Kubins einem Szenario, dessen kunsthistorische Inspiration durch Bosch und Brueghel zwischen den Zeilen eingestanden wird, wenn im ersten fantastischen Roman

47 Ich habe bereits früher auf Ähnlichkeiten hingewiesen mit Gustav Meyrink: Walpurgisnacht. In: Fledermäuse/Walpurgisnacht. München, Wien 1982, S. 167–378; vgl. Ruthner: Unheimliche Wiederkehr, S. ab 168 (bzw. das ganze Kapitel 4 ebenda zur Romananalyse).

48 Otto Soyka: Eva Morsini. Die Frau, die war… Roman. München 1923, S. 80f.

49 Vgl. Siegfried Kracauer: Werke. Bd. II, 1: Von Caligari bis Hitler [1947]. Frankfurt am Main, Berlin 2012; Lotte Eisner: Die dämonische Leinwand. Wiesbaden 1955.

> die sieben Todsünden zu einer gräßlichen Symphonie der Verzweiflung vereinigt waren. Geizige saßen mit verzerrten Gesichtern inmitten ihrer Schätze, mit Waffen in Bereitschaft, mit denen sie die Habgierigen abzuwehren versuchten, die selbst in diesen letzten Stunden den Neid nicht zu unterdrücken vermochten. Fraß und Völlerei beherrschte in wahnsinnigem Taumel die anderen, während Männer und Weiber übereinander herfielen, sich die Kleider vom Leib rissen und in schamloser Nacktheit die letzten Orgien der Wollust feierten.[50]

Schon die prominente Position als Schlusspunkt macht hier deutlich, welche Schlüssel(loch)rolle Sexualität in der modernen Apokalypse zugewiesen bekommt. Wenn die Protagonist(inn)en angesichts des Weltenendes sofort an Kopulation zu denken scheinen, so steckt hinter dieser Obsession weniger die Küchenpsychologie der Autoren, sondern ganz offenkundig die tiefgreifende Sexualisierung der Gesellschaft ab der Jahrhundertwende, die zunehmende Bedeutung, die dem Geschlechtsleben im 20. Jahrhundert wissenschaftlich zugeschrieben wird, sowie der Umbruch in den Geschlechterbeziehungen und eine allgemeine Lockerung der spät- und postimperialen Moral durch den Weltkrieg – Entwicklungen, denen aus konservativer Sicht etwas Unheilschwangeres innewohnte.[51] Sexualität fungiert in diesem Narrativ gleichzeitig als Auslöser wie als Medium des Untergangs in der Nachfolge von Sodom und Gomorrha.

Eine prononciert zentrale Rolle bei der kollektiven Höllenfahrt der Menschheit kommt dem Sexus etwa in *Devachan* (1921) zu, einem sogenannten „Magischen Roman" des Deutsch-Mähren Franz Spunda (Hermann Bahr nennt ihn in seinen Tagebüchern von 1921/22 den „Jules Verne des Okkultismus", aus dem später im Übrigen auch ein überzeugter Nazi werden sollte[52]). Der turbulente, schwülstig post-expressionistisch erzählte Plot wird dadurch ausgelöst, dass in einer Höhle auf Madagaskar, das der okkulten Überlieferung zufolge ein Überrest des versunkenen Kontinents Lemuria ist, der Rmoahal entdeckt wird – eine Art Gral und Verkörperung der Sexualmagie, der dunkle Instinkte weckt beziehungsweise übernatürliche Lust verschafft. Um dieses Prinzip kommerziell auszubeuten, wird in der Nähe von Wien vom Entdecker Elvers sowie den Kapitalisten Bolk & Snyders „Devachan" erbaut, eine Art esoterischer Wellness-Oase, die sich bei näherem Hinsehen als Eros-Center entpuppt, wohin die Reichen der Welt strömen, um die Wonnen Rmoahals zu

50 Strobl: Eleagabal Kuperus. Bd. 2: S. 244.
51 Vgl. Franz X. Eder: Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität. München ²2009.
52 Zu Roman und Autor im Detail vgl. Ruthner: Unheimliche Wiederkehr, Kap. 3.

genießen. Das führt nicht nur meist zu ihrer ökonomischen und moralischen Zerrüttung, sondern bringt auch die gesamte Menschheit ihrem Untergang nahe, denn der Rmoahal zehrt an der Lebenskraft und macht die Menschen träge:

> Den mit dieser Kraft Durchfluteten erschließen sich ungeahnte erotische Möglichkeiten, die keine Reaktion kennen, da die Ermüdungserscheinungen der Nerven durch die von außen zufließende Energie aufgehoben werden. […] Der ganze Mensch wird in Körper, Seele und Geist zu einer noch nie dagewesenen Libido. Mit einem Wort, es handelt sich um die Äternisierung eines sonst nur einmomentigen Genusses.[53]

Je nach Interessenslage der Kundschaft verschafft der Rmoahal denjenigen, die körperliche Exzesse suchen, den ultimativen Orgasmus, jenen mystisch Gesinnten hingegen ungeahnten Ekstasen des Geistes. Dahinter werden mit den im Zitat angesprochenen „Nerven" die dekadente Jahrhundertwendekultur[54] und ihre Lebensreformen reißerisch beschworen und schließlich verabschiedet, wenn im Roman die Femme fatale Basilissa den Adam Kadmon gebiert (einen mythischen Übermenschen) und schließlich ein aus dem Kloster entwichener Mönch die Gefahr beseitigt, die von Rmoahal und Devachan droht. Hinter der synkretistisch esoterischen und vulgärnietzscheanischen Verbrämung lässt sich hier also unschwer auch der „Entartungsdiskurs"[55] des Fin de siècle ausmachen, für dessen Zeit-Diagnosen radikal völkische, aber auch bolschewistische Ideologen der 1920er- und 1930er-Jahre bald Brachialkuren anbieten werden.

4) Agenten des Bösen: Kapitalisten, Frauen, Exoten

In der Erzähllogik der hier präsentierten fantastischen Literatur können Krankheit, Massenpsychose und sexuelle Verderbtheit im Verbund mit dämonischen Kräften ihre schädigende Wirkung erst entfalten, wenn ihnen willfährige Agenten im Diesseits gewissermaßen Tür und Tor öffnen. Die Verliebtheit der Romane in Femme fatale-Gestalten (wie Lotte Lewi oder Basilissa) wurde bereits erwähnt; ebenso bedienen sie mit exotistischen Nebenfiguren

53 Franz Spunda: Devachan. Magischer Roman. Wien, Prag, Leipzig 1921, S. 61.
54 Vgl. Wunberg: Die Wiener Moderne, S. 239f.
55 Vgl. Max Nordau: Entartung. 2 Bde. Berlin 1892/93; Marianne Schuller: Entartung. Zur Geschichte eines Begriffs, der Geschichte gemacht hat. In: Heidrun Kaupen-Haas, Christian Saller (Hgg.): Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften. Frankfurt am Main 1999, S. 123–137.

wie „tierischen“ Afrikanern oder weisen/bösartigen Asiaten häufig auch den zeitgenössischen Rassismus.

Im Zentrum stehen aber meist ambivalente Millionärsfiguren mit großem Machthunger und wenig Geschmack, die die literarische Erbfolge von Kubins Herkules Bell antreten. Einer von ihnen ist Thomas Bezug in Strobls bereits genanntem Roman *Eleagabal Kuperus*. Lange vor Mr. Burns in *The Simpsons*, der die Sonne verdunkelt, um Einwohnern von Springfield sein elektrisches Licht teuer zu verkaufen, will dieser kapitalistische Bösewicht die Atemluft auf der Erde monopolisieren und damit zur Ware machen:

> Dieses gemeinsame Eigentum aller, das Sie an sich reißen müssen, ist die Luft. Oder besser gesagt, der zum Atmen nötige Sauerstoff der Luft. […] Es wird Ihre Aufgabe sein, sich dieses bisher gemeinsamen Gutes, an dem es kein Eigentum gibt, zu bemächtigen, ehe das Gesetz Sie daran verhindern kann.[56]

Im Wunschdenken der Fantastik hat indes der Frevel mitunter Konsequenzen von kosmologischer Tragweite, in denen sich die Straffantasien der machtlosen Zeitgenossenschaft Bahn brechen und die durch den Weltkrieg erschütterten Sinngebäude oft pseudo-naturwissenschaftlich und/oder esoterisch abgestützt werden. So imaginiert etwa *Eleagabal Kuperus* am Schluss einen Kataklysmus, der in der Tradition von Johann Nestroys Kometen steht: Ein dunkler Planet rast auf die Erde zu, droht mit ihr zu kollidieren und löst damit die bekannten Weltuntergangsszenarien aus: pseudoreligiöse Heilslehren, Massenunruhen, Bacchanale und andere Exzesse.

5) Synthese

Eine eherne Regel moderner Literatur ist, dass der Weltuntergang nur als ein abgewendeter oder nicht totaler dargestellt werden kann, denn es muss ihn ja zumindest der Erzähler überleben. Dies gilt auch für die skizzierten Texte der literarischen Fantastik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, deren Hauptthemen und Kernmotive aus Platzgründen nur summarisch und skizzenhaft umrissen werden konnten – macht doch das Volumen des Genres ein Vielfaches der aninterpretierten Texte aus. In diesem Sinne seien noch im Rück- und Überblick einige kurze Beobachtungen präsentiert (gleichsam als offener Schluss – würde doch das Genre der Weltuntergangsliteratur zu seiner genaueren germanistischen und komparatistischen Aufarbeitung immer noch einige Dissertationen erforderlich machen):

56 Strobl: Eleagabal Kuperus. Bd. 1. S. 94.

1.) Das Muster des literarischen Weltuntergangs nimmt in der Fantastik bei Kubin und Strobl schon *vor* dem Ersten Weltkrieg Konturen an; als es angesichts der Umbrüche von 1918ff. seinen Boom erlebt, ist es also schon nahezu ausformuliert.
2.) Dem Weltuntergang in der Frühmoderne ist wohl seine religiöse Sinnstiftung als Apokalypse („Offenbarung") abhanden gekommen. Verkündet werden Symptome einer materiellen und spirituellen Malaise der Epoche, aber die Katastrophe führt nicht unbedingt – außer bei den dezidiert esoterischen Texten Meyrinks oder Spundas – zu einem neuen Jerusalem, sondern man ist in den Texten eigentlich ganz froh, wenn sie abgewendet oder überlebt werden konnte; dennoch ist vielen Texten zumindest eine chiliastische Heilssehnsucht eigen. Die Lehre ist indes häufig eine Rückkehr zum Althergebrachten nach dem frevelhaft katastrophalen Traditionsbruch. Dies ist auch im Kontext des Pathos vom Neuen Menschen im Expressionismus und anderer Utopien zu sehen, die aus den Stahlgewittern des Ersten Weltkriegs einerseits beschädigt hervorgegangen sind, sich andererseits aber auch politisch radikalisierten.
3.) Die Stadt der Fantastik zwischen 1900 und 1933 ist im Sinn der Anti-Moderne ein Sündenbabel, das zwangsläufig untergehen muss, damit „neue" – d. h., meist rückwärtsgewandte – Lebensformen wiedererstehen können, womit sich die Fantastik in überraschender Nähe zu reaktionären Genres wie etwa der Heimatliteratur situiert (zu der es etwa im Frühwerk von Strobl durchaus auch faktische Berührungspunkte gibt).
4.) Viele der behandelten Autoren stammen nicht nur aus der Habsburgermonarchie, sondern insbesondere deren ethnisch gemischten Gebieten wie Böhmen und Mähren. Aus diesem Milieu beziehen sie freilich keine Emphase für Multikulturalismus, sondern radikal düstere Untergangsvisionen. Diese lassen sich leicht historisch mit dem um 1918 vorhersehbaren bzw. gerade geschehenen Ende deutschsprachiger Herrschaft in diesen Territorien kontextualisieren.
5.) Die buchstäblich brennenden Themen der Zeit werden perhorresziert, d. h. zum Gegenstand literarischen Horrors gemacht. Man sieht hier mehr als deutlich, wie die Umbrüche vor und nach 1918 nicht nur wissenschaftlich unterfütterte Erklärungsmodelle erschüttern und zugleich die Imagination herausfordern. Die tiefe Ambivalenz, die diese Texte erzeugen – was sich am stärksten anhand der Themenbereiche Kapitalismus und Sexualität zeigen lässt – wird schlussendlich in irrationale Erklärungsmodelle überführt; vor allem Politik wird okkult verrätselt. Nicht unterschlagen werden darf auch die Nähe dieser Vorstellungen zum Kulturpessimismus der Zeit um 1918 – mit Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* (1918/1922) als prägendem *key narrative*, das ebenso demokratiekritisch ist wie vielfach die Fantastik.
6.) Wie schon bei Kubin vorgezeichnet, werden die großen Erzählungen des Kapitalismus und Sozialismus gleichermaßen abgelehnt und stattdessen konservative bis reaktionäre, auf dem „Volk" beruhende und zusehends radikale

„Lösungen" angeboten. Für viele Autoren sollte dies im Übrigen der Beginn eines Weges sein, der sie später in die Arme des Nationalsozialismus führte: Hanns Heinz Ewers etwa wird in den 1930er-Jahren einen Horst-Wessel-Roman vorlegen, Karl Hans Strobl ein wichtiger NS-Literaturfunktionär in der Reichsschrifttumskammer werden etc. In *nuce* enthalten also viele dieser Texte bereits die rechtsradikalen Ideologen der Zwischenkriegszeit.

7.) Auf der anderen Seite ist es interessant zu beobachten, wie die Umbrüche der Moderne nach 1900 und insbesondere der Erste Weltkrieg mit seinen radikalen Systemwechseln hergebrachte Epistemologien, Ideengeschichten und Ideologien überfordern und damit der Fantastik Tür und Tor öffnen. Wenn später Ernst Bloch fragen wird, was denn fantastischer sei als ein SA-Überfall in der Nacht und ob die hergebrachten Gespenster da noch mithalten könnten,[57] so ließe sich das sicher auch auf die Umbrüche zwischen 1914 und 1919 umlegen: Was ist fantastischer als der Erste Weltkrieg und seine Materialschlachten, der für unzählige Männer dieser Generationen den wahren Schock der Moderne darstellte? Und was ist fantastischer als die deutsche und österreichische Inflation in der unmittelbaren Nachkriegszeit – was fantastischer als eine Banknote von hundert Milliarden Mark, die in Bremen 1923 ausgegeben wurde?[58]

Angesichts Phänomenen wie diesen muss die fantastische Literatur vor dem fantastischen Alltag kapitulieren und bietet, wie zu zeigen war, in vielen Zügen *nolens volens* nur die in hilflosen Trivial-Allegorien schnell chiffrierte Mimesis einer aus den Fugen geratenen Zeit: nicht im Sinn eines platten Realismus also, sondern eher als Realitätsflucht und -bewältigung im Exzess, wie eine hyperbolische Desensibilisierungskur mit experimentellem Charakter – „Versuchsstation[en] des Weltuntergangs", um ein vielstrapaziertes Wort von Karl Kraus[59] noch einmal zu bemühen. Denn die Apokalypsen der Romane können meist überlebt werden und simulieren zumindest vordergründig tröstliche Auswege wie Liebe, Rückbesinnung und Stabilisierung, die in der späteren Geschichte der Zwischenkriegszeit allerdings vom zerstörerischen[60] Potential dieser Imaginationen eingeholt und abgelöst werden sollten.

---

57 Ernst Bloch: Technik und Geistererscheinungen [1935]. In: ders.: Verfremdungen I. Frankfurt am Main 1962, S. 177–185.

58 Schon einer der großen Vielschreiber unter den Gegenwartsphilosophen hat darauf aufmerksam gemacht, auf welchen „fantastischen" Grundannahmen „Realität" beruht und damit die Dichotomie dekonstruiert (vgl. Slavoj Žižek: Welcome to the Desert of the Real. London 2002, ab S. 12).

59 Mein Titel greift ein berühmtes und mystifiziertes Zitat von Karl Kraus aus seinem Essay „Franz Ferdinand und die Talente" auf (In: Die Fackel, Nr. 400–403 vom 10.7.1914, S. 1–4).

60 Vgl. Winfried Freund: Von der Aggression zur Angst. Zur Entwicklung der phantastischen Novellistik in Deutschland. In: Phaicon 3 (1978), S. 9–31 u. Jens Malte Fischer: Deutschsprachige Phantastik zwischen Décadence und Faschismus. In: Ebenda, S. 93–130.

"Test Lab of the Apocalpyse": End-of -the-World Scenarios in the Literary Fantastic around World War I
(Abstract)

Clemens Ruthner

The German-language fantastic, which boomed in the first third of the 20th century, certainly does not belong to the canon, but was usually short-lived consumer literature that is mostly forgotten today. It arose together with, and at the same time far removed from, the ominous cultural documents we still know today, such as Kafka's *In the Penal Colony*, *The Last Days of Mankind* by Karl Kraus, or the *Apocalyptic Landscapes* of expressionist painter Ludwig Meidner.

The literary fantastic takes Mach's paradigm of the "irredeemable I" on board in a peculiar way: identity problems that are associated with the radical transformation and upheaval of society in modern times, and questions of the loss of the ego in the new mass society, in the rapidly growing cities with their turbo-capitalism. It also addresses gender and sexuality, radical political currents, as well as the violent downfall of the great empires of Europe – themes that the genre refuses to embrace on the one hand and through which it supplies popular explanatory models on the other hand.

The names of important authors in this context include Gustav Meyrink, Karl Hans Strobl, Hanns Heinz Ewers, Franz Spunda, and Leo Perutz. Many of them came from the cultural context of the Habsburg Monarchy. Their lurid aesthetics and the fact that some of them were advancing radical nationalist ideologies from the 1920s onwards damaged the literary value of their work greatly.

Nevertheless, these works represent important documentary material that allows us to gain insight into the collective, or, in Fredric Jameson's words, the political imaginary: into the contemporary apocalyptic discourse before, during and after World War I.

Eine Reise durchs umstrittene Heanzenland mit Joseph Roth

JOHANN GEORG LUGHOFER

Die Artikelserie *Reise durchs Heanzenland* von Joseph Roth (1894–1939), der es als literarischer Reporter ausgezeichnet verstand, das „Gesicht der Zeit" zu zeichnen, bietet einen einzigartigen Zugang zu den verworrenen Verhältnissen in Westungarn, dem späteren Burgenland, nach dem Ersten Weltkrieg. In diesem Beitrag sollen die von Roth im Sommer 1919 verfassten Texte hinsichtlich der Perspektiven auf kulturelle und ethnische Gruppen sowie der politischen Aussichten analysiert sowie in den historischen und historiographischen Kontext eingebettet werden. Die zeitgenössische Außenperspektive Roths kann dabei eine wichtige Ergänzung mancher Sichtweisen liefern, die sich gerade bei den Themen der gescheiterten Räterepublik, deren national gesinnter Nachfolgeregierung wie des Anschlusses an Österreich zwischen ungarischer und österreichischer Historiographie sehr unterscheiden.

Die Reihe besteht aus den sieben Artikeln *Die Grenze*, *Der Anschluss Deutsch-Westungarns*, *Sauerbrunn*, *Ödenburg*, *Zinkendorf oder Nagy-Zenk*, *Deutsch-Kreuz* und *Die Juden von Deutsch-Kreuz und die Schweh-Khilles*, die zwischen 7. und 9. August 1919 in der Zeitung *Der Neue Tag* erschienen sind. Der Sozialdemokrat Benno Karpeles (1868–1938), der Herausgeber der Wochenschrift *Der Friede*, an der Roth schon länger mitgearbeitet hatte, gründete die Tageszeitung im März 1919. Im darauf folgenden Monat bekam Joseph Roth dort eine redaktionelle Anstellung. Sein direkter Chef, der Literaturredakteur, war bei beiden Zeitungen niemand geringerer als der damalige Literaturpapst Alfred Polgar (1873–1955). Andere Beiträger trugen klingende Namen wie Egon Erwin Kisch (1885–1948), Robert Musil (1880–1942), Leo Perutz (1882–1957) oder Franz Werfel (1890–1945). Roth selbst verfasste über hundert Artikel für die Zeitung, bis sie im April 1920 eingestellt wurde.

Das Heanzenland bzw. Heinzenland

Eine zentrale Arbeit Roths für *Der neue Tag* ist die *Reise durchs Heanzenland*. Heute ist dieser toponymische Begriff so gut wie vergessen. Das Heanzen-

land bzw. das standardisiert anmutende Heinzenland war Westungarn, wo neben ungarischer auch deutsche und kroatische Bevölkerung lebte. Heute ist der Großteil des Heanzenlandes als Burgenland Teil der Republik Österreich.

Doch der Weg dahin war lang und kompliziert. 1918 versuchte man dort, die Unsicherheiten nach dem Zerfall der Monarchie und die Fragen der neuen Staatsgrenze an der Leitha sogar mit der selbstständigen „Republik Heinzenland" zu bewältigen. Diese war nie als mittelfristig souveräner Staat gedacht, sondern als eine Vorstufe für den Anschluss an Österreich. Die Idee, Westungarn zuerst zu einem eigenen Staat zu machen, stammte vor allem aus Wiener deutschnationalen Kreisen. In der österreichischen Hauptstadt war seit 1907 der Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn tätig, der erst 1913 eine westungarische Zweigstelle bekam, die Gruppe Deutsche Landsleute aus Westungarn. Deren Ausschuss „Deutsch-Westungarn zu Österreich" fand in seinem Aufruf zur neuen Republik im November 1918 klare Worte, welche die verhärteten Fronten veranschaulichen:

> An die Deutschen Ungarns! An alle Völker und Staaten!
>
> Wenn irgend ein Volksstamm Europas Ursache hat, das Selbstbestimmungsrecht, das Wilson als Grundgesetz der neuen Weltordnung verkündet hat, zur Errettung aus tiefster Not in Anspruch zu nehmen, so ist er das deutsche Volk in Ungarn, das seit Jahrzehnten von den Magyaren um alle seine nationalen Rechte betrogen wurde. Fast 300 000 deutsche Kinder mußten Jahr für Jahr ohne Unterricht in ihrer Muttersprache aufwachsen, von höheren Schulen mit deutscher Unterrichtssprache war überhaupt keine Rede. Verwaltung und Gericht redeten mit 2 Millionen Deutschen Ungarns nur in Magyarischer Sprache, der ganze gebildete Nachwuchs dieser Deutschen wurde seinem Volke entfremdet und zu Magyaren, zu Verächtern und Feinden ihres eigenen Volksstammes gemacht. […]
>
> Vor allem kommt es den 309 deutschen Gemeinden Westungarns, die an das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet grenzen, zu, nicht länger die unnatürliche Verbindung mit dem Feinde ihres Volkstumes aufrecht zu erhalten. Sie gehören zum Westen, in die Kulturgemeinschaft des großen deutschen Gesamtvolkes. Es ist nicht an der Zeit, daß sie sich mit dem deutsch-österreichischen Nachbarstaate politisch verdingen, das verbietet die allgemeine politische Lage, aber sie wollen mit ihm vorläufig in Wirtschaftsgemeinschaft treten und die Zollschranken gegen Deutsch-Österreich niederlegen. Und sie wollen in staatlicher Hinsicht ein eigenes Gemeinwesen bilden, die selbständige neutrale Republik Heinzenland mit der Hauptstadt Ödenburg.
>
> Die Errichtung dieses Staates wird am 6. Dezember 1918 in Oedenburg verkündet, und es werden alle 309 deutschen Gemeinden Westungarns

> aufgefordert, ihren Anschluß an die Republik Heinzenland öffentlich zu erklären. […]
> Gott segne und schütze das freie deutsche Heinzenland!
> Der vorbereitende Ausschuss[1]

Diese großen Pläne wurden nicht verwirklicht. Aber bereits am 22. November 1918 rief der Sozialdemokrat Hans Suchard (1893–1968) mit Hilfe der regionalen Arbeiterschaft in Mattersburg (ung. Nagymarton) die Republik Heinzenland mit der Hauptstadt Ödenburg (ung. Sopron) aus. Anlass war wohl die am gleichen Tag gestellte Forderung der provisorischen Nationalversammlung der Republik Deutschösterreich in der „Staatserklärung über Umfang, Grenzen und Beziehungen des Staatsgebietes von Deutschösterreich". Unter Punkt 5 hieß es:

> Die geschlossenen deutschen Siedlungsgebiete der Komitate Pressburg, Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg gehören geographisch, wirtschaftlich und national zu Deutschösterreich, stehen seit Jahrhunderten in innigster wirtschaftlicher und geistiger Gemeinschaft mit Deutsch-Österreich und sind insbesondere der Stadt Wien zur Lebensmittelversorgung unentbehrlich. Darum muss bei den Friedensverhandlungen darauf bestanden werden, daß diesen deutschen Siedlungen das gleiche Selbstbestimmungsrecht zuerkannt werde, das nach wiederholten Erklärungen der ungarischen Regierung allen anderen Völkern Ungarns eingeräumt ist.[2]

Der Republik Heinzenland war keine lange Dauer beschieden. Schon am nächsten Tag bereiteten das ungarische Militär und die Ödenburger Bürgerwehr der Republik ein Ende. Suchard wurde festgenommen und zum Tode verurteilt, allerdings bereits am 26. Dezember 1918 begnadigt.

Wenn auch die Ausrufung der Republik scheiterte und der Staat als „Zweitagerepublik" belächelt wurde, werden dem Plan von der österreichisch-burgenländischen Historiographie positive Auswirkungen zugeschrieben.[3] Der ungarischen Regierung wurde bewusst, dass man die Autonomieforderungen der Deutschen in Westungarn ernst zu nehmen hatte – und am 27. Januar

1 Zit. nach Michael Floiger: Der Anschluss an Österreich. Republik Heinzenland. <http://www.atlas-burgenland.at/index.php?option=com_content&view=article&id=194>, 24.1.2017.

2 Hans Kelsen: Die Verfassungsgesetze der Republik Deutschösterreich. Teil 1 (1919). In: Matthias Jestaedt (Hg.): Hans Kelsen: Werke, Bd. 5. Veröffentlichte Schriften 1919–1920. Tübingen 2011, S. 24–189, hier: S. 85.

3 Vgl. Michael Floiger: Der Anschluss an Österreich. Korridorplan und Friedensvertrag, <http://www.atlas-burgenland.at/index.php?option=com_content&view=article&id=201>, 24.1.2017.

1919 wurde den Deutschen auch formell weitgehende Selbständigkeit zugesichert. Auch von österreichischer Seite stieg die Bereitschaft zur Unterstützung.

Den gebräuchlichen Namen „Deutschwestungarn" wollte man verständlicherweise für das Experiment eines Übergangsstaates bzw. eines neuen österreichischen Bundeslandes vermeiden. Der Name Heinzenland war eine Verlegenheitslösung – abgeleitet vom Dialektausdruck „Hia(n)zn", eine Spottbezeichnung für die Bewohner Westungarns, die in den angrenzenden bzw. in nördlicheren Regionen verwendet wurde. Über die genaue Herkunft des Ausdrucks gibt es keine Klarheit. Immerhin verwendete der Wiener Volksschullehrer Joseph Patry (1870–1953) schon in einem Artikel von 1906 den Begriff Heinzenland. In dem Beitrag *Westungarn zu Deutschösterreich* im *Alldeutschen Tagblatt*, dem zwischen 1903 und 1914 erschienenen deutschnationalen Organ Georg von Schönerers (1842–1921) mit dem Untertitel *Unbestechliche Zeitung*, wies Patry auf den Magyarisierungsdruck und auf die schleichende Ausschaltung der Deutschen aus ihrer wirtschaftlichen und kulturell führenden Rolle hin. Mit seiner Forderung nach dem Anschluss Westungarns an Österreich bis zur Raab galt dieser Artikel als zentraler Auslöser der entsprechenden Debatte.

Roths Gegenüberstellung der nationalen Kulturen

Heute ist der Begriff Heanzenland außerhalb der Region nur in historischen Fachkreisen sowie unter Kennern der journalistischen Arbeiten Joseph Roths bekannt. So ist der einzige Wikipedia-Literaturhinweis beim Schlagwort „Heanzenland" Roths Artikelserie.[4] Auch für den Autor persönlich war die sommerliche Reportagefahrt richtungsweisend. Sie war nicht nur der Auftakt zu ausgedehnten Reisen für verschiedene Blätter, sondern Roths zentraler Biograph David Bronsen berichtet, dass der in Galizien Geborene und Aufgewachsene dort von einem freundlichen und offensichtlich nicht strikten Pfarrer einen Taufschein ausgestellt bekam, mit dem er dann einen österreichischen Reisepass erlangen konnte.[5]

Darüber hinaus spielen diese Texte in der Roth-Forschung eine bedeutende Rolle. Textstellen zur Grenze und zum Nationalbewusstsein werden gerne zitiert[6] – und Roth wird dabei, untypisch für seine Zeit, als Denker einer

4 <https://de.wikipedia.org/wiki/Heanzenland>, 2.11.2017.
5 Vgl. David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln 1974, S. 198.
6 Dies gilt insbesondere für den ersten Artikel Die Grenze, der nicht zuletzt als literarischer Essay in der maßgeblichen Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 2 (2014) zur Gänze abgedruckt ist.

Hybridität der Kulturen und einer positiven Sicht auf Migration präsentiert.[7] Dies gilt ebenso für Auszüge aus dem zweiten Artikel *Der Anschluss Deutsch-Westung*arns, in dem Roth die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer Nation für die Menschen in Frage stellt. Einen deutschen Nationalismus zeigt Roth im Burgenland wahrhaftig nicht. Doch seine Argumentation verläuft auf eine widersprüchliche Art und Weise, wobei chauvinistische Perspektiven, Stereotypen und Vorurteile nicht vermieden werden:

> Denn der westungarische Bauer hat kein Nationalgefühl. Es ist höchstens ein Stammesgefühl und nicht einmal das ganz. Der verachtet den Fremden, ob dieser ein Budapester oder ein Wiener ist. Er begreift, daß er kulturell höher steht als sein Nachbar, der Magyare oder der Krowot. Er will seinen Erlaß in deutscher Sprache haben. Nicht so sehr, weil er die deutsche Sprache liebt, sondern justament, weil man in Budapest mit ihm Ungarisch sprechen will. Er will seinen deutschen Lehrer haben: der Bub soll Deutsch lernen, weil er es selbst gelernt hat. Instinktmäßig, triebhaft, ganz, ganz dunkel fühlt er sich vielleicht eins mit dem ganzen Deutschtum der Welt. Bewußt kommt es nie zum Ausdruck. Das Schicksal des großen Deutschen Reiches kränkt ihn nicht. Was ist ihm Berlin?! Einen Norddeutschen haßt er, weil er ihn nicht versteht. Er

7 Zu erwähnen sind hier die Arbeiten von Ute Gerhard, die in ihrer Dortmunder Habilitationsschrift die Diskurse der 1920er- und 1930er-Jahre zur Massenmobilität untersucht und eine aggressive und negative Rhetorik zur Migration in allen Zeitungen, bei Politikern unterschiedlicher Couleur und in der Wissenschaft aufzeigt. Ute Gerhard hebt Joseph Roth beispielhaft hervor: Seine Texte unterlaufen den geläufigen Diskurs, entgehen den Grenzziehungen und akzentuieren Vermischung positiv. In seinem Werk würden nicht Heimat und Identität gesucht, sondern zeitgenössische Identitätsbildungen und Identitätsforderungen in Frage gestellt (vgl. Ute Gerhard: Nomadische Bewegungen und die Symbolik der Krise. Flucht und Wanderung in der Weimarer Republik. Opladen, Wiesbaden 1998; Ute Gerhard: Von Passfälschern und Illegalen. Literarische Grenzüberschreitungen bei Joseph Roth. In: Thomas Eicher (Hg.): Joseph Roth. Grenzüberschreitungen. Oberhausen 1999, S. 65–87). Telse Hartmann wiederum baut ihre Forschungen zu Roth auf kulturwissenschaftlichen Theorien der Hybridität auf, welche eine reine Ursprünglichkeit in Frage stellen, Identitäten hybrid, diskontinuierlich und fragmentarisch definieren und sich für die Formen des Dazwischen interessieren (vgl. Telse Hartmann: Kultur und Identität. Szenarien der Deplatzierung im Werk Joseph Roths. Tübingen 2006). Die Rolle der Grenzen, der osteuropäischen Grenzschenke, wo Identitäten destabilisiert, verschoben oder gar gewechselt werden, spielt bei Roth ohne Zweifel eine bedeutende Rolle. Grenzverschiebungen, Grenzverwischungen und Grenzüberschreitungen können eigentlich schon als traditionelle Topoi der Roth-Forschung gesehen werden. Beide Wissenschaftlerinnen zitieren Texte wie „Reise durchs Heanzenland" bezüglich ihrer Infragestellung der Grenze und Perspektiven auf Hybridität. Roths journalistische Beschäftigung mit Grenzkonflikten ließ ihn begreifen, dass nationale Identitäten an den Rändern „ausgefranst" werden. Vgl. Johann Georg Lughofer: Joseph Roth – ein Schriftsteller der Hybridität oder der Reinheit von Kulturen? In: ders., Mira Miladinović Zalaznik (Hgg.): Joseph Roth. Europäisch-jüdischer Schriftsteller und österreichischer Universalist. Berlin, Boston 2011 (Conditio Judaica, 82), S. 79–86.

> weiß nicht einmal, ob er selbst Deutscher ist. Ich habe etwa fünfzig Bauern gefragt: ‚Sie sind Deutsche?' Zwanzig von ihnen sagten: ‚Na, mir san Ungarn.' Die anderen dachten angestrengt nach, um schließlich zaghaft zu stottern in der Angst, vielleicht doch nicht richtig verstanden zu haben: ‚Ja, mir *reden* deutsch!' Das ist es: Sie *sprechen* mehr deutsch als sie es *sind*…
>
> Nationalehre? Volkszugehörigkeit? Das gilt den wenigsten etwas. Braucht der Bauer von Deutsch-Kreuz seinen Goethe? Er braucht sein Geld, seinen Boden. Wenn Goethe morgen zu ihm käme und ihn um ein Nachtquartier bäte, er wiese ihn ab.
>
> Die Vorteile für Deutschösterreich liegen auf der Hand. Was aber können wir den Westungarn bieten?
>
> Das ist der springende Punkt: Wir können ihnen wenig geben und doch unendlich viel! Eben das, was ihnen fehlt: den Zusammenhang mit der deutschen Kultur. Was sie vom Deutschtum haben, ist nicht viel mehr als Abstammung, Sprache und Sitte. Aber es fehlt der Zusammenhang mit der großen deutschen Geistesgemeinschaft. Von deutscher *Kultur* kann in diesen Gegenden keine Rede sein. Es ist bloß deutsche *Ordnung*, deutsches *Gemüt* und deutsche *Sitte*. Aber das ist gerade nicht wenig. Wir könnten den Deutsch-Westungarn noch dazu den Glauben geben, daß *extra Hungariam* nicht nur *vita* ist, sondern sogar höheres Leben.[8]

Spannende Argumentationslinien tun sich hier auf: Der „Bauer" fühlt sich nicht bewusst als Deutscher, dazu ist er xenophob und regional-chauvinistisch. Der Autor Roth gibt sich aber nicht viel respektvoller. Deutschösterreich könnte ihm auf alle Fälle „unendlich viel" geben, ja gar „das höhere Leben" der Deutschen.

Roth scheint dabei durchaus Nationen mit eindeutigen Zuschreibungen und kulturellen Merkmalen zu versehen. Kennzeichnend hierfür ist, in seinem Gesamtwerk, beispielsweise der teufelsartige Jenö Lakatos, der immer das Böse schlechthin vertritt, ob als Advokat, als Hopfenhändler, als Spion, als Fabrikant oder als Händler künstlicher Korallen: Immer ist er Ungar aus Budapest, und wie alle Ungarn in Roths Werk wird er höchst negativ dargestellt – man denke nur an die Festszene nach Erhalt der Schreckensbotschaft aus Sarajewo im *Radetzkymarsch*.[9] Im Artikel *Zinkendorf oder Nagy-Zenk* liest sich die ungarisch-deutsche Gegenüberstellung (geradezu) als Schulbeispiel für eine Schwarz-Weiß-Malerei:

---

8 Joseph Roth: Reise durchs Heanzenland. (Artikelserie für die Tageszeitung Der neue Tag, 7.–9. August 1919.) In: ders.: Werke in 6 Bänden. Band 1. Das journalistische Werk 1915–1923. Hg. von Klaus Westermann. Köln 1989, S. 100–116, hier: S. 105f. Im Text von nun an aus dieser Werkausgabe unter der Sigle R und Angabe der Seitenzahl zitiert.

9 Vgl. Gábor Kerekes: Prag liegt zwischen Galizien und Wien. Das Ungarnbild in der österreichischen Literatur 1890–1945. Budapest 2008, S. 174–226.

> Wenn du eine große Kotlache siehst und darin wälzt sich mit behaglichem Grunzen ein fettes Schwein,
> wenn du an schwarzen Kindern vorbeikommst, die mit süßer Wollust Gesicht und Nacken mit Pferdemist bestreichen;
> wenn in einem offenen Pferdestall eine Bäuerin ihre Notdurft verrichtet;
> wenn in einem Gasthaus ein Schweinehändler mit gerötetem Gesicht seinen Tischnachbarn anspeit; usw. usw.,
> dann bist du in Nagy-Zenk…
> Aber wenn du ein weißes Häuschen mit einem Gartenbeet davor siehst und hinter den Fenstern weiße Gardinen;
> wenn du einen Bauern siehst, der seine Pfeife raucht und ein Hausgerät blank putzt;
> eine Frau, die einen trampelnden, schreienden blonden Jungen in einem Wasserkübel zwängt;
> blütenweiße Gänse in einem kleinen, abgegrenzten Reiche plätschern; usw. usw.,
> dann bist du in Zinkendorf (R 111f.).

Die dort ansässige Zuckerfabrik wird „natürlich von Deutschen verwaltet […]. Die deutschen Arbeiter – 14 oder 15 Familien – wohnen in Nagy-Zenk und bilden Zinkendorf." (R 112). All die anderen – also die Ungarn – wären nur Trinker, antisemitisch und reaktionär. Die oft beschriebene Idealisierung der Multikulturalität bei Roth kann somit nicht durch alle Texte belegt werden und meint vor allem ein klares Nebeneinander im Vielvölkerstaat mit eindeutigen Autoritäten, nicht aber ein echtes Durcheinander und Dazwischen.[10]

Humorvolle Relativierungen

Dass sich bei alledem Reportage und zum Teil ironisch wiedergegebene Stereotypen mischen, darf nicht vergessen werden. Immer wieder macht Roth klar, dass er eher Stimmungen wiedergibt und weniger penibel recherchierte Tatsachen: Nachdem er gerade in Ungarn im Heanzenland angekommen ist, erfasst er allzu schnell – während der bei Roth sicher nicht allzu langen Dauer eines Viertel Rotweins – die Zustände im Neudörfler Gasthaus:

> Der Wirt ist ein Ungar, die Frau eine Deutsche. Ein Knecht ist ein Deutscher, eine Magd Ungarin. Der Wirt ist sehr gut zur Magd, die Wirtin zum

10 Es ist wohl überhaupt nicht leicht, bei Joseph Roth eine durchgängige Programmatik und intellektuell untermauerte Einstellungen ausfindig zu machen. Wolfgang Müller-Funk betont zu Recht, dass Roth „ein pointiert antiwissenschaftlicher, um nicht zu sagen antiintellektueller Autor" ist, bei dem wenig Reflexion über Geschichte und Philosophie zu finden ist. Vgl. Wolfgang Müller-Funk: Joseph Roth. München 1989, S. 16.

> Knecht. Wahl- und Stammesverwandtschaft, Liebesromane und Eheskandale an der Grenze.

Des Weiteren mischt sich, ebenso humorvoll, Roths kultureller Chauvinismus mit einer gewissen urbanen Arroganz. Der Reporter macht sich durchgehend über alle Dörfer und Kleinstädte lustig. Als „Sauerbrunns charakteristische Eigenschaft" nennt er die Finsternis (R 107). Als er im Dunkeln umherirrt, zerschlägt er sich „den Schädel an sämtlichen Bäumen des Kurparks. Plötzlich fühle ich etwas Weiches und überzeuge mich durch vorsichtiges Tasten, daß ich auf einen weiblichen Körper gestoßen bin. Endlich eine Abwechslung. Die faden Bäume!" (R 108) Er beneidet die Leute mit Taschenlampe „aus einer zivilisierten Gegend" (R 107). Auch am Tag erscheint ihm die Stadt „dreckig und ungepflegt" (R 108). Dies mag ihm alles ungarisch vorkommen, denn am Bahnhof bemerkt er, „daß Sauerbrunn gar nicht Sauerbrunn ist, sondern ‚Savanya-Kut'. So sieht es aus …" (R 109). Der Beitrag *Ödenburg* beginnt gleich mit der Feststellung, dass der Reporter noch nie eine Stadt sah, zu der ihr Name besser passe. Ja er empfiehlt sogar, „Nomen est omen!" auf eine Eingangspforte zu schreiben. Weiters hält er dort fest, dass Ungarn „um ein paar Jahrhunderte zurückgebleiben war" (R 109), und kritisiert die Straßenbahn ohne Beschilderung sowie die schlechten Öffnungszeiten der Kaffeehäuser: „Von 10 bis 6 Uhr täglich kannst du in Ödenburg verhungern" (R 111). In „Deutsch-Kreuz" beschreibt er mit amüsanter Überheblichkeit einen Tanz- und Polterabend – ohne Parkettböden, dafür mit missgestimmter Ziehharmonika, welche „die nötige greuliche Musik" liefert. Die Volkstümlichkeit begeistert den Reporter nicht: „Der Tanz ist vollkommen kunstlos und besteht aus monotonen Drehbewegungen" (R 113). Roths überhebliche und chauvinistische Behauptungen werden so im Gesamtkontext der humorvollen Texte relativiert.

Die noch nicht überstandene Räterepublik

Es war natürlich kein Zufall, dass man einen Reporter zu dieser Zeit aus Wien in den Süden schickte. Gerade eine Woche davor, am 1. August 1919, brach die ungarische Räterepublik zusammen, als rumänische Truppen Budapest besetzten. 133 Tage zuvor hatten am 21. März Kommunisten und Sozialisten unter Béla Kun (1886–1938) die Macht in Budapest übernommen. Die Räterepublik nach sowjetischem Vorbild überlebte damit viel länger als die deutschen Beispiele. Sie erließ auch eine Flut von Verordnungen, die in Westungarn kaum umgesetzt wurden. Doch am 28. März übernahm Sándor Keller die diktatorische Gewalt in Ödenburg und setzte Verstaatlichungen, Kollektivie-

rungen, Verbot klerikaler Zeitungen und Schulen, ja sogar ein Alkoholverbot durch. Aufgrund der Blockade der Entente gegen Ungarn und der Neutralität Österreichs im Krieg zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei wurde im April 1919 die Grenze an der Leitha gesperrt, worunter die Grenzgebiete stark litten: Industriewaren und lebenswichtige Güter wie Salz aus Österreich gingen aus, viele Wanderarbeiter und Pendler kamen schwer nach Hause. Dazu kam, dass nach dem Protest gegen die Auflösung kirchlicher Schulen im Mittelburgenland der Pfarrer von Nikitsch standrechtlich erschossen wurde. Damit erreichte man genau das Gegenteil des Gewünschten, nämlich regelrechte Aufstände. Schon länger lieferten die Bauern der Region keine Produkte ab und akzeptierten nicht das einseitig bedruckte Geld der Räteregierung. Diese setzte daraufhin in der Region die brutalen, „Roter Terror" genannten Spezialtruppen des Tibor Szamuely (1880–1919) zur Niederschlagung konterrevolutionärer Aktivitäten ein.

Die dabei geschlagenen Wunden waren noch nicht verheilt, als Roth direkt nach dem Fall der Räterepublik das Heanzenland besuchte; nicht einmal die Vertreter der Räteregierung waren abgelöst. Im hotellosen Sauerbrunn bekam Roth kein Zimmer, der Apotheker wies ihn aus verständlicher Angst ab:

> Einen Tag vorher hätte der Apotheker erschossen werden sollen, weil ihn Szamuely einer reaktionären Gesinnung beschuldigte. … Nun konnte ich – wer weiß – ein Spitzel, ein Spion, gar ein Bruder Szamuelys sein (R 107).

Zu Beginn seiner journalistischen Laufbahn signierte Roth auch mit „Roter Joseph" – davon ist nicht viel zu merken, wenn er in den Artikeln die Vertreter der Räterepublik aburteilt: „Da die Amtsstunden um neun Uhr beginnen, kommt der kommunistische Beamte schon um halb elf" (R 110). Weil der Stadtkommandant das Restaurant betritt und „das ganze speisende Ödenburg" aufspringt, beendet Roth den Absatz ironisch: „Denn in Ödenburg sind alle Menschen gleich" (R 110). Der Reporter sowie der Stadtkommandant suchen zum Speisen einen empfohlenen nichtsozialisierten Betrieb auf, denn

> [d]ie kleinen Betriebe wurden bekanntlich nicht sozialisiert und bekommen infolgedessen so viel Zuspruch, daß sie beim besten Willen nicht klein bleiben konnten. Dagegen wurden die großen, sozialisierten Betriebe kleine Tohuwabohus (R 110).

Die kommunistische Verwaltung ringt ihm an mehreren Stellen ein Kopfschütteln ab. Beispielsweise beklagt er, dass „Der Ödenburger Proletarier", der „vier Seiten amtlicher Kundmachungen in miserabelstem Deutsch" enthält, 24 Redakteure hat, darunter aber nur einen Journalisten (R 110). Ehrliche

ideologische Einstellung und Geradlinigkeit nimmt Roth den kommunistischen Machthabern nicht ab. Doch ungarischen Politikern anderer Couleur bringt er ebensowenig Vertrauen entgegen. Roth erwähnt den Ödenburger Zeitungsverleger Géza Zsombor, der Gouverneur des autonomen Deutschwestungarn war. Dieser

> gab sich für einen Deutschen aus. Er paktierte mit den Anschlußfreunden, verriet diese bei der Räteregierung, und es gelang ihm, nach Paris zur Friedenskonferenz zu kommen, wo er bald den Anschluß betrieb, bald zu verhindern suchte. Geza Zsombor wohnt jetzt in Wien und wartet auf weitere Konjunkturen … (R 110)

Roth hatte mit der Prognose recht: Géza Zsombor (1871–1930) sollte nach dem Sturz der Räteregierung wirklich nach Ödenburg zurückkehren und dann heftig gegen den Anschluss an Österreich agieren. Auch unterhalb der Nomenklatura urteilt Roth nicht vorteilhaft. Die Rotgardisten plünderten nach Roth skrupellos:

> Weil ich mit einer Hundertkronennote zahle, kommt ein Rotgardist plötzlich auf mich zu und nimmt mir dreihundert Kronen ab, worauf ich mich schleunigst aus dem Staube mache. / Hundertkronennoten darf nämlich niemand besitzen, es sei denn ein Rotgardist (R 114).

So sieht Roth, im Einklang mit großen Teilen der späteren Geschichtsschreibung[11], vor allem in der Räterepublik den Grund, warum viele Westungarn die Regierung in Budapest ablehnten:

> Der Kommunismus fand gerade in Deutsch-Westungarn am spätesten Eingang, und der zähe Konservativismus der westungarischen Bauernschädel machte der Budapester Räteregierung mehr zu schaffen als die politischen Umtriebe der gestürzten Magnaten und Junker. Bald bewaffneten sich deutsche und kroatische Bauern in der Umgebung *Ödenburgs*, fest entschlossen, die Rotgardisten nicht nur nicht in die Dörfer zu lassen, sondern auch die Stadt Ödenburg zu überfallen und zu erobern. […] Die einziehenden Rotgardisten hielten strenges Gericht: ein Pfarrer wurde standrechtlich erschossen, ein paar Bauern aufgehängt, einige zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Die am Leben und in der Freiheit blieben, verbargen ihren Haß auch weiterhin nicht und warfen die kommunistischen Agitatoren zum Dorfe hinaus. Der Terror der in der Gegend herumvagabundierenden Räuber, die die Organisation der ‚Leninbuben' bilde-

11 Z. B. Andrew F. Burghardt: Borderland. A Historical and Geographical Study of Burgenland, Austria. Madison 1962, S. 172: „Undoubtedly, nothing united local opinion more then the advent of the Communist regime".

> ten, die ewigen Requisitionen, Alkohol- und Tanzverbote der Räteregierung, nicht zum geringsten Teil auch ihre Geldmißwirtschaft erweckten in den Bauern das Verlangen, Ungarn Lebewohl zu sagen und den Anschluss an das sprach- und stammverwandte Deutschösterreich zu suchen. Selbst die magyarischen Bauern Westungarns antworteten, als man ihnen vorhielt, daß sie der deutsch-österreichischen Regierung die gesamten Viehbestände würden ausliefern müssen, daß sie lieber den Deutschösterreichern ihre Kühe als an Bela Kun ihren gesamten Besitz geben wollten (R 104).

Doch in den frühen Augusttagen während Roths Reportagebesuch schien sich die Räterepublik in Westungarn noch zu behaupten. Die Verwaltung und Verordnungen wurden noch nicht ausgewechselt: es sei

> im Lande noch herzlich wenig von einer Änderung der Situation zu spüren. Die elenden Eisenbahn- und Postverbindungen in Ungarn verhindern eine rasche Durchführung der neuen Regierungserlässe, und während zum Beispiel in Budapest das Alkoholverbot längst aufgehoben ist, kann es passieren, daß ein Schankwirt in Wieselburg vor das Revolutionsgericht gestellt wird, weil er einem Reisenden ein Stamperl Schnaps verkauft hat. Die Organe der Räteregierung halten sich immer noch in den Amtsstuben Deutsch-Westungarns fest (R 104f.).

Es gebe auch keine Informationen, denn „Budapest ist weit, und die neuesten Nachrichten nehmen den kleinen Umweg über Wien, um nach Ödenburg zu gelangen“ (R 109). Es wäre nicht Joseph Roth, wenn er nicht die unsichere, verworrene Situation in Bildern mit kleinen Sprachspielen zeigte: Im Kaffeehaus bekommt er „eine Portion ‚Vörös Ujsag‘ und dazu einen Fingerhut Schwarzen“ (R 109). Roth verlangt von seinen Lesern gewisse Ungarisch-Kenntnisse, damit sie verstehen, dass sich hier zum kleinen schwarzen Kaffee „Rote Nachrichten“ gesellen.

Entscheidung zwischen Österreich und Ungarn

Der Reporter stellt vor allem eine unklare, abwartende Haltung fest – ebenso in der nicht nur ideologischen und parteipolitischen Frage, die über die Region schwebte, der komplizierten Anschlussfrage. Selbst für die österreichische Seite überliefert die Historiographie keine einstimmige Meinung. Großdeutsche und Sozialdemokraten waren schon lange entschieden für die Abtretung des Burgenlands an Österreich. Christlichsoziale – und in dieser Partei insbesondere die Monarchisten, die in Ungarn eher eine Restauration erhofften, – waren vorsichtiger; sie wollten die Beziehung zum konservativen Ungarn nicht gefährden. Es gab Verständnis für die Empörung Ungarns über Gebiets-

ansprüche Österreichs nach vier Jahren gemeinsamer Kriegsführung. Das Zusammenspiel zwischen Innen- und Außenpolitik war bei dem mehrjährigen politischen Tauziehen auch von großer Bedeutung: Während der Räterepublik sahen die Sozialdemokraten einen Anschluss an das konservative Österreich in einem anderen Licht, also nicht dringlich. Nun, nach dem Fall der linken Regierung in Ungarn, waren die Sozialdemokraten wieder für den Anschluss an Österreich – die Christlichsozialen jeweils genau umgekehrt.

In Westungarn selbst gab es auf alle Fälle keine lange Tradition eines Anschlusswunsches an Österreich, darüber ist sich die Geschichtsschreibung einig. Ungarn war lange Zeit als Vielvölkerstaat ziemlich tolerant gegenüber Volksgruppen und Religionen gewesen, zumindest toleranter als Österreich. So fanden auch viele österreichische evangelische Priester und Lehrer dort Zuflucht. 1848 standen die deutschsprachigen Westungarn fast geschlossen auf der Seite der ungarischen Revolution und gegen Wien. Erst nach dem Ausgleich 1867 wurde die Situation schwieriger – in der ungarischen, transleithanischen Reichshälfte stellten die Magyaren weniger als die Hälfte der Bewohner. Um die Jahrhundertwende wurde der magyarische Nationalismus noch rabiater und wirkte sich in der Verwaltung, der Schul- und Kulturpolitik aus. Doch die jahrhundertelange Tradition der Zugehörigkeit zu Ungarn blieb in den Köpfen lebendig – bis 1918 war die Idee des Anschlusses an Österreich in Westungarn praktisch nicht verbreitet, danach blieb sie für viele eine Angst einflößende Idee. Ab November 1918 gab es mit der Gründung eines Deutschen Volksrats für Westungarn, der mitunter sogar als Geburstag des Landes bezeichnet wird,[12] eine breite Zustimmung für die Forderung einer echten Autonomie innerhalb Ungarns, die von Budapest dann auch halbherzig bewilligt wurde.

Erst das kommunistische Regime und die darauf folgende konservative, nationalistische Regierung, die gegen proösterreichisch Gesinnte vorging, machten die atmosphärische Wende möglich. Die Situation für die Deutschsprachigen in Westungarn besserte sich nämlich im August 1919 nicht. Das autoritäre Regierungssystem von Miklós Horthy (1868–1957) forcierte eine Magyarisierung und verfolgte deutsche „Vaterlandsverräter". Die Haltung der Westungarn blieb aber weiter uneinheitlich und unklar, nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen. Diese Unentschlossen- und Unsicherheit fing Roth in beeindruckenden Szenen und Bildern ein, was ein konträres Bild zu manchen

12 Michael Floiger: Der Anschluss an Österreich. Die Autonomiebewegung, <http://atlasburgenland.at/index.php?option=com_content&view=article&id=193&Itemid=101>, 24.1.2017.

populären österreichischen Geschichtsbüchern zeichnet, die eine frühe Begeisterung für den Anschluss überliefern.[13]

Roths Wiener Blatt nahe der Sozialdemokratie unterstützte eigentlich eine Angliederung des Burgenlandes an Österreich. Das macht pflichtgemäß auch der Reporter, beispielsweise in dem erwähnten Zitat zur nationalen Haltung des westungarischen Bauern – und er empfiehlt dabei behutsames Vorgehen: „Nur dürfen wir nicht gewaltsam belehren. Es wird sicherlich zur Volksabstimmung kommen. Es ist schwer anzunehmen, daß die Ungarn nicht Gewalt oder List anwenden würden" (R 106). Roth fordert eine militärische Besetzung durch eine neutrale Macht, ohne die eine Abstimmung kaum vor sich gehen könne. Nur an dieser Stelle wird in den Artikeln von einem Referendum ausgegangen. Roth rechnet dabei mit einem proösterreichischen Resultat; die Ungarn investieren auch nichts mehr in Westungarn. „Sie mögen für uns stimmen. *Wir* werden sie herzlich aufnehmen!" (R 106) Trotz seiner ungarnkritischen Haltung wiederholt Roth sein Bekenntnis zu Österreich nicht; David Bronsen weist darauf hin, dass Roth bei seiner einwöchigen Reise Anfang August Gast eines deutsch-westungarischen Großgrundbesitzers war, der ihm nahelegte, sich auf die ungarische Seite zu stellen – im Gegensatz zur Linie des Blattes *Der Neue Tag*.[14] Roth zügelt auf alle Fälle seine sonst ausgeprägt negative Einstellung gegenüber Ungarn. Er beschreibt keine proösterreichische Gesinnung in der Bevölkerung, sondern:

> Trotz allem ist die Stimmung: Warten wir ab! Man weiß ganz gut, daß die rein sozialistische Regelung nicht von Dauer ist, und hofft. Der Glaube: *Extra Hungariam non est vita* hält jeden ungarischen Bürger ohne Unterschied der Nationalität in seinem starken Bann. *Extra Hungariam non est vita* – in Deutschösterreich werden wir krepieren! Also: Warten wir ab! … (R 105)

Prophezeiungen 1919

Einen Monat später, als die konservative Regierung Ungarn schon fest in der Hand hatte, beschäftigte sich Roth erneut mit der „Lage in Westungarn" – im

13 Z. B. Richard Berczeller und Norbert Leser: …mit Österreich verbunden. Burgenlandschicksal 1918–1945. Wien, München 1975, S. 17f.; Hugo Portisch: Österreich I. Die unterschätzte Republik. Ein Buch zur gleichnamigen Fernsehdokumentation von Hugo Portisch und Sepp Riff. Wien 1989, S. 151. Genau wie Roth schildern aber manche wissenschaftliche Arbeiten die Unentschlossenheit auch der deutschsprachigen Bevölkerung, vgl. Ernst Joseph Görlich und Felix Romanik: Geschichte Österreichs. Innsbruck 1970, S. 502 oder Charlotte Heidrich: Burgenländische Politik in der Ersten Republik. Deutschnationale und Parteien und Verbände im Burgenland vom Zerfall der Habsburgermonarchie bis zum Beginn des autoritären Regimes (1918–1933). Wien 1982, S. 11.

14 Bronsen: Roth, S. 197.

gleichnamigen Artikel[15]. Der Untertitel „Keine besondere Stimmung für den Anschluß – Schikanisierungen durch die Soldateska – Pogromstimmung und Kampfbereitschaft, geschürt durch die Feldbacher Offiziere“ gibt eine Übersicht. Vor allem werden die Ungarn wegen der Progaganda, der „Ummenge von Plakaten, Flugschriften und Werbezetteln“ (R 133), angeklagt,

> [o]bwohl sie wußten, daß der Anschluß des uns von der Entente zugesagten deutschen Teiles von Westungarn ganz unabhängig von unsrem und ihrem Verhalten für oder gegen den Anschluß ohne Volksabstimmung und unter dem Diktat der Entente erfolgen würde (R 132).

Diesen Propagandafeldzug sowie die Erhaltung der Paramilitärs unter Anton von Lehár (1876–1962), übrigens der Bruder des Operettenkomponisten, wirft Roth dem ungarischen Landadel vor. Ein Plakat der Konservativen führt er zur Gänze an, worin sich lesen lässt: „*Eine große Gefahr für Westungarn ist die geplante Besetzung durch die Wiener Volkswehr*, welche eine sogenannte Proletarierarmee ist und einzelne Bataillone ausschließlich aus Bolschewiken bestehen“ (R 133, Hervorhebungen im Original). Die Bevölkerung wäre laut der Propaganda bei einem Anschluss an Österreich wieder Béla Kun preisgegeben, der zu dieser Zeit auch in Österreich weilte. Der Reporter enthüllt, dass der legitimistisch gesinnte Oberst Lehár Waffen an die deutschen Bauern verteilt habe, da sie antikommunistisch und antisemitisch seien, was nach Roth vollkommen ineinander übergeht. So meint er auch, dass Gewalttaten gegen Deutsche Falschmeldungen seien, solche habe es nur gegen Juden und Kommunisten gegeben, die eben im burgenländischen Verständis gleichgesetzt werden. Doch sogar hier wird Nachsicht geübt, die Leute hätten „selbst Unsägliches von Tibor *Szamuely* gelitten“ (R 135). Roth zeigt überraschend viel Verständnis für die ungarische Seite. Doch erkennt er klar die Ausmaße der antisemitischen Gefahr. Unheil beschwörend schließt der Artikel:

> Westungarn ist heute ein Land von politischen Abenteurern, säbelrassenden Offizieren und verprügelten Juden. / Für Deutschösterreich ist die starke antisemitische Strömung jedenfalls von Schaden wie alles, was Unruhen hervorzurufen geeignet ist. Es wird gelten, gut aufzupassen. Ich habe selbst bei vielen Bauern *Gewehre* und *Munition* gesehen. […] Die Bauern werden gegen die deutschösterreichische ‚Judenregierung‘ losziehen. Eine Entwaffung der Bauernschaft wird also notwendig sein. […] Gefährlicher als Gewehre sind die Leitartikelfedern. / Die Feldbacher Offiziere werden die Besetzung um jeden

15 Joseph Roth: Die Lage in Westungarn. (Artikel für die Tageszeitung Der neue Tag, 5.9.1919.) In: ders.: Werke in 6 Bänden. Band 1. Das journalistische Werk 1915–1923. Hg. von Klaus Westermann. Köln 1989, S. 132–139.

> Preis zu verhindern trachten. Ihre Existenz hängt an Westungarn. Die Entente wird eingreifen müssen, denn sie hat uns das Land zugesprochen (R 139).

Prophetisch scheint Roth hierbei schon den Terror des Nationalsozialismus vorauszuahnen. Ebenso meint er: „Auch die paar tausend Zigeuner, die wir mitbekommen, kümmern sich um den Anschluß nicht. Ich glaube, sie werden in Deutschösterreich zu einem Problem werden" (R 136). Etwas pauschal und vom weiteren historischen Verlauf nicht bestätigt schätzt Roth ein, dass die deutschsprachigen Bauern und Stadtbewohner gerne bei Ungarn blieben, nur die Juden und die Arbeiter wollten den Anschluss an Österreich.

Der weitere Verlauf der Geschichte 1920–1921

Bereits mit dem bald nach dem Erscheinen des Artikels, am 10. September 1919, unterzeichneten Friedensvertag von St. Germain bekam Österreich das Burgenland – unter diesem Namen – zugesprochen, wobei während der Verhandlungen auch die Abneigung der Siegermächte gegen das kommunistische Regime eine Rolle gespielt hatte. Der am 4. Juni 1920 von der ungarischen Delegation mit Widerspruch unterschriebene Friedensvertrag von Trianon verpflichtete Ungarn einmal mehr, das mehrheitlich deutsch- und kroatischsprachige Gebiet Westungarns an Österreich abzutreten.

Doch Joseph Roth sollte in einem Recht behalten: Es war noch ein langer Weg, bis das Gebiet endgültig, wenn auch ohne seine logische Hauptstadt Ödenburg, bei Österreich landete: Noch lange wurde von ungarischer Seite mit verschiedenen Vorschlägen taktiert, auch die zögerliche Haltung der österreichischen Regierung verhalf nicht zu einer raschen Übergabe. Andrew Burghardt meint in einer Geschichte des Burgenlands sogar: „Rarely has a government advanced towards an addition of territory in as stumbling and irresolute a fashion as did Austria between 1918 and 1921."[16]

Auch weitere Geschehnisse verzögerten eine Einigung. Nach Kaiser Karls erstem Restaurationsversuch in Budapest kamen die Verhandlungen ins Stokken. Das tschechische Interesse an einem „slawischen Korridor" zwischen Österreich und Ungarn nach Jugoslawien, der Restaurationsideen der Habsburger oder Expansionen Deutschlands endgültig verhindern sollte, wurde vor allem von Italien blockiert. Die Idee brachte Österreich und Ungarn mit einem gemeinsamen Interesse wieder effektiver an den Verhandlungstisch, die Übergabe wurde für den 29. August 1921 festgesetzt. An diesem Tag begann

16 Burghardt: Borderland, S. 172.

der Einmarsch der österreichischen Gendarmerie, den der bewaffnete Widerstand der Paramilitärs, welche interessanterweise selbst in der österreichischen Geschichtsschreibung durchgehend mit dem ziemlich positiv besetzten Begriff „Freischärler" bezeichnet werden,[17] zurückschlug. Bei den letzten Verhandlungen im September nahm Bundeskanzler Johann Schober (1874–1932) den Verlust von Ödenburg in Kauf. Es schien schon lange klar, dass eine friedliche Lösung nur durch einen Teilverzicht Österreichs ermöglicht würde. Er akzeptierte eine dortige Volksabstimmung, die dann im Dezember 1921 zur Legitimierung eines Verbleibs in Ungarn abgehalten wurde.[18]

Ungarn wurde erneut zur Übergabe bis zum 4. Oktober aufgefordert, und seine regulären Truppen wurden tatsächlich an diesem Tag zurückgezogen. Die „Freischärler" aber blieben und übernahmen die Macht im Burgenland – wie eine Antwort auf die Republik Heinzenland rief ihr Befehlshaber Prónay Pál (1874–ca. 1947) am 4. Oktober 1921 einen eigenen Staat aus, die Republik Lajtabánság, die Leitha-Banschaft oder das Leitha-Banat, mit Oberwart (ung. Felsőőr) als Hauptstadt, womit man dem gleichen Plan in Eisenstadt (ung. Kismarton) zuvorkam. Dieser Staat überdauerte sogar einen Monat. Ziel war auch hier der erneute Anschluss an Ungarn nach Durchführung einer Volksabstimmung. Doch neben internen Streitigkeiten machte die ungarische Regierung Druck auf diese Diktatur. Als Hinterlassenschaft existieren eine eigene Flagge, Wappen, eine kleine Briefmarkensammlung und zwei Ausgaben eines Amtblatts; 1929 gab der ehemalige „General" Prónay noch Gedenkmedaillen an die Teilnehmer aus – insgesamt viel mehr Relikte als die der Republik Heinzenland, von der nichts blieb. Wie flüchtig diese war, zeigt auch, dass in der intensiven Auseinandersetzung Roths mit der Region das Republiksprojekt kein einziges Mal erwähnt wurde.

Am 3. November zogen die ungarischen Paramilitärs ab, zehn Tage später besetzte das österreichische Bundesheer das Land etappenweise. Der pessimistische bzw. realistische Roth sollte einmal mehr nicht falsch liegen: Das Land blieb ein Unruheherd: Im unscheinbaren Schattendorf sollten 1927 die Schüsse fallen, welche die Gesellschaft der Ersten Republik Österreich entzweiten.

17 Z. B. Görlich, Romanik: Geschichte, S. 503; Ernst: Burgenland, S. 197 oder Portisch: Österreich I, S. 150.

18 Insbesondere das deutlich für Ungarn ausgefallene Resultat der Volksabstimmung ist ein Streitpunkt zwischen den beiden nationalen Geschichtsschreibungen. Ein Beispiel einer frühen Anklage eines reinen ungarischen Schwindels findet sich in Viktor Miltschinsky: Das Verbrechen von Ödenburg. Wien 1922. Ernst bezeichnet den Urnengang als „Groteske" – vgl. Ernst: Burgenland, S. 198. Die Perspektive, dass die Volksabstimmung den realen Willen der Bewohner ausdrückte, findet sich z. B. bei Tibor Zsiga: Burgenland, oder Westungarn? Oberwart 1991. Eine vermittelnde Position, die aber davon ausgeht, dass Ödenburg rechtens an Ungarn gefallen ist, wäre Burghardt: Borderland, S. 185–188.

A Journey through the "Heanzenland" with Joseph Roth
(Abstract)

Johann Georg Lughofer

Joseph Roth wrote a widely acclaimed series of articles entitled "A Journey through Heanzenland", which consisted of seven contributions published in the daily newspaper *Der Neue Tag* between 7 and 9 August 1919. These are analyzed here with regard to the uncertain situation directly following World War I, with special emphasis on Roth's perspective on the ethnic composition and political outlook of the area.

The term "Heanzenland" is now forgotten but in 1918 in Burgenland the ambiguities about the disintegration of the monarchy and the questions of the new state border between Austria and Hungary were sought to be addressed with a "Republic of Heinzenland". However, this was never intended as a sovereign state, but as a precursor to the annexation to Austria.

Roth's articles are the most important testimonies of the "Heanzenland" of that period and illustrate the unstable situation in that region. This paper shows how Roth – contrary to the newspaper's editorial policy – displays no enthusiasm for an annexation to Austria but presents a very confused social situation instead. In doing so, he depicts nations with clear cultural attributions. Although the series of articles is often referred to in research as presenting Roth's own peculiar perspectives on hybrid cultures and boundaries and his interest in the forms of the in-between, my presentation proves that Roth, even if he realizes that the western Hungarian peasant has "no national feeling", does not undermine cultural and national attributions; he even takes a chauvinistic perspective when comparing Hungarian and German culture.

It is also necessary to address the specific political situation, which was of the utmost relevance for the annexation to Austria. On 1 August 1919, the Hungarian Soviet Republic collapsed. It had existed since 21 March and was thus the longest lasting Soviet republic in Central Europe. The communist administration in Western Hungary, which even days later had not been replaced yet, is described in a clearly negative way by Roth. In accordance with later historiography, Roth explains the readiness to join Austria with the disgust that the western Hungarians felt for the Soviet Republic: "Even the Magyar peasants of West-Hungary, when they were told that they would have to surrender their entire livestock to the German-Austrian government, answered that they would rather give their cows to the Austrians than their whole property to Béla Kun."

A month later, when the conservative government had established a firm hold on Hungary, Roth once again described western Hungary as "a country of political adventurers, saber-wielding officers, and beaten Jews." Roth estimated that the peasants and the urban German population wanted to remain in Hungary, only the Jews and the workers wanted to join Austria.

With the peace treaties of St. Germain and Trianon, Austria was granted Burgenland – under this name. But Joseph Roth was proven correct in one thing: there was still a long way to go – including a failed invasion of the Austrian gendarmerie and another proclamation of a republic, this time of the Hungarian "Lajtabánság" in October 1921 – until Burgenland finally became part of Austria, albeit without its capital Sopron/Ödenburg, which logically should have been included.

Roth's views on the cultural and political situation of "Heanzenland" at the decisive time in the middle of 1919 are illuminated in detail and addressed in the framework of their historiographical background.

Vom „Michel“, der „Tante Germania“ und dem „Nibelungenland“ – Visionen, Utopien und Dystopien in der historischen deutschen Presse der Untersteiermark (1900–1917)

ANJA UREKAR OSVALD

1917 befanden sich die untersteirischen Deutschen in einer prekären Situation, die sich gegen Ende des Ersten Weltkriegs, als es immer deutlicher wurde, dass sich die Habsburgermonarchie ihrem Ausklang nähert, nur noch verschlechterte. Durch die Gründung des neuen Staats der Slowenen, Kroaten und Serben am 29. Oktober 1918 (und dem am 1. Dezember 1918 entstandenen Königreich der Slowenen, Kroaten und Serben) wurde bald klar, dass der dringende Wunsch der Deutschen in Marburg (sl. Maribor), „aufgrund des Selbstbestimmungsrechts der Völker, das der US-Präsident Wilson im Rahmen der Friedensbemühungen definiert hatte, ein Teil der neugegründeten Republik Deutschösterreich“[1] zu werden, nicht in Erfüllung gehen kann. Doch bereits vor der Entstehung des neuen slawischen Staats, der auf die deutsche Minderheit starken Druck ausübte und sie zur Auswanderung trieb,[2] waren bei der deutschsprachigen Bevölkerung Ängste und Zweifel vor der ungewissen Zukunft zu verspüren. Wie der Titel des vorliegenden Sammelbandes – „Blick ins Ungewisse“ – impliziert, schlug sich diese Ungewissheit auch auf das Lebensgefühl der Deutschen in der Untersteiermark nieder.

1 Jernej Kosi, Janez Cvirn: Der Umbruch 1918/19. In: Jerneja Ferlež (Hg.): Deutsche und Maribor. Ein Jahrhundert der Wenden: 1846–1946: Katalog der Ausstellung: vom 15. März bis zum 15. Juni 2012 in Velika Kavarna (Großes Café) in Maribor. Maribor 2012, S. 59.

2 Wie erfolgreich die Politik des Königreichs SHS war, zeigt sich bereits anhand der Volkszählungsdaten. Während im Jahr 1910 die deutschsprachige Bevölkerung noch 15 % der gesamten südsteirischen Bevölkerung ausmachte, stellte sie 1921 nur noch 4,5 % dar. Vgl. Jernej Kosi, Janez Cvirn: Deutsche Flüchtlinge aus der Untersteiermark in Österreich. In: Jerneja Ferlež (Hg.): Deutsche und Maribor, S. 62.

Um diese existenzielle Verunsicherung möglichst treffend darzustellen, wird im vorliegenden Beitrag anhand des historischen Blatts *Marburger Zeitung* versucht, die Einstellungen, Ängste und Zukunftsvisionen der untersteirischen Deutschen in jener Schwellenzeit zu durchleuchten. Das Medium Zeitung erweist sich dabei als ein wichtiges Laboratorium, in dem unterschiedliche gesellschaftspolitische Entwürfe vorgestellt, reflektiert und dem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden konnten. Obwohl die Zensur die Pressefreiheit entscheidend einschränkte, sind in der Berichterstattung und in literarischen Texten, die in der *Marburger Zeitung* veröffentlicht wurden, ständig wiederkehrende Diskussionen zu beobachten, wie zum Beispiel Kritik an der damaligen habsburgischen Innen- und Außenpolitik, Thematisierung der Benachteiligung der (untersteirischen) Deutschösterreicher gegenüber anderen Ethnien des Vielvölkerstaates sowie Begeisterung für die großdeutsche Idee. Wie im Folgenden gezeigt wird, manifestierte sich diese Haltung jedoch vordergründig nicht in Form von politischen Pamphleten und/oder kämpferischen Texten, sondern oft scheinbar unauffällig, in verschlüsselten Metaphern oder mit Bezugnahmen auf die germanische Mythologie, anhand derer der Bund zwischen dem Deutschen Kaiserreich und den Deutschösterreichern in der Untersteiermark hervorgehoben werden sollte.

Die *Marburger Zeitung*, das führende Zeitungsperiodikum der untersteirischen Deutschen, erschien erstmals 1862 unter dem Namen *Correspondent für Untersteiermark*, wechselte jedoch bis zu seiner Einstellung im Jahr 1945 oftmals den Namen[3] und die politische Ausrichtung. Zuerst bezeichnete sich die Zeitung als liberal und gegenüber der slowenischen Bevölkerung und deren politischen Orientierung aufgeschlossen, später aber folgte sie den Ideen des *Linzer Programms*[4] und der Los-von-Rom-Bewegung und war national-ideologisch, antisemitisch und antiklerikal geprägt. Die rasche radikale Positionierung der Zeitung geht mit dem Erwachen der nationalen Bewusstwerdung der

3 Vgl. Petra Kramberger: Nemško časopisje v Mariboru v 19. stoletju [Deutsche Presse in Maribor im 19. Jahrhundert]. In: Kronika: časopis za slovensko krajevno zgodovino [Chronik: Zeitung für slowenische Ortsgeschichte] 53 (2005), Nr. 1, S. 37–52, hier: S. 40.

4 Das Linzer Programm, das unter dem Motto „nicht liberal, nicht klerikal, sondern national" stand, forderte die staatsrechtliche und wirtschaftliche Trennung von den verschiedenen Völkern Cisleithaniens, eine engere Anbindung der deutschsprachigen Gebiete der Habsburgermonarchie an das Deutsche Reich sowie Pressefreiheit. Vgl. Tanja Žigon: Nemško časopisje na Slovenskem [Deutsches Pressewesen im slowenischen ethnischen Gebiet]. Ljubljana 2001, S. 65 und Janez Cvirn: Trdnjavski trikotnik: politična orientacija Nemcev na Spodnjem Štajerskem (1861–1914). Maribor 1997, S. 106, in deutscher Übersetzung: Janez Cvirn: Das „Festungsdreieck". Zur politischen Orientierung der Deutschen in der Untersteiermark (1861–1914). Münster 2017 (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, 76).

Slowenen im Vielvölkerstaat und der Tatsache einher, dass Marburg als multikulturelle Stadt an der Sprachgrenze zwischen dem deutschsprachigen, dem slowenischen und dem restlichen südslawischen Raum für untersteirische Deutsche als „Wacht“[5] der deutschen Kultur galt.[6]

Für die vorliegende Untersuchung wurden nicht nur die Jahrgänge der letzten Kriegsjahre herangezogen, sondern auch die Jahrgänge 1900, 1904, 1908, 1911, 1914 und 1917, um dadurch die gesellschaftspolitischen Konzepte in der Vorkriegszeit und während des Krieges sowie Kontinuität und eventuelle Brüche in der Inszenierung der Fremd- und Selbstbilder vergleichend darstellen zu können. Die Wahl der Jahrgänge, die vollständig analysiert wurden, bezieht sich auf wichtige lokale wie internationale historische Einschnitte, etwa den Beginn der Institutionalisierung der slowenischen Kultur durch den 1899 erbauten Narodni dom [dt. Volksheim],[7] der unter anderen zu weiteren nationalen Konflikten zwischen den Slowenen und untersteirischen Deutschen in Marburg führte.

Als Korpus dienen literarische Texte aus dem Feuilleton und journalistische Leitartikel, die aktuelle politische und kulturelle Geschehnisse thematisieren. Die methodologische Herangehensweise schließt sowohl literaturwissenschaftliche, geistesgeschichtliche und diskurstheoretische als auch literatursoziologische Zugänge ein. Für die Interpretation der Fremdheit wurden die Typologie der Fremdwahrnehmung nach Ortfried Schäffter[8] sowie Begriffe aus der Stereotypenforschung[9] herangezogen.

---

5 In der Marburger Zeitung wird das Selbstbild der Zeitung als „Grenzwacht“ der deutschen Kultur im Grenzgebiet vermittelt. Vgl. N.N.: An die deutsche Wählerschaft von Marburg! In: Marburger Zeitung 39 (10.11.1900), Nr. 130, S. 1, N.N.: Die Festschrift des Künstlerabends. („Das Jahrhundert.“) In: Grazer Tagblatt 10 (27. 2. 1900), Nr. 58, S. 1–3, hier: S. 2, Schriftleitung und Verwaltung: An unsere Leser und Freunde! In: Marburger Zeitung 39 (4. 1. 1900), Nr. 1, S. 1 sowie N. J.: Unseren Gästen Heil! Zum Burschenschaftertage. In: Marburger Zeitung 53 (30.5.1914), Nr. 61, S. 1.

6 Der Prozess der nationalen Differenzierung wurde 1861 mit der Verabschiedung der Verfassung ausgelöst. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts führte die Frage nach nationaler Zugehörigkeit zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der deutsch- und slowenischsprachigen Bevölkerung. Vgl. Janez Cvirn: Deutsche und Slowenen in der Untersteiermark: Zwischen Kooperation und Konfrontation. In: Harald Heppner (Hg): Slowenen und Deutsche im gemeinsamen Raum (Band 38), München 2002, S. 111–125, hier: S. 115.

7 Weitere relevante historische Ereignisse, an die die Fremd- und Selbstbilder anknüpfen, sind der Boxer-Krieg in China (1900), der Russisch-Japanische Krieg (1904), die Annexion von Bosnien und Herzegowina (1908), die Zweite Marokkokrise (1911), das Attentat von Sarajevo und der Beginn des Ersten Weltkriegs (1914).

8 Vgl. Ortfried Schäffter: Modi des Fremderlebens. In: ders. (Hg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeit zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen 1991, S. 11–42.

Weitere relevante theoretische Begriffe für die vorliegende Untersuchung sind die der Nation und der kollektiven Identität. Sie sind maßgebend für das Verständnis der historischen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen innerhalb der Habsburgermonarchie. Obwohl im Weiteren von der deutschen und der slowenischen Nation und Kultur die Rede sein wird, wird der Begriff der Nation nicht als eine festgelegte Gegebenheit aufgefasst, sondern als ein Konstrukt – nach Benedict Anderson als eine vorgestellte, begrenzte und souveräne politische Gemeinschaft.[10] Gerade die vielfältige Medienlandschaft der Untersteiermark zeigt bis zum Zerfall der Monarchie 1918 die Komplexität und die Schwierigkeiten einer nationalen und sprachlichen Unterscheidung: Es gab 29 deutschorientierte Zeitungen und Zeitschriften, davon waren 24 deutschsprachige Periodika (darunter die *Marburger Zeitung*) und vier slowenischsprachige Periodika, die politisch deutschorientiert waren, während sich ein Periodikum, die *Südsteirische Post*, für Rechte und Interessen der Slowenen in deutscher Sprache einsetzte.[11]

Aus kulturhistorischer und wirtschaftlicher Sicht war Maribor, heute die zweitgrößte Stadt Sloweniens und 2012 Kulturhauptstadt Europas,[12] im 19. Jahrhundert eine deutsche Stadt: Die deutsche Bevölkerung dominierte eindeutig in allen untersteirischen Städten (Marburg/Maribor, Cilli/Celje und Pettau/Ptuj) und prägte bis zum Ersten Weltkrieg das öffentliche und kulturelle Leben aller drei Städte und ihrer Umgebung. Für diese Städte im von Slowenen besiedelten Teil der Steiermark, also in der Untersteiermark, hat sich im vergangenen Jahrhundert die Bezeichnung „deutsches Festungsdreieck der Untersteiermark“[13] etabliert, da sie innerhalb des slowenischen bäuerlichen Umlands als deutsche Sprachinseln fungierten.

---

9 Manfred Beller, Joep Leerssen (Hgg.): Imagology. The Cultural Construction and Literary Representation of National Characters. A Critical Survey. Amsterdam, New York 2007 sowie Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hgg.): Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen nationaler Identität. Stuttgart 1991.

10 Vgl. Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt, New York 2005, S. 15.

11 Vgl. Petra Kramberger: „Alle guten Oesterreicher werden unser patriotisches Unternehmen unterstützen“. Südsteirische Post (1881–1900), nemški časopis za slovenske interese [Südsteirische Post (1881–1900), deutsche Zeitung für slowenische Interessen]. Ljubljana 2015, S. 26–61.

12 Zum kulturellen Programm im Rahmen der Europäischen Kulturhauptstadt 2012 gehörte auch die Erinnerungsausstellung „Deutsche und Maribor. Ein Jahrhundert der Wenden. 1846–1946“, die anhand von Fotos und Dokumenten dreisprachig die Rolle der deutschsprachigen Einwohner Maribors im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben belichtete. Vgl. Jerneja Ferlež (Hg.): Deutsche und Maribor.

13 Für die Städte Maribor, Celje und Ptuj im slowenischen Teil der Steiermark, also in der Untersteiermark, die heute Bestandteile des slowenischen Staatsgebietes sind, bürgerte sich in vergangenen Jahrhunderten sowohl in Österreich und Deutschland (vgl. Hugo Suette:

Dies wird auch anhand der Statistik für Marburg bestätigt: Während im Jahr 1850 circa 6.706 Einwohner verzeichnet wurden (wobei die Innenstadt mit 3.677 Einwohnern fast ausschließlich deutschsprachig war, die Vorstädte hauptsächlich slowenischsprachig), zählte die Stadt vor dem Ersten Weltkrieg bereits 24.000 Einwohner, wovon sich lediglich 17 Prozent als slowenischsprachig deklarierten.[14] Der starke Anstieg der Einwohnerzahl geht auf die Industrialisierung und die neue Verkehrsvernetzung zurück.[15]

1. Großdeutsche und deutschnationale Ideen

Zwischen 1900 und 1918 zeigt sich, wie im Weiteren anhand einiger paradigmatischer Beispiele erörtert werden wird, in der Berichterstattung der *Marburger Zeitung* die Haltung der Deutschösterreicher in einem höchst ambivalenten Bild. Treten zum Beispiel in den beiden letzten Kriegsjahren vermehrt Ängste und Skepsis auf, so kommen in den früheren Jahren öfters Visionen einer Einigung von Deutschösterreichern mit dem Deutschen Reich zum Vorschein, und zwar sowohl in der Kurzprosa und Lyrik als auch in den politisch-kulturellen Beiträgen. Sie treten öfters in Texten auf, deren Funktion in der Stärkung der kollektiven Identität der Grenzdeutschen im slowenisch-deutschsprachigen Gebiet der Untersteiermark besteht.

Die Reichsratswahlen von 1900 waren der Auslöser für eine politische und nationale Radikalisierung,[16] die in einer patriotischen und geradezu pathetischen Berichterstattung mündete. In der Inszenierung des (deutsch)nationalen Charakters der Stadt Marburg und der Untersteiermark zeigen sich drei Haupttendenzen: Erstens wird an ein friedliches Koexistieren der slowenischen Landbevölkerung mit den Deutschen in der Untersteiermark vor dem Amtsantritt des slowenischen Bischofs Anton Martin Slomšek (1800–1862)

Der nationale Kampf in der Südsteiermark. München 1936, S. 91) als auch in Slowenien (vgl. Janez Cvirn: Das „Festungsdreieck") die Bezeichnung „deutsches Festungsdreieck der Untersteiermark" ein. Mehr dazu vgl. auch Petra Kramberger: „Alle guten Oesterreicher", S. 223f.

14 Vgl. Bruno Hartman: Kultura v Mariboru. Gibanja, zvrsti, osebnosti [Kultur in Maribor. Strömungen, Genres und Persönlichkeiten]. Maribor 2001, S. 43.

15 Hartman verweist diesbezüglich darauf, dass die Ergebnisse der Volkszählung mit Vorsicht zu interpretieren sind, da der Prozess der Assimilation auf die aus der ländlichen Umgebung stammenden Slowenen, die sich in der Stadt ihre Existenz sichern wollten, einen starken Einfluss ausübte (vgl. ebenda).

16 Mehr zu nationalen Konflikten und Fremd- und Selbstbildern der untersteirischen Deutschen, Slowenen und Tschechen siehe Anja Urekar Osvald: Literarische Fremd- und Selbstinszenierung in der deutschen regionalen Presse aus der Steiermark und Krain (1900–1914) und ihre gesellschaftliche Funktion. Dissertation. Maribor 2015, S. 108–113.

erinnert, zweitens werden nationale Konflikte sowie das slowenische Volk und seine Kultur in negativem Licht dargestellt, und drittens wird ein Bild einer homogenen deutschen Stadt und Region heraufbeschworen: „Marburg, die alte deutsche Siedlung, war stets eine Markburg, eine Stätte des Fortschrittes, aufstrebender Cultur und ein fester Hort des Deutschthums."[17]

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs machte die in der *Marburger Zeitung* vermittelte Vision einer Verflechtung mit dem Deutschen Reich, also die großdeutsche Idee, zur Realität. Das Deutsche Kaiserreich bot Österreich-Ungarn nach dem Attentat auf den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand (1863–1914) in Sarajevo 1914 seine Unterstützung an und erklärte anschließend Russland und Frankreich den Krieg. Dieses Bündnis wird in der Kriegsberichterstattung der *Marburger Zeitung*, besonders in der Kriegslyrik, weitgehend verklärt. Als Leitbild tritt ein gemeinsames großdeutsches „einzig Vaterland" auf, wie der deutsche Schriftsteller und Dichter Max Bewer (1861–1921), ein antisemitischer Bismarck-Verehrer, in seinem Kriegsgedicht postuliert. Die Glorifizierung der gegenwärtigen politischen Situation wird durch einen Rückgriff auf die *Nibelungensage* gleichzeitig mit der Vergangenheit als auch mit der Zukunftsvision einer Verbindung der beiden Länder verschmolzen:

> Brüder aus dem deutschen Osten, / Seid gegrüßt mit Herz und Hand! […] / Österreich – Deutschland Hand in Hand, / Nur ein einzig Vaterland!
> Sinken Völker rings in Trümmer, / Zwei nur stehen Hand in Hand, / Schwertgewaltig, fester immer / Wie ein Nibelungenland! […] / Schild und Schwert ein einzig Schlag, / Und zwei Kaiser, die sich lieben, / Brüder bis zum letzten Tag. / Deutschland – Österreich Hand in Hand, / Ewig nun ein Vaterland. […][18]

Wie Christina Nissen konstatiert[19], sind in der Literatur des 19. Jahrhunderts außerordentlich viele Nibelungen-Referenzen vertreten; dasselbe trifft auch für die Berichterstattung der *Marburger Zeitung* in den ersten zwei Dekaden des 20. Jahrhunderts zu.[20] Diese Referenzen erfüllen eine politisch-ideologische Funktion und sind als zeitgenössische Deutung geschichtlicher Zusammenhänge und als Aufforderung zur Erhaltung der kollektiven Identität zu verstehen.

---

17 N.N.: An die deutsche Wählerschaft von Marburg! In: Marburger Zeitung 39, Nr. 130, 10.11.1900, S. 1. Vgl. auch Karin Almasy: Wie aus Marburgern „Slowenen" und „Deutsche" wurden. Ein Beispiel zur beginnenden nationalen Differenzierung in Zentraleuropa zwischen 1848 und 1861. Graz 2014.

18 Max Bewer: „Ein einzig Vaterland." In: Marburger Zeitung 53, Nr. 161, 27.10.1914, S. 2.

19 Christina Nissen: Das Nibelungenlied als Volksbuch: Friedrich Heinrich von der Hagen und der moderne Mythos des „Nibelungenliedes". Hamburg 2013, S. 27.

20 Siehe Anm. 10.

In der politischen Berichterstattung im Jahre 1911 werden die diplomatischen Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und dem Deutschen Kaiserreich gleich zweimal an Nibelungen-Topoi angeknüpft: Erstens bezüglich der Rechtfertigung der Besatzung von Bosnien und Herzegowina im Jahr 1878 und zweitens bei der Positionierung der Habsburgermonarchie in der Marokko-Krise zwischen Frankreich und dem Deutschen Kaiserreich im Jahr 1911. Stellvertretend für die beiden Staaten werden die beiden Kaiser, Franz Joseph I. (1830–1916) und Wilhelm II. (1859–1941), mit einer Geschwister-Identität versehen, und ihr diplomatisches Verhältnis wird in satirischem Ton als „Nibelungentreue“[21] postuliert:

> Es hat das Wort von der Nibelungentreue gleichsam neue Prägung erhalten und neue hohe Bedeutung gewonnen, als vor zwei Jahren [1908, Anm. der Autorin] unsere Staatsmänner den Vertrag vom Jahre 1878 zerrissen und die beiden türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina dem Kaisertume aneigneten. Als damals wegen dieses Schrittes über ganz Europa Kriegswolken sich türmten, da eilte Kaiser Wilhelm ins kaiserliche Lustschloß nach Schönbrunn und damals soll er, wie beglaubigte Nachrichten zu melden wußten, dem Kaiser Franz Josef das verdolmetscht haben, was das Gefühl des deutschen Volkes im Deutschen Reich war: Kaiser Franz Josef möge als Feldmarschall des deutschen Heeres das Signal geben und die deutschen Heeressäulen werden an die Grenzen marschieren.[22]

Das rhetorische Stilmittel der Übertreibung dient zur Verdeutlichung der späteren „Untreue“ der Habsburgermonarchie gegenüber dem Deutschen Kaiserreich, die in der *Marburger Zeitung* bereits 1908 angedeutet wurde:

> Aber schon damals [zur Zeit der Annexion Bosniens und Herzegowina, Anm. der Autorin] gab es Skeptiker, die da meinten, wenn wir einmal in die Lage kommen sollten, vorbehaltlose Treue mit ebensolcher Treue zu erwidern, werde sich das Bild ein wenig ändern; sie meinen von unseren Staatsmännern, daß diese sich in einem solchen Falle anders verhalten werden.[23]

Kritik wird, wie programmatisch für die *Marburger Zeitung*, an der Politik – diesmal Außenpolitik – des eigenen Staates geübt, da die Monarchie anlässlich des Konflikts zwischen Frankreich und dem Deutschen Kaiserreich die Treue von 1908 nicht erwiderte, weil „[…] man in Wien nicht gesonnen ist, dem Deutschen Reiche diplomatische Hilfe zuteil werden zu lassen.“[24] Diese

21 N.N.: Die Nibelungentreue. In: Marburger Zeitung 50, Nr. 60, 20.5.1911, S. 1.
22 Ebenda.
23 Ebenda.
24 Ebenda.

außenpolitische Stellung wird seitens der Berichterstatter der *Marburger Zeitung* als Verrat empfunden, der die entscheidende Zukunftsfrage nach sich zieht: „Wir Deutsche in Österreich aber können auch daraus wieder ersehen, wie die Seele unserer Staatspolitik ihrem Wesen nach geartet ist! Wie mag die Zukunft sich gestalten?“[25]

Auch dieser ungewissen Zukunft wird öfters die idealisierte (mythische) Vergangenheit entgegengestellt. So wird in literarischen Narrativen gerne auf die Figur des Helden Siegfried und seiner stereotypen körperlichen Eigenschaften wie blondes Haar und große körperliche Stärke zurückgegriffen:

> Soeben schritt von den Stufen der offenen Veranda der Gutsherr, Freiherr Max von Wohlau an der Seite seiner Frau herab auf den Hof. Georgs Vater war eine wahre Siegfriedsgestalt mit noch vollem hellblonden Haupthaar, langem, herabwallendem Bart und energischen Gesichtszügen, ganz geeignet, einem jeden und insbesondere seinen Leuten, Respekt und Achtung einzuflößen.[26]

Solche positiven Zuschreibungen sind charakteristisch für die Vermittlung der Selbstbilder der Deutschen. Und während die vielfältigen Rückgriffe auf Sagen und Mythen als Leitbilder der Brüderlichkeit und Einigung von Reichdeutschen und Deutschösterreichern dienen, zeichnet sich in den Zukunftsvorstellungen eher ein dystopisches Bild ab. Sie fungieren in erster Linie als Kritik der gegenwärtigen politischen Zustände, mit denen die Deutschösterreicher in der Doppelmonarchie äußerst unzufrieden waren. Kritik wird an der Politik des Vielvölkerstaates geäußert, vor allem an der Benachteiligung der Deutschösterreicher gegenüber anderen Völkern der Monarchie, und das wird zum Programm der *Marburger Zeitung*. Gelegentlich bietet sich aber die Zukunft auch als eine utopische Vision von alternativen Welten dar, die als ein Zufluchtsort vor der bestehenden undurchschaubaren und diffusen Weltordnung dienen.

2. Das Bild eines stiefmütterlichen und kranken Staates

Wie bereits angedeutet, verfolgte die Berichterstattung der *Marburger Zeitung* die Veränderungen in den Machtverhältnissen zwischen deutsch- und anderssprachigen Ethnien der Monarchie sowie die Demokratisierungstendenzen, die durch die Verfassung von 1867 in Aussicht gestellt wurden, mit heftiger

25 Ebenda.
26 Hans Baysen: Ein schweres Geheimnis. In: Marburger Zeitung 53, Nr. 4, 17.1.1914, S. 1f., hier: S. 2.

Kritik. Die Folge davon war stetige Zensur, die mittels gerichtlicher Verfügungen Teile oder sogar ganze Beiträge streichen ließ.[27]

Die Reaktionen auf die Zensur wurden als Herausgeberkommentare in Kolumnen veröffentlicht und stellen unmittelbare Verweise auf das Verhältnis der Zeitung zum Staat und dessen Behörden dar. Während die direkte Kritik auf die Folgen der Zensur als Einschränkung der Rede- und Pressefreiheit zielt,[28] wird indirekte Kritik anhand kulturhistorischer und literarischer Narrative im Feuilleton ausgeübt.

So folgte zum Beispiel auf die gänzlich zensurierte Kolumne *Es war einmal* in der nächsten Ausgabe der Zeitung ein Abschnitt aus der Novelle *Göttliche Komödie in Rom* des deutschen Schriftstellers Leopold Schefer (1784–1862). Der Text thematisiert den Prozess und die Hinrichtung Giordano Brunos in Rom. Der Auszug, der in der *Marburger Zeitung* abgedruckt wurde, handelt von der Hinrichtungsszene,[29] auf die unmittelbar eine Naturkatastrophe folgt, und zwar ein Erdbeben, das zum Massentod der Zuschauer führt. Die Veröffentlichung dieser Geschichte kann einerseits als eine Replik der Zeitung auf die Zensur, andererseits als Kritik an der Missachtung der Rede- und Pressefreiheit und der Rigidität des Staatssystems verstanden werden.[30] Somit wird die Zensur auf symbolischer Ebene als eine repressive Maßnahme des Staates hinterfragt.[31]

In den nächsten Jahren häufen sich Beiträge, in denen die Deutschen als Opfer Österreich-Ungarns präsentiert werden; die Kritik bezieht sich dabei auf die Benachteiligung und die stiefmütterliche Behandlung seitens der Regierung:

> Denn mindestens an jedem Sonntage, so auch vorgestern, bringt der Draht die empörendsten Nachrichten über Deutschverfolgungen in Prag und anderwärts, ohne daß das deutsche Volk bei der Regierung Schutz finden würde.[32]

In den Leitartikeln wird am Beispiel eines Vergleichs mit Ungarn unter anderem Kritik an der Ungleichbehandlung einzelner Nationen ausgeübt. Die Opfer-Bilder beziehen sich auf die deutschsprachigen Österreicher, die wegen

27 Vgl. Urekar Osvald: Literarische Fremd- und Selbstinszenierung, S. 97f.
28 N. N.: Es war einmal (confisciert). In: Marburger Zeitung 39, Nr. 18, 22.2.1900, S. 1.
29 Leopold Schefer: Großes Jubiläum. Aus „Göttliche Komödie in Rom" […]. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 19, 24.2.1900, S. 1–4.
30 Vgl. ebenda und N.N.: Es war einmal (confisciert). In: Marburger Zeitung 39, Nr. 18, 22.2.1900, S. 1.
31 Vgl. Urekar Osvald: Literarische Fremd- und Selbstinszenierung, S. 98f.
32 N.N.: O du mein Österreich! In: Marburger Zeitung 47, Nr. 144, 2.12.1908, S. 1.

der „Unfähigkeit der österreichischen Staatsmänner“[33] trotz ihrer eindeutigen Überlegenheit als eine benachteiligte Gemeinschaft im Vielvölkerstaat dargestellt werden: „[…] das höchstentwickelte Volk der Deutschen seufzt unter dem Joche von Halbbarbaren und ihrer jüdischen Helfershelfer.“[34] Solche antisemitische Äußerungen sind in der Berichterstattung der *Marburger Zeitung* kein Einzelfall.[35]

Beide Reichshälften werden wiederum in eine Familienkonstellation gestellt, wobei es sich keineswegs um ein Wunschmodell handelt, sondern um eine resignative Wiedergabe der politischen Situation anhand einer Personifizierung der beiden Monarchiehälften:

> Wenn es uns auch jämmerlich schlecht geht, und wenn wir nicht die geringste Aussicht auf Besserung haben können, so ist uns wenigstens der eine „Trost“ geblieben, dass es unserem ungarischen Bruder gut geht. Leider denkt er nicht daran, uns in unserer Noth beizustehen, sondern lacht und in seinem jugendlichen Uebermuthe, nachdem wir ihn großgezogen, noch aus.[36]

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts treten also in der politischen Berichterstattung vermehrt Dystopien – zukunftspessimistische Szenarios – auf. Ihre Funktion besteht in der Kritik an den bedenklichen Entwicklungen in der Gegenwart sowie in der Warnung vor deren Folgen. Es wird auf das einerseits gewünschte, andererseits aber auch gefürchtete Ende der Monarchie direkt mit Phrasen wie „Niederlage“,[37] „Krise“ – darunter „Verfassungs- und Staatskrise“[38] –, „Untergang“[39] oder „kranke Austria“[40] verwiesen. Als Ursache für die Krise wird der 19. Artikel der Verfassung von 1867 angesehen, der die Gleichberechtigung der Nationalitäten behandelt. Die Kritik an der eigenen Benachteiligung wird in der Berichterstattung mit intertextuellen Verweisen untermauert; so wird zum Beispiel öfters die Verszeile „kühl bis ans Herz hin-

33 Die Herrschaft der Judäomagyaren. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 130, 10.11.1900, S. 1.
34 Ebenda.
35 F. P.: Die B.D.O. [Burschenschaft der Ostmark] In: Marburger Zeitung 53, Nr. 61, 30.5.1914, S. 3.
36 N.N.: Schwab’ zahl! In: Marburger Zeitung 39, Nr. 133, 17.11.1900, S. 1.
37 Vgl. -sch: Die Herrschaft der Judäomagyaren, S. 1.
38 Vgl. N.N.: Bemerkungen zur Staatskrisis. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 80, 17.7.1900, S. 1f., hier: S. 1.
39 Vgl. N.N.: Die Krone für die deutsche Armeesprache. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 5, 18.1.1900, S. 1 und Karl Iro: Die Phrasen der neuen Regierung. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 11, 6.2.1900, S. 1f., hier: S. 1.
40 Vgl. N.N.: Die Politik der Hundstage. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 86, 31.7.1900, S. 1f., hier: S. 2.

ein“ aus Goethes Ballade *Der Fischer* zitiert. Damit wird im Juli 1900 die Missbilligung der Deutschvölkischen Partei gegenüber der Verfassung[41] und die Haltung der Zeitung gegenüber dem damaligen Ministerpräsidenten Ernest von Koerber (1850–1919) ausgedrückt.[42] Literarische Darstellungsverfahren, auf die in der Berichterstattung zurückgegriffen wird, sind Personifikationen des Staates und dessen Vergleiche mit einem baufälligen Gebäude und der Figur eines Kranken. Es werden nicht nur Images von Krankheit konstruiert, sondern es wird auch von der unmöglichen „Gesundung der inneren Lage“[43] berichtet; dabei wird dem Ministerpräsidenten Ernest von Koerber die Rolle des Arztes zugewiesen:

> Der außerordentlich geduldige Arzt am Krankenbette Oesterreichs, Dr. v. Koerber, wartet, bis sich bei seinem Kranken die Natur selbst helfen wird und sieht nicht, dass die Schwäche des Patienten stetig steigt, dass eine lethargische Ruhe einzutreten sich anschickt, die die gänzliche Auflösung zur Folge haben muss.[44]

Trotz all seiner Bemühungen wird der Staat als ein unbeeinflussbarer Patient personifiziert, der gar nicht genesen will:

> Vorläufig aber stehen wir vor einem neuen kritischen Abschnitt der österreichischen Parlamentsgeschichte. Es ist eben schwer, einen Kranken zu heilen, der sich nicht currieren lassen will, der den Verband, welchen ihm der Arzt anlegt, sofort wieder herabreißt. […] Einem widerspenstigen Patienten gegenüber, der nicht gesund werden will, versagt auch die Kunst des geschicktesten Arztes.[45]

Eine föderalistische Lösung, für die sich der deutschböhmische Abgeordnete Heinrich Prade (1853–1927) einsetzte, kommt für die resignativen Berichterstatter der *Marburger Zeitung* nicht in Frage:

> Oesterreich ist für die vernunftgemäße Lebensweise, welche ihm der Abgeordnete Prade und Genossen vorschreiben möchten, schon zu krank. Für ein baufälliges Haus, das als Wohnstätte zu benützen stündlich als schwerer möglich sich herausstellt, schafft man keine neue Wohnungseinrichtung an.[46]

41 N.N.: Bemerkungen zur Staatskrisis. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 80, 17.7.1900, S. 1.
42 Vgl. N.N.: Die Politik der Hundstage, S. 2.
43 Ebenda, S. 1.
44 N.N.: Los von Ungarn. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 94, 18.8.1900, S. 1.
45 N.N.: Das Recht der Obstruction. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 46, 28.4.1900, S. 1.
46 N.N.: Ein deutscher Landsmannminister. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 4, 14.1.1900, S. 1.

Den Bildern des Zerfalls folgt auch eine Art Kulturkritik, wobei der multiethnische Staat wegen seiner Heterogenität als künstlich dargestellt wird:

> Der nationale Kampf ist etwas natürliches, weil er der von der Natur geschaffenen Verschiedenheit der Völker in Sprache, Art, und Sitte entspringt – ein Staatengebilde aber, in dem aus diesem oder jenem Grunde so viele verschiedenartige Völker zusammengepfercht wurden und nun künstlich zu einem einheitlichen Völkerbrei „zusammenversöhnt" werden sollen, ist gewiss etwas unnatürliches – und die jeweiligen Lenker dieses sonderbaren Staatswesens sollten als „studierte" und gesellschaftlich anständige Leute doch wissen, dass man die Natur mit Phrasen nicht unterdrücken kann und denkende Staatsbürger damit nicht zum Narren halten darf.[47]

Dadurch wird die nationale Homogenität als natürlich stilisiert und ein Bestehen des Mehrvölkerstaates ohne den Primat der Deutschösterreicher delegitimiert.

3. Die Figur des deutschen Michel und ihre Funktion

Eine der zentralen literarischen und journalistischen Figuren der Jahrhundertwende in der *Marburger Zeitung* stellt der „deutsche Michel" dar, der einen naiven, ausgebeuteten Märtyrer im multinationalen habsburgischen Vielvölkerstaat repräsentiert.[48] Die Figur tritt sowohl im Feuilleton als auch in der politischen Berichterstattung auf.[49]

In einer Kurzgeschichte[50] spielt die Figur des fleißigen Michel die Hauptrolle: Er wird als Ausgebeuteter der multiethnischen Habsburgermonarchie aufgefasst, wobei das Pseudonym des Verfassers wiederum einen intertextuellen Verweis auf den Nibelungenepos[51] darstellt. Der Text thematisiert die politischen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen

47 Karl Iro: Die Phrasen der neuen Regierung. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 11, 6.2.1900, S. 1f., hier: S. 1.

48 Vgl. Anja Urekar Osvald: Literarische Fremd- und Selbstinszenierung.

49 Vgl. N. N.: Das Bild von Abbazia. Ein charakteristisches Ereignis. In: Marburger Zeitung 53, Nr. 42, 16.4.1914, S. 2f., hier: S. 3. N. N.: Radikale Staatsfrommheit. Angenehme Delegierte. In: Marburger Zeitung 53, Nr. 46, 25.4.1914, S. 2. N. Nikolits: Gegen die politische Schlafsucht. In: Marburger Zeitung 53, Nr. 60, 28.5.1914, S. 3f., hier: S. 4. N. N.: Bischofsempfang. In: Marburger Zeitung 53, Nr. 75, 2.7.1914, S. 2f., hier: S. 3 usw.

50 Am Ende des Textes steht der paratextuelle Verweis, dass die Kurzgeschichte „Verschiedene Ehen" aus der Volkswacht übernommen wurde. Da die österreichische Volkswacht von St. Pölten erst 1918 gegründet wurde, handelt es sich um eine reichsdeutsche Zeitung, aller Wahrscheinlichkeit nach um Volkswacht aus Bielefeld (1890–1933).

51 Giselher ist im deutschen Heldenepos der jüngste Bruder von König Gunther (Gundahar) von Burgund.

Reich, indem beide Staaten mit einer Geschwister-Identität versehen werden: „Europa hatte zwei Töchter, die ihr besonders am Herzen gelegen waren. Germania und Austria waren deren Namen. Die ältere Germania verheiratete sich in Berlin, die jüngere Austria dagegen in Wien."[52]

Die Geschwisterbeziehung kann anhand der Ordnungsstrukturen von Ortfried Schäffter[53] belichtet werden. Es wird zwischen vier Modi der Fremdwahrnehmung unterschieden: In den Ordnungen der transzendenten Ganzheit wird das Fremde als Ursprüngliches wahrgenommen, während in den Ordnungen der perfekten Vollkommenheit das Fremde als Negation des Eigenen gedeutet wird. Gerade diese Fremdwahrnehmung ist charakteristisch für die Berichterstattung der *Marburger Zeitung* gegenüber den anderssprachigen Kulturen des Vielvölkerstaates, wegen der identitätsbildenden und homogenisierenden Funktion der Fremdbilder. Für die Ordnungsstrukturen der dynamischen Selbstveränderung bedeutet das Fremde eine Möglichkeit der Vervollständigung des Eigenen. Als letztes Konzept gilt die komplementäre Ordnung, in der eine wechselseitige Fremdheit zwischen dem Eigenen und dem Fremden hervorgerufen wird. Nur in diesem Modus wird das Fremde als etwas Eigenständiges wahrgenommen, während die ersten drei Modi das Fremde immer in Bezug zum Eigenen setzen. Diesbezüglich kann Germania als eine Weltordnung perfekter Vollkommenheit definiert werden, wogegen Austria als die „fremde" Verwandte der germanischen Schwester die Rolle der Negation dieser perfekten Weltordnung übernimmt: „In der Mitte des Salons saß Austria und las einen tschechischen Roman. Im Zimmer selbst war die größte Unordnung; Frau Austria saß ungekämmt im tiefsten Negligé, trotzdem es bereits 11 Uhr geworden."[54]

Unter Rückgriff auf rhetorische Stillmittel wie Stabreim, Vorausdeutung und Antithese werden nationale Konflikte im Habsburgerreich anhand von Figurendichotomien und nationalkultureller sowie religiöser Stereotype thematisiert. Der „herzensgute"[55], fleißige und sich aufopfernde deutsch-österreichische Jüngling mit dem biblischen Namen Mich(a)el wird von als unanständig und gierig dargestellten austriakischen Geschwistern schikaniert:

> Am frechsten benahm sich der kleine schlitzäugige Istvan. Der schrie gleich, Michel esse so viel, dass ihm nichts mehr übrig bleibe. Der Waclav jedoch redete lieber gar nichts, versetzte dem Michel einen derben Stoss und verfieng

52 Giselher: Verschiedene Ehen. In: Marburger Zeitung 39, Nr. 8, 28.1.1900, S. 1f., hier: S. 1.
53 Vgl. Ortfried Schäffter: Modi des Fremderlebens. In: ders. (Hg.): Das Fremde, S. 11–42, hier: S. 15ff.
54 Giselher: Verschiedene Ehen, S. 1.
55 Ebenda.

> (sic!) sich nachher in dessen Rocktaschen, aus denen er alles nahm, was ihm halbwegs brauchbar schien. Der Kasimir setzte dem armen Michel solange bei, bis dieser um den Dränger loszuwerden, ihm den letzten Heller hinwarf. Die kleineren Jungen, die sich noch nicht an den Michel herantrauten, der Slovakel und der Bosniakel, (so wurden sie von Austria benannt), schimpften aus dem Hinterhalt.[56]

Die genannten Kinder der Austria, die mit Attributen schlitzäugig, stehlend, lügnerisch und supranational sowie adoptiert (für Bosniaken) versehen werden, repräsentieren andere Ethnien der Monarchie,[57] die den deutschsprachigen Bruder Michel – Stellvertreter der Deutschösterreicher – unterdrücken und ausnutzen:

> Austria erzählte weiter, dass das Geschäft schlecht ginge, dass ihr ältester, der Michel, in die Arbeit gehen müsse, um zum Familienhaushalte das Meiste heimzubringen. ‚Dabei ist er ein so herzensguter Junge, dass er für sich selbst nur das Wenigste beansprucht. Aber die andern können ihn nicht leiden und wenn mein Mann oder ich den Jungen vertheidigen wollen, fallen die andern über uns her. Selbst mit Prügel haben sie uns gedroht; weißt du, Germania, die Jugend ist eben in der heutigen Zeit verroht.“[58]

Neben der Darstellung der Ausbeutung von Deutschösterreichern werden auch die Problematik der Sprachenvielfalt und das geforderte Primat der deutschen Sprache thematisiert. Gerade das Bestehen auf der überlegenen Stellung des Deutschen stellt in der *Marburger Zeitung* einen der Homogenisierungsversuche gegen die vorhandene sprachlich-kulturelle Pluralität dar. Die von den Völkern geforderte sprachliche Gleichberechtigung, die wenigstens prinzipiell auch von den Herrschaftsstrukturen gefördert wird,[59] steht in der *Marburger Zeitung* unter heftiger Kritik, was sich auch in der untersuchten Kurzgeschichte widerspiegelt:

---

56 Ebenda.

57 Vgl. Matjaž Birk, Anja Urekar Osvald: Selbst- und Fremdbilder vom ‚Krankenbette Österreichs‘ in der ausgewählten deutschen und slowenischen Presse Marburgs (1900, 1907, 1914). In: Zoltán Szendi (Hg.): Medialisierung des Zerfalls der Doppelmonarchie in deutschsprachigen Regionalperiodika zwischen 1880 und 1914. Wien, Berlin 2014, S. 67–82, hier: S. 78–79.

58 Giselher: Verschiedene Ehen, S. 1.

59 Nach Peter Haslinger sei die Sprachenfrage für die Habsburgerdynastie als ein funktionales Instrument der Herrschaftssicherung zu verstehen, mit dem grundsätzlichen Zug der Orientierung am Deutschen und der gleichzeitigen Förderung anderer Idiome in bestimmten Verwendungsbereichen. Vgl. Peter Haslinger: Sprachenpolitik, Sprachendynamik und imperiale Herrschaft in der Habsburgermonarchie 1740–1914. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 57 (2008), H. 1, S. 81–111, hier: S. 82.

> […] Die Jungen können alle deutsch, doch schreit jeder in der Sprache, die ihm am besten im Munde liegt; übrigens ist von der Bruderliebe bei meinen Kindern leider nichts zu verspüren; sie wollen sich nicht verstehen und deshalb sprechen sie auch nicht in der ihnen allen bekannten Sprache.[60]

Den Höhepunkt der Kurzgeschichte bildet das heimliche Gespräch zwischen Germania und Michel, das auf die Vision einer Vereinigung, also auf die großdeutsche Idee hinausläuft: „Kannst du, liebe Tante, mich nicht in deine Familie aufnehmen? Du weißt, dass ich arbeiten kann, dass ich deiner arbeitsamen Familie keine Schande machen werde."[61] Der Wunsch des deutschsprachigen Vorbildbürgers, aus der multikulturellen Folter-Gefangenschaft der österreichischen Kultur in die kulturelle Homogenität emigrieren zu dürfen, wird von Germania erhört:

> Germania küsste den schönen jungen Mann und rief ihm zu: „Auf Wiedersehen in Berlin und dann wollen wir uns nicht mehr trennen." Michel aber erfreute sich seiner lieben Tante und hofft heute noch auf das baldige Wiedersehen ohne Trennung.[62]

Das gegebene Versprechen ist eine Vision der gewünschten Einigung der Deutschösterreicher mit dem Deutschen Reich, die im ersten Kriegsjahr in der *Marburger Zeitung* einen programmatischen roten Faden darstellt. Es wird, bis auf wenige Ausnahmen, eine überdeutsche kollektive Identität des Deutschtums in den Grenzgebieten der Monarchie evoziert, die sich von anderen Völkern durch die deutsche Sprache und die gemeinsamen Wurzeln einer Leitkultur abgrenzt und dem Wunsch nach einem homogenen deutschen Nationalstaat nacheifert. Die kollektive Identität der Deutschen wird in der *Marburger Zeitung* also weitgehend „partikular-national"[63] und weniger „universal-kaiserlich"[64] definiert, das heißt, die großdeutsche Idee wird der Pluralität der Habsburgermonarchie vorgezogen.

Der ‚deutschösterreichische' Michel wird, wie aus dem oberen Zitat hervorgeht, von seinen tschechischen, ungarischen, slowakischen und bosnischen Brüdern, die ihn „nicht leiden"[65] können, indirekt ausgeschlossen; aber auch von seiner Wunschfamilie und der Tante Germania ist er getrennt. In

60 Giselher: Verschiedene Ehen, S. 1.
61 Ebenda, S. 2.
62 Ebenda.
63 Vgl. Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt, New York 2005, S. 15.
64 Vgl. ebenda.
65 Giselher: Verschiedene Ehen, S. 1.

Anlehnung an die These Münklers und Ladwigs von der sozialen Fremdheit[66] kann man darin die Ausgrenzung aus einer sozialen bzw. sprachlichen und kulturellen Gruppe sehen. In diesem Kontext rückt auch die problematische Lage des steirischen Deutschtums als Hauptproblem in den Mittelpunkt, denn die überwiegend in den Städten des Festungsdreiecks lebenden steirischen Deutschen werden von der meist in den ländlichen Gebieten lebenden slowenischen Bevölkerung nicht mehr wahrgenommen, sie werden vielmehr ausgegrenzt und gleichzeitig auch von der sogenannten deutschen „Wunschfamilie" und Tante Germania getrennt. Mittels der Michel-Metapher wird ein Dialog unter den einzelnen Ethnien der Habsburgermonarchie als unmöglich dargestellt. Es handelt sich also um eine Veranschaulichung der Unvereinbarkeit und ausgeschlossenen Harmonie unter den Kulturen, was gleichzeitig darauf verweist, dass die nationale Homogenität der nationalen Heterogenität vorgezogen wird.

Obwohl Verfremdungsverfahren in der Literatur – wie zum Beispiel allegorische Darstellungen, anhand derer eine Mehrfachkodierung des Textes möglich ist – weitgehend zum interkulturellen Potenzial der Texte beitragen können,[67] zeigt die Kurzgeschichte *Verschiedene Ehen* eindeutig, dass ihre ideologische Instrumentalisierung dem entgegenwirkt; die Nationalstereotype werden nicht dekonstruiert, sondern verfestigt. Die Michel-Bilder bilden somit einen der Grundsteine in der Konstruktion der deutschen kollektiven Identität der Deutschösterreicher im sprachlichen Grenzgebiet in der Untersteiermark.

4. Zukunftsvorstellungen im Kriegsjahr 1917

Die Konflikte zwischen den in der Habsburgermonarchie lebenden Völkern werden in der Kriegszeit seltener thematisiert, vielmehr treten die Kriegsgegner als Fremde und als Negation des Eigenen in den Vordergrund. Dennoch wird die Unzufriedenheit der Deutschösterreicher wegen ihrer Benachteiligung im Vielvölkerstaat gelegentlich auch während des Krieges ausgedrückt:

> Gerade dieses rückhaltlose Bekennen zum Herrscherhause gibt den Deutschen Oesterreichs die Möglichkeit, um dem Kaiser an seinem Geburtstag zu sagen, daß seine treuesten Bürger die größte Zurücksetzung im Staate erdulden

66 Herfried Münkler, Bernd Ladwig: Dimensionen der Fremdheit. In: dies. (Hgg.): Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Berlin 1997, S. 11–44.

67 Vgl. Andrea Leskovec: Fremdheit und Literatur. Alternativer hermeneutischer Ansatz für eine interkulturell ausgerichtete Literaturwissenschaft. Berlin 2009, S. 187–229.

> müssen, daß ihnen gegenüber Stämme bevorzugt werden, die stets an der Zerreißung der österreichischen Staatseinheit gearbeitet haben […].[68]

So werden im Sommer 1917 neben der Kriegsberichterstattung trotz Zensur erneut die nationalen Konflikte thematisiert, und dies sogar auf der Titelseite der Zeitung. Es zeigt sich darin eine negative Vorstellung vom „neuen" Österreich:

> Es wird wieder alles so, wie es vor dem Kriege war, im Süden wie im Norden und wenn letzte Fesseln der Zensur gefallen sein werden […] wird die wilde Hetze ärger als jemals losgehen an den Sprachgrenzen und im gemischtsprachigen Gebiete. Ob den jeweiligen Regierungen diese Erscheinungen einst nicht über den Kopf wachsen und ob sie dann nicht die Frage aufwerfen werden, ob es nicht Regierungen selber waren, denen die Schuld zufällt an der Heranzüchtung dieser Zustände, unter denen das neue „Oesterreich" – leben soll?[69]

Es sind in diesen Zeilen deutlich das Unbehagen und die Angst vor der unbestimmten und unbestimmbaren Zukunft wahrzunehmen. In einem möglichen Zerfall der Monarchie sieht die Redaktion der Zeitung trotz aller kritischen Einwände keine zukunftsfrohe Perspektive. Mehr noch als die tschechischen und slowenischen Autonomiebestrebungen steht in der Berichterstattung die Regierung selbst unter Kritik, da sie Forderungen nach der Autonomie im Parlament zugelassen hat. Die Schuld für die Zerstörung der Monarchie wird vor allem dem „panslawistischen Greiffinger"[70] zugewiesen, mit seinem klaren Ziel: „Die Zertrümmerung, die Aufteilung von ganz Oesterreich, die Erfüllung jener Träume, für welche unsere Feinde gegen uns ins Feld gezogen sind."[71]

5. Fazit

Im vorliegenden Beitrag wurde der Versuch unternommen, die gängigsten Diskurse in der *Marburger Zeitung*, die sich im Jahr 1918 auf Zukunftsvorstellungen und Visionen beziehen, zu analysieren und ihre Funktion zu bestimmen. Sowohl in der Kurzprosa und der Lyrik als auch in den kulturpolitisch geprägten Leitartikeln kommt deutlich die grundlegende Idee des steirischen Deutschtums zum Vorschein, eine Vision, deren eventuelle Verwirklichung eher einem Traum ähnelt und jeglichen Realitätsbestrebungen fernbleibt: die

68 N. J.: Kaiser Karl I. In: Marburger Zeitung 57, 17.8.1917, S. 1.
69 N. J.: Die alten Zeichen kehren wieder. In: Marburger Zeitung 57, Nr. 170, 29.7.1917, S. 1.
70 N. J.: Die Schicksalsfrage am Wege. In: Marburger Zeitung 57, Nr. 203, 7.9.1917, S. 1.
71 N. N.: Die nach den Feinden rufen. In: Marburger Zeitung 57, Nr. 240, 21.10.1917, S. 1.

fast imaginäre Vorstellung der Vereinigung der Deutschösterreicher mit dem Deutschen Kaiserreich. Aus diesem Grund stößt man in der politischen Berichterstattung häufig auf politische Alternativordnungen und Hoffnungen, die an die großdeutsche Idee anknüpfen und die von einem immer wieder zurückkehrenden Nibelungen-Topos illustriert werden. Ihre Funktion besteht in der Inszenierung einer „Urtreue" zwischen den Deutschösterreichern, zu denen auch die Deutschen in der Untersteiermark gehören, und dem Deutschen Kaiserreich.

Eine prototypische Jahrhundertwende-Figur stellt der „deutsche Michel" dar, der als ausgebeuteter Märtyrer im multinationalen habsburgischen Vielvölkerstaat präsentiert wird. Anhand einer in der *Marburger Zeitung* veröffentlichten Kurzgeschichte wird ein interkultureller Dialog in der Habsburgermonarchie als unmöglich dargestellt; es handelt sich also um eine Thematisierung der Unvereinbarkeit und der undurchführbaren Harmonie unter den Völkern und Kulturen, was gleichzeitig darauf verweist, dass die nationale Homogenität der nationalen Heterogenität vorgezogen wird. Während Michel stellvertretend für das von der *Marburger Zeitung* dargestellte Selbstbild der Deutschösterreicher steht und über positive Eigenschaften wie Fleiß, Aufopferung und Freundlichkeit verfügt, werden andere, vor allem slawische Völker, mit negativen Zuschreibungen wie lügnerisch oder stehlend versehen. Die Kurzgeschichte führt zum Festschreiben der Stereotype und kann als Werkzeug der ideologischen Instrumentalisierung verstanden werden.

Weitere Visionen einer großdeutschen Idee treten vor allem im ersten Kriegsjahr in Kriegsgedichten auf, die genauso als Eutopien oder Wunschträume definiert werden können und die im Feuilleton der *Marburger Zeitung* eine identitätsbewahrende Funktion für die Kultur der untersteirischen Deutschen übernehmen. Die am Anfang des Krieges verkündete Vision einer glücklichen Vereinigung mit der Mutter Deutschland lässt sich jedoch nicht einfach auf die allgemeine Stimmung in der Berichterstattung der *Marburger Zeitung* übertragen. So kommen neben den Visionen auch dystopische Szenarien für die multiethnische Monarchie zum Vorschein. Die Bilder der „kranken Austria" stellen die Rettung der Monarchie und die Lösung ihrer nationalen Konflikte als unmöglich dar. Neben der als unnatürlich erklärten Multikulturalität werden als endgültige Zerstörer der Monarchie die als „gierig" dargestellten Forderungen der ungarischen Monarchiehälfte und die Autonomiebestrebungen der slawischen Völker präsentiert.

From "Michel" and "Aunt Germania" to "Nibelungenland": Visions and Utopias in the Historical German Press in Lower Styria and their Transformation (1900–1917)

(Abstract)

Anja Urekar Osvald

The present paper explores the visions and utopian images in the German-language newspaper *Marburger Zeitung*, which are linked to images of self and of others in connection to German culture in the Slovenian-speaking territories. The body of material examined includes literary texts from the feuilleton section and journalistic articles on current political-historical and cultural events. The study focuses on three topics: the dissemination of German-national ideas, the instrumentalization of the German "Michel"-Figure and the critique against the state through negative attributions and images of the state.

The German-national ideas can be detected as utopias of the unification of the Germans in the Habsburg Monarchy with the German Empire and are often accompanied by references to the Nibelungen saga. The literary figure of the "German Michel" can be found in literary and journalistic narratives and represents an exploited martyr in the multinational Habsburg state. The presentation of this figure is supplemented by short prose with utopian features, in which the desire for a German-Austrian political approach is fictionalized through the figures of the sisters "Germania" and "Austria". The images of the state are connected to visions of the collapse of the monarchy: Pictures of the neglected ethnic group of German-Austrians and of the sick state are conveyed. In the reporting, the multi-national state is compared to a dilapidated building by using poetic devices and also to the figure of a sick person, whose recovery is shown as impossible – the further existence of the multinational state thus does not look promising.

Utopien und Freiheitsprojektionen bei Miroslav Krleža im Jahr 1917

MILKA CAR

Der junge Miroslav Krleža (1893–1981), der heute als „kroatischer Dichter von europäischem Rang“[1] gilt, schreibt in seinem *Lied aus dem Jahr 1917*:

> Finstere Flüche wie Pferdegetrappel nach uns verhallen. / Dunkle Kräfte vom Stier Europas in uns wallen. / Blutiges Fahnengeflatter, Visionen und Sieg über allem […] Verwundet und nackt, ohne Panzer, in finster dröhnendem Drohn / trägt uns der Wind – wie eine herrliche Ahnung – über der Stadt davon. / Wir sind im verwesenden Schweigen Europas des Sturmwinds heulender Ton.[2]

Dieses Gedicht ist eine Reaktion auf die Oktoberrevolution, geschrieben im spätexpressionistischen ekstatischen Stil. In ihr dominiert die radikale Beschwörung der neuen Zeit durch Kampf, Blut und Revolution, gerichtet gegen das alte „verwesende Schweigen Europas“. Es ist eine Vision der Zerstörung und gleichzeitigen Erneuerung:

> Städte sinken vor uns in den Staub, Bastionen, Mauern und Wände, / In Flammen gehn Flaggen auf, es loht die Lüge Jerichos im Osten – / wie herrlich ist's, strahlend verbrennen – ein Licht auf verlorenem Posten![3]

In dieser emphatischen Beschwörung der Revolution tritt die politische Richtung des jungen Krleža in der Zeit unmittelbar vor der Auflösung der Habsburgermonarchie deutlich zutage. Noch deutlicher kommt seine linksmate-

1 Karl Markus Gauß: Enzyklopädismus. Ein Hinweis auf Miroslav Krleža, <http://www.zeit.de/1988/27/enzyklopaedismus>, 7.8.2017.

2 Miroslav Krleža: Ein Lied aus dem Jahr 1917. In: ders.: Balladen und Gedichte. Übersetzt von Ina Jun Broda. Zagreb 1978, S. 75: „Prati nas topot kletava mračnih, kô topot konjanika, / u nama kipi tamna snaga evropskog bika, / i sve je zastava krvavih lepet i poplava pobjednih slika. / / […] Ranjavi, goli, bez oklopa, mračni kao vjetar u zlosutnu tutnju, / nas nosi vihor, kô oblak nad gradom, kô divnu neotkritu slutnju, mi smo vihora fijuk kroz gnjilu evropsku šutnju!“

3 Ebenda: „pod našom rukom se gradovi ruše, zidine, požari, štropot / barjaci plamte, tvrđave gore, jerihonske padaju laži ,/ o, divno je tako izgarati sjajan, kô svjetlost na mrtvoj straži.“

rialistische Emphase im Gedicht *Plameni vjetar* [*Der feurige Wind*] zum Ausdruck. Die frei rhythmischen Verse wie „Eines Tages wird ein blutiger Sturmwind entfacht, / eines Tages wird ein blutiger Morgen aufdämmern, / oh, eines Tages / über der Pyramide von toten Landssturmmännern."[4] sind eine direkte Anspielung auf das Kriegs- und Revolutionsgeschehen im Jahre 1917. Die historischen Ereignisse gehen in eine ekstatische Vision der notwendigen Veränderung der bestehenden Ordnung in einer nietzscheanisch inspirierten Umwertung aller Werte über. Die ekstatische Vision entspringt der revolutionären Begeisterung für die Oktoberrevolution und ihren Ideologen Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin (1870–1924). Rückblickend wird Krleža diese Emphase in seinem historisch-phänomenologischen Essay[5] *Prije trideset godina* [*Vor dreißig Jahren*] mit biblischem Vokabular erklären: „Als Lenin mit seinen Thesen erschien, gab es unter uns niemand politisch Denkenden, der nicht gespürt hätte, was sich nur mit biblischem Pathos ausdrücken ließ. Ein Grab hatte sich aufgetan. Die Internationale war auferstanden. Es wurde Tag, und alles wurde klar."[6] Der damals noch nicht etablierte Autor formuliert damit das spätere revolutionär-sozialistische Programm mit dem er in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg die Periode von 1948 bis zu seinem Tod 1980 als „Krleža-Ära" prägen wird.[7]

Seine Wortwahl verweist auf das symbolische Potential der (sozialistischen) Revolution, auf eine fast religiöse Dimension der kommunistischen Ideologie,[8] die Krleža hier apologetisch umschreibt. Im Vokabular des Essays lassen

4 Ders.: Der feurige Wind. In: ders.: Balladen, S. 107: „Jednoga će dana krvavo jutro svanuti, / jednoga će dana crljeni vihor planuti, / o, jednoga dana, / nad piramidom mrtvih domobrana / buknut će plamen iz bezbrojnih rana." Im kroatischen Original: Miroslav Krleža: Plameni vjetar. In: ders.: Poezija, S. 25f.

5 Zur weiteren Analyse vgl. Suzana Marjanić: Glasovi Davnih dana: transgresije svjetova u Krležinim zapisima 1914–1921/22 [Die Stimmen in den Längstvergangenen Tagen: Weltentransgressionen in Krležas Aufzeichnungen]. Zagreb 2005, S. 376f.

6 Miroslav Krleža: Prije trideset godina [Vor dreißig Jahren]. In: Republika 11 (1947), hier: S. 759: „Pa kad se pojavio Lenjin sa svojim tezama nije među nama bilo čovjeka, koji umije politički misliti, da nije osjetio nešto što bi se moglo izraziti samo biblijskim patosom. Grob se je otvorio. Internacionala je uskrsnula. Svanulo je i sve je postalo jasno." Dieses und alle anderen nicht ins Deutsche übersetzten Krleža-Zitate wurden für diese Arbeit von Klaus Detlef Olof aus dem Kroatischen ins Deutsche übersetzt.

7 Miroslav Vaupotić: Socijalni smisao Krležina djela. In: Ivo Frangeš, Aleksandar Flaker (Hgg.): Krležin zbornik [Krleža–Sammelband]. Zagreb 1964, S. 19–35, hier: S. 20: „razdoblje naše kulturne historije između dva rata s pravom može zvati: Krležino doba" [die Epoche unserer Kulturgeschiche zwischen zwei Kriegen kann mit Recht als Krleža-Ära bezeichnet weren].

8 Zur Analyse der „politischen Religion", in der Kommunismus, Faschismus und Nationalsozialismus als Produkte von Säkularisierungsvorgängen mit dem Versprechen von Heil und Erlösung verstanden werden und auch utopische Elemente und Rituale umfassen, wie

sich auch Formen der Weberschen „emotionalen Vergemeinschaftung“[9] ausmachen. Zugleich ist hier eine sozialkritische Linie erkennbar, denn als „alles“ werden die dringenden sozialen Fragen der Zeit apostrophiert, vor allem die konkreten Auswirkungen des Krieges an der europäischen Peripherie, die immer noch in halbfeudalen rückständigen Verhältnissen, in Armut und Unterdrückung lebte.

Der Krleža-Forschung ist die Tatsache bekannt, dass Krleža die Oktoberrevolution mit Wladimir Iljitsch Lenin an ihrer Spitze als eine Art „Ausweg“ sah, als das „erste Licht in der Dunkelheit des Krieges“,[10] und dass sie für ihn einen Meilenstein bildet. Dennoch bleibt seine revolutionäre Begeisterung „unklar, nietzscheanisch und solipsistisch“.[11] Charakteristisch für Krleža ist, dass „Politik […] für ihn eine prophetische Vision, kein interessegeleitetes Geschäft“[12] ist, schreibt Vladimir Biti in seinen Betrachtungen zu Krleža und zur kroatischen Enteignungsgeschichte. Insbesondere die Charismafigur[13] Lenins, eines Visionärs, bleibt in ihrer „Tiefenstruktur“ in allen Phasen seines Schaffens prinzipiell gleich, wie Zoran Kravar hervorhebt, „in ihrem panegyrischen Ton, in der Simultaneität der Perspektiven und in der antithetischen Anordnung der Hauptmotive“.[14] Krležas Bild des revolutionären Visionärs Lenin führt zu einem besseren Verständnis der ersten sozialistischen Revolution, zu seiner Einstellung zur Geschichte wie auch zur „Rolle des Einzelnen in revolutionären historischen Ereignissen“.[15] In der Tat wird Lenin in seinen Essays auch „33 Jahre nach dem Leninschen Vulkanausbruch 1917“ als „Herold der Antikriegs- und Antiimperialismus-Inspiration“[16] aufgefasst.

---

auch die Figur des Messias, vgl. Eric Voegelin: Politische Religionen. München 1939. In Hinblick auf die Oktoberrevolution vgl. die von Jacques Derrida inspirierte Analyse von Michail Ryklin: Kommunismus als Religion. Die Intellektuellen und die Oktoberrevolution. Frankfurt am Main 2008.

9 Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. München 1980, S. 660.

10 Stanko Lasić: Mladi Krleža i njegovi kritičari. 1914–1924 [Der junge Krleža und seine Kritiker. 1914–1924]. Zagreb 1982, S. 133.

11 Ebenda, S. 136.

12 Vladimir Biti: Miroslav Krleža und die kroatische Enteigungsgeschichte. In: Wiener Slawistischer Almanach 77 (2016), S. 31–59, hier: S. 48.

13 Zur Kritik des Begriffes von charismatischer Herrschaft vgl. Winfried Gebhardt (Hg.): Charisma: Theorie, Religion, Politik. Berlin, New York 1993.

14 Zo. Kr. (= Zoran Kravar): Lenjin. In: Krležijana. Bd. I. [Krleža-Enzyklopädie]. Zagreb 1993, S. 538–541, hier: S. 540: „panegiričan ton, simultanizam perspektive i antitetički raspored ključnih motiva“.

15 Ebenda: „ona je ishodište za razumijevanje Krležina odnosa prema strategu prve socijalističke revolucije, ali je valja imati na umu i pri rekonstrukciji Krležinih nazora o povijesti i smjeru njezina kretanja te o ulozi pojedinca u prevratnim povijesnim zbivanjima“.

16 Miroslav Krleža: O parlamentarizmu i demokraciji kod nas [Über den Parlamentarismus und die Demokratie bei uns]. In: ders.: Deset krvavih godina. i drugi politički eseji [Zehn

Hier sollen zunächst Krležas Vorstellungen über Lenin kurz rekapituliert werden, um im Anschluss daran die Reflexe des Revolutionsjahres 1917 in seiner frühen Prosa zu analysieren. Es interessieren nicht ausschließlich die Quellen seiner revolutionären Emphase, sondern vor allem die literarischen Spiegelungen der visionären Projektion der Revolution in Krležas Novellen aus der Sammlung *Der kroatische Gott Mars*. Die Novellen *Die Schlacht bei Bistritza Lesna*, *Königlich-Ungarische Honved-Novelle* und *Kroatische Rhapsodie* des damals um Anerkennung ringenden Autors werden in ihrem Entstehungskontext betrachtet, um den diskursiven Horizont der Entstehungszeit zu aktualisieren, womit Einsichten in das politische Imaginäre der Endphase der k. u. k. Monarchie wie auch in die frühe Erzählpoetologie des Autors mit dem für ihn typischen „Ringelspiel der Kontradiktionen“[17] genommen werden.

In seinen kriegswissenschaftlichen Frontberichten, verfasst für die sozialdemokratische Zeitung *Sloboda* [*Freiheit*], notiert Krleža am 22. Oktober 1917: „In Russland herrscht Nebel. Chaos. Lenin, Kerenski, Kornilow, Kaledin, alles das sind undeutliche Phänomene […].“[18] Jedoch ist im selben Bericht die Rede von einer „neuen Front in Europa“,[19] die ein junges und wiedergeborenes Europa erstehen lässt. Erstaunlich ist, dass dieser Text von den monarchistischen Zensurinstanzen überhaupt zugelassen wurde. In seinem Tagebuch gibt Krleža zu gleicher Zeit eine Diagnose dieser „hysterische[n] und schwierige[n] Zeit, in der man auf Schritt und Tritt die Panik des kriminellen und zerrissenen Geschehens empfand“.[20] Auch widmet er sein Drama *Kristoval Kolon* [Anmerkung zu Cristobal Colon] dem russischen Revolutionär, spricht jedoch im gleichen Text von „der Einsamkeit des klaren schopenhauerschen Zweifels“.[21] Lenin wird in seinem Tagebuch zum Gegenstand einer assoziativen Montage, die zu einer unmöglichen Synthese führt:

---

blutige Jahre und andere politische Essays]. Gesammelte Werke Miroslav Krležas (i. F.: GWMK) 14–15. Zagreb 1957, S. 429–471, hier: S. 439f.: „trideset i tri godine minule su od lenjinske provale vulkana […] Lenjina glasnika proturatne, protuimperijalističke inspiracije“.

17 Lasić: Mladi, S. 135.

18 Miroslav Krleža: Ratne teme [Kriegsthemen]. Hg. von Ivo Frangeš. Sarajevo 1983, S. 61: „U Rusiji je magla. Kaos. I sve nepoznato. Lenjin, Kerjenskij, Kornjilov, Kaledin, sve su to pojave nejasne […]“.

19 Ebenda: „jedna nova fronta – fronta Europe mlade i preporođene“.

20 Ders.: Napomena o Kristovalu Kolonu [Anmerkung zu Cristobal Colon]. In: Književna republika 5/6 (1924), S. 240: „Ja sam Kristovala Kolona napisao i posvetio Lenjinu […] u vrijeme histerično i teško, kada se na svakom koraku osjećala panika kriminalnog i razdrtog zbivanja. Razmišljajući u vrijeme njegova nastupa o Lenjinu, ja sam ga zamišljao štirnerijanski, solipsistički, kao vatreni krug u samome sebi zaokružen, okinut i zavitlan u samoću jasne schopenhauerovske sumnje.“

21 Ebenda.

> Lenin, Kerenski, Piave, Brenta. Sentimentale Grenzermotive aller unserer Illyrier. „Ich habe die grünen Ufer der Brenta gesehen" […] In allem: Narodne novine [Volkszeitung]. Heute. Grüne Nächte. Mondschein. Hamlet, am Balkon.[22]

Diese Erfahrungen verbindet Krleža mit seiner Lektüre Lenins, als er selbst „an den ungarischen Armeemanövern teilnehmend" von „gigantischen kulturellen Konstruktionen internationaler Solidarität träumte".[23] Dies veranlasst den kroatischen Krleža-Forscher und Herausgeber der Krleža-Enzyklopädie, Velimir Visković, dessen Lenin-Figur als eine mythologische Figur zu deuten, die „in sich Elemente biblischer Messias-Symbolik mit der nietzscheanischen Idee des Übermenschen"[24] vereint. Der biblischen Rhetorik bleibt Krleža auch im Jahre 1925 treu, als er bei seiner Reise nach Moskau, die vom Herbst 1924 bis zum Frühling 1925 andauerte, dort die „Apostel des Leninismus"[25] beobachtet. Der polnische Slawist Jan Wierzbicki deutet diese Phase im Schaffen Krležas als eine Synthese aus Nietzsche und Lenin,[26] die von revolutionärem Pathos und starken anarchistischen Neigungen geprägt ist. Krležas Lenin-Bild deckt sich mit Weberscher Bestimmung des Charismaträgers,[27] der seine Kraft

> aus innerer Indifferenz zu den etablierten Ordnungen [schöpft,] anarchisch im Sinne der Annullierung aller vorgegebenen, allgemeinen, kontrafaktisch stabilisierten und normativ legitimierten, traditionalen oder rationalen Vorrangverhältnisse, […] extrem in der schrankenlosen Umwertung aller Werte und autonom in der aktiven Bildung neuer Rangordnungen.[28]

---

22 Ders.: 27.11.1917. In: ders.: Davni, S. 321: „Lenjin Kerenski, Piave, Brenta. Sentimentalni graničarski motivi svih naših Ilira. ‚Ja od Brente vidjeh obale zelene' […] U svemu tome: Narodne novine. Danas. Zelene noći. Mjesečina. Hamlet, na balkonu".

23 Ders.: Napomena autora [Anmerkung des Autors]. In: ders.: Hrvatski bog Mars [Der kroatische Gott Mars]. Zagreb 2001, S. 397–402, hier: S. 401: „Hodajući po madžarskim vojničkim manevrima, […] ja sam sanjao o gigantskim kulturnim konstrukcijama međunarodne solidarnosti i suradnje".

24 Velimir Visković: Krležološki fragmenti [Fragmente über Krleža]. Zagreb 2001, S. 42: „kao neku vrstu mitske figure (koja u sebi ujedinjuje i elemente biblijske mesijanske simbolike i ničeanske ideje natčovjeka)".

25 Miroslav Krleža: Kremlj. In: ders.: Izlet u Rusiju [Ausflug nach Russland], GWMK 17, S. 91–95, hier: S. 102.

26 Jan Wierzbicki: Miroslav Krleža. Zagreb 1980, S. 26.

27 Die charismatische Herrschaft ruht „auf der außeralltäglichen Hingabe an die Heiligkeit oder die Heldenkraft oder die Vorbildlichkeit einer Person und der durch sie offenbarten oder geschaffenen Ordnungen. […] [D]em charismatisch qualifizierten F ü h r e r als solchem [wird] kraft persönlichen Vertrauens in Offenbarung, Heldentum oder Vorbildlichkeit im Umkreis der Geltung des Glaubens an dieses sein Charisma gehorcht." (Weber: Wirtschaft, S. 124).

28 Weber: Wirtschaft, S. 658.

In Krležas Leninkult werden Narrative der Modernisierung mit einer fast metaphysischen Auffassung von Lenin als Charismaträger in betont emotionaler Struktur verbunden. Laut Weber ist dieses starke emotionale Potenzial charakteristisch für die Bindung der Anhänger an Charismaträger, bei Krleža gibt es jedoch auch konkrete entwicklungshistorische Gründe für seine Faszination durch Lenin.

Lenin detektiert in dieser Zeit in seinen Schriften zur Balkanfrage die Ursachen für den Ersten Weltkrieg in den fortdauernden halbfeudalen Umständen aus „Absolutismus, Feudalismus und nationaler Unterdrückung“[29] und einer „chauvinistisch-imperialen“[30] Politik. Bekanntlich definiert Wladimir Iljitsch Lenin den Imperialismus als „die höchste und parasitäre Form des Kapitalismus“,[31] der im Krieg implodiert und revolutionär zu überwinden ist. Damit entwickelt Lenin seine Nationalismus- und Kolonialismustheorie, in der er die von „Schwäche, Entfremdung, Unterentwicklung der Bauernmassen“[32] geprägte Lage in den Balkanländern als Ergebnis imperialer Weltpolitik sieht. Er plädiert für die Gleichberechtigung aller Völker auf dem Balkan respektive für ihr Recht auf Selbstbestimmung. Nur damit könne eine radikale Veränderung der immer noch vorherrschenden mittelalterlichen Verhältnisse auf dem Balkan erreicht werden. Seine charakteristischen Parolen lauten: „Balkan – den Balkanvölkern!“[33] und „Das rückständige Europa und das fortschrittliche Asien“,[34] also Thesen, die Krleža veranlassen, seine ideologische Position rückblickend als die Position einer „Antikriegs-, Revolutions- und Leninismus-Neurose“[35] zu beschreiben, in der er vom „Phosphorglanz des magischen Leuchtturms Lenins“[36] erfasst wurde. Lenins Figur des „Lichts in Zeiten der Dunkelheit“[37] wird er in seinen Erzählungen in eine „leninistische, nationale, volkstümliche Antithese“[38] überführen. Das unterdrückte Volk[39] an der europäischen Peripherie wird zur Projektionsfläche für die revolutionäre Umwandlung der Gesellschaft.

---

29 Es handelt sich um die kroatische Wiedergabe der Artikel von V. I. Lenin, die in Jahren 1912–1914 in der Zeitung Pravda erschienen sind. V. I. Lenjin: O nacionalnom i kolonijalnom pitanju [Zur nationalen und kolonialen Frage]. Hg. von Zvonko Tkalec. Zagreb 1958, S. 45.
30 Ebenda, S. 46.
31 V. I. Lenin: Ausgewählte Werke. Bd. I. Berlin 1953, S. 857.
32 Lenin: O nacionalnom, S. 50f.
33 Ebenda.
34 Ebenda, S. 65f: „Zaostala Evropa i napredna Azija“.
35 Miroslav Krleža: Eseji II. [Essays II], GWMK, Bd. 19, S. 106.
36 Ders.: Literatur heute (1945). In: ders.: Essays, S. 173–213, hier: S. 205.
37 Ders.: Davni dani. Zapisi 1914–1921 [Längstvergangene Tage. Notizen 1914-21], GWMK 11–12. Zagreb 1956, S. 387.
38 Ebenda, S. 401.

Ähnlich erkennt Krleža die Unterdrückungsmechanismen des „Militärdespotismus" (Marx/Engels) als Endprodukt des imperialen Weltbeherrschungswillens und setzt ihnen seine zeittypische utopische und humanistische Einstellung entgegen. Rückblickend thematisiert Miroslav Krleža den „politischen Imperativ" der Zeit von 1820 bis 1918 in seinem Essay *Expressionismus.* Den politischen Imperativ versteht er als ein „literarisches Programm" der konkreten politischen Notwendigkeit, die Stimme gegen die immer „verhängnisvollere Gewalt des Militärs und der Kasernenlogik" und gegen die „schwachsinnige Totalisierung der Kriege und des Militarismus"[40] zu erheben. Nachträglich beschreibt Krleža in seinem Essay *Der leninistische „Sturm und Drang" in der europäischen Kunst 1917–18*, wie die Oktoberrevolution die „längst schon vergessene Vormärzstimmung" auslöste und sich als „Psychose am Rande der Verzweiflung, des Wahnsinns und des Todes" manifestierte. Für ihn ist diese Periode eine, in der er unter dem „mächtigen Einfluß der nervösen Antikriegspolitik des revolutionären Leninismus"[41] stand:

> Die Grenze der vernünftigen Wirklichkeitsauffassung wurde überwunden, die Demarkationen des Traums überschritten mit der starken, auf Selbsttäuschung beruhenden Illusion, daß der internationalen Solidarität der Künstler ein höheres Potential zuwachse.[42]

Damit wird der konkrete revolutionär-marxistische Ansatz relativiert und in eine projektive utopisch-ideelle Sphäre überführt. Krležas Literaturkonzeption ist in ihrem appellativen Geist der politisch-humanistischen Anklage als Geste des engagierten Protests zu verstehen. Der Krleža-Forscher Stanko Lasić erkennt darin die intellektuelle humanistische Ausrichtung des Dichters und die Betonung der Freiheit in einem politisch leninistisch orientierten Programm.[43] Es ist fast ein eschatologisches „Glauben an eine Idee",[44] das Krleža für seine linken europäischen Zeitgenossen formuliert. Nach ihm haben sie die Oktoberrevolution als typische „Jakobiner, Voltaire-, Rousseau-, Feuer-

39 Das ist mit Lenins Kriegsverständnis zu verbinden. Er betont, dass er alle gesellschaftlichen Schichten miteinbezieht. Vgl. dazu: Galina Ilina: Hrvatski bog Mars i rađanje revolucionarne književnosti u Jugoslaviji [Der kroatische Gott Mars und die Geburt der revolutionären Literatur in Jugoslawien]. In: Croatica. Prinosi proučavanju hrvatske književnosti 7.8 (1976), S. 199–207.

40 Miroslav Krleža: Expressionismus. In: ders.: Essays. Über Literatur und Kunst. Frankfurt am Main 1987, S. 213–233, hier: S. 219.

41 Ders.: Der leninistische „Sturm und Drang" in der europäischen Kunst 1917–18. In: ders.: Essays, S. 222–224, hier: S. 223.

42 Ebenda, S. 224.

43 Lasić: Mladi, S. 17.

44 Miroslav Krleža: O parlamentarizmu, S. 443: „nisu izgubili vjeru u Ideju".

bach-Anhänger, von Wilde und Baudelaire verwirrten Belesprits“[45] erlebt, und nicht nur als „Marxisten“.[46] Seine intellektuellen Erlebnisse verbindet er mit der Situation auf dem südslawischen Raum und dem „halbkolonialen Schicksal der kleinen und armen bäuerlichen Völker“,[47] die jahrhundertelang im „Rahmen einer erbärmlichen dynastischen Satrapie“[48] lebten. Diesen Erfahrungen entspringt Krležas historischer Materialismus, der zu dieser Zeit seinen Ausdruck in der anarchomarxistischen Zeitschrift *Plamen* [Flamme] findet, die er zusammen mit dem Literaten, Übersetzer und politischen Publizisten August Cesarec (1893–1941) herausgibt. Jedoch ist dieser Materialismus nach seinen eigenen Worten

> mehr emotionaler, romantischer Natur à la Sturm und Drang. [Auf d]as Ungleichgewicht der ökonomischen Verhältnisse und die ganze Anarchie der politisch-ökonomischen Krisen und Kriegskatastrophen […] reagierten wir […] sentimental, lyrisch, moralisch, mehr mit Temperament als mit dem Gehirn.[49]

Die leninistische Projektion der bevorstehenden revolutionären Entwicklung wird von Krleža in seinem Essay *O parlamentarizmu i demokraciji kod nas* [Über den Parlamentarismus und die Demokratie bei uns] mit Begeisterung für Lenins Ideen, aber auch als ein Ausdruck der „jugendlichen romantischen Perspektive“ erklärt. Lenins Charisma stelle das „gleißende Licht des Leuchtturms“ in der „dunklen, stürmischen, europäischen Nacht, im Nocturne der Moral und der Vernunft, im Schiffbruch aller intellektuellen Werte“.[50] In seinem Nekrolog zu Lenin beschreibt Krleža dessen Erscheinen als „Sonnenscheibe, blutig und immer noch trüb von der Morgendämmerung, aber in unaufhaltsamem gigantischem Wachsen“[51] – ein typisches Wunschbild der

45 Ebenda, S. 435: „mi smo doživjeli slom Druge Internacionale kao jakobinici, voltaireianci, rousseauovci, feuerbachovci, Wilderom i Baudelaireom zbunjeni belespiriti više nego marksisti“.

46 Ebenda.

47 Ebenda, S. 437: „što zapravo znači polukolonijalna sudbina malenih i bijednih seljačkih naroda“.

48 Ebenda, S. 434: „u okviru jedne bijedne dinastičke satrapije“.

49 Ebenda, S. 442: „Taj naš historijski materijalizam bio je dakle u vrijeme ‚Plamena‘ više osjećajne, romantične, ‚šturm und drang‘ naravi. Osjećajući nesrazmjer ekonomskih odnosa i svu anarhiju političko-ekonomskih kriza i ratnih katastrofa, […] reagirajući na te činjenice sentimentalno, lirski, moralistički, više temperamentom nego mozgom“.

50 Ebenda, S. 435 und S. 439: „kao mladići, u prvom intelektualnom zanosu […] U mračnoj olujnoj evropskoj noći, u tom nokturnu morala i pameti, u brodolomu svih intelektualnih vrijednosti planuo je Lenjin blistavom svjetlošću svjetionika“.

51 Ders.: Nad mrtvim Leninom [Vor dem toten Lenin]. In: ders.: Deset, S. 440: „Lenjinovo ime uzdiže se nad Evropom kao sunčana ploča, krvava i još mutna od tmine svitanja, ali nesuzdrživo gigantski raste“.

erwarteten Weltrevolution, ausgedrückt in Metaphern des Lichts und der Auferstehung. In Lenin und der kommenden kommunistischen Ideologie sieht er die humanistisch-utopische Vision einer Zeit verwirklicht, in der alle Menschen[52] gleich sein werden.

Die Antikriegsnovellen Krležas

Wie wird aber der „Ausbruch dieses letzten habsburgischen Kriegs“[53] in Krležas Novellen geschildert und können darin Reflexe der Oktoberrevolution erkannt werden? Komplex verläuft die Entstehung und danach auch die Rezeption der Antikriegsnovellen Miroslav Krležas, die zum Teil im Laufe des Ersten Weltkrieges geschrieben und danach unter dem Titel *Der kroatische Gott Mars* erst im Jahre 1922 publiziert wurden.[54] Die endgültige Redaktion erfolgt jedoch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. In seinem parallel dazu geführten Tagebuch *Davni dani* [*Längstvergangene Tage*] beschreibt Krleža die Folgen der „verbrecherischen, kriminellen, perversen, kranken Zivilisation“[55] aus der Perspektive eines ehemaligen Kadetten am Ludoviceum, eines Rekruten in der Arbeiterhilfskompanie im slawonischen Požega (dt. Poschegg) wie auch eines Kranken in einem Zagreber Lazarett und eines zeitweiligen Mitarbeiters in unterschiedlichen Zeitungsredaktionen in seiner regen Produktion, die neben Essays und Tagebücher, auch Symphonien, Dramen und Novellen umfasst. Zu dieser Zeit liest er intensiv Dostojewski, Nietzsche, Schopenhauer, Clausewitz und Stirner und fragt sich, wie der erste „imperialistische“[56] Krieg literarisch dargestellt werden könne: „Dies beschreiben? Wie? Wilde, Bang? Rodenbach? Shelley? Vielleicht Byron? Vor allem er.“[57] Das Erlebnis des Krieges wird bildlich als ein „harziges stinkiges Feuer der Verzweiflung“[58] geschildert. Damit verbunden ist auch seine Sehnsucht nach

52 Ders.: Izlet, S. 102: „da čovjek bude ravan čovjeku“.

53 Miroslav Krleža: Die Schlacht bei Bistritza Lesna. In: ders.: Der kroatische Gott Mars, S. 5–44, hier: S. 30.

54 In der bereits erwähnten Monographie von Stanko Lasić Mladi Krleža [Der junge Krleža] findet man die genauen Entstehungsdaten. Die deutsche Übersetzung übernimmt die autorisierte Fassung aus dem Jahre 1962. Aus dem Serbokroatischen übersetzt von Milica Sacher-Masoch, Reinhard Federmann und Milo Dor.

55 Krleža: 28.10.1915. In: ders.: Davni, S. 59: „A u stvari ovako zločinačke, kriminalne, perverzne, bolesne civilizacije još nije bilo u historiji. Ni jedna nije bila razdirana protuslovljima“.

56 Ders.: Prije trideset godina (1917–1947) [Vor dreißig Jahren (1917–1947]. In: ders.: Davni, S. 345–403, hier: S. 358.

57 Ders.: 21.9.1915. In: ders.: Davni, S. 51: „Opisati to? Kako? Wilde? Byron? Bang? Rodenbach? Schelley? Možda Byron? Prije svega on“.

58 Ders.: 29.12.1915. In: ders.: Davni, S. 67: „U meni paluca sasvim čađav, smolav smrdljiv oganj očaja“.

einem Ausweg aus dieser Lage. Den Krieg erlebt er als völlige Negation der Menschlichkeit, er sucht nach Alternativen, die er in Metaphern des Lichts und der kolossalen historischen Gestalten formuliert. Die Suche nach dem Ideal oder der „Wahrheit" thematisiert Krleža in seinen Tagebuchnotizen und verlangt vom Schriftsteller das „Leben in Koordinaten der Zeit und des Raumes darzustellen, wirklich und wahrheitsgetreu, wie er diese Koordinaten sieht […]".[59] Gerade diese Vorstellung vom impliziten und fiebrig gesuchten höheren Potential der Kunst, das die eigenen Grenzen überwinden kann, bildet den Subtext seiner Antikriegsnovellen. Die Kunst darf keine „dekorative Lüge"[60] sein. Apodiktisch verlangt er: „Die Kunst ist ein Erlebnis, das realer ist als das realste. Die Kunst ist etwas wie Blut, Fleisch, Flamme, Donner, Sonne […]."[61]

Auf der anderen Seite wird der Erste Weltkrieg historisch-materialistisch mit der „blinden Mechanik des bürgerlichen, kolonialen und imperialistischen Blutvergießens"[62] gleichgesetzt. Eine „Lösung der südslawischen politischen Probleme [sieht er] nur im Zeichen Lenins",[63] konkretisiert Reinhard Lauer. Der antimilitärische Geist wird aus einem vorapokalyptischen Gefühl der Zerstörung aller zivilisatorisch-humanen europäischen Werte abgeleitet, gleichzeitig pocht er auf die Notwendigkeit einer erneuernden Abwehr- und Veränderungsgeste und appelliert an die utopisch-revolutionäre gesellschaftliche Kraft. Aus dem selbsterlebten „verfluchten Honvedkontrapunkt"[64] wird die Position der Marginalisierten im Krieg geschildert und die Symbolsprache der Untertanen konstruiert. In dieser Sprache dominiert die regional fokussierte Perspektive der Opfer, zugleich hat sie in ihrer Anklage universellen Charakter.

So ist der Krieg für die kroatischen Honveds, deren Leben der damalige k. u. k. Kadett Krleža aus eigener kurzen Fronterfahrung und seinen Ausbildungsjahren kennt, „weder das erste, noch das letzte Unglück".[65] In der Novelle *Bitka kod Bistrice Lesne* [*Die Schlacht bei Bistritza Lesna*] wird der Ausbruch des Krieges von ihnen zunächst indifferent als „Sache der Herren" auf-

59 Ders.:14.5.1916. In: ders.: Davni, S. 158: „On treba da prikazuje život u koordinatama vremena i prostora, stvarno i istinito, naime tako kako on vidi a ne da prepisuje ono, što je već napisano".
60 Ebenda, S. 262.
61 Ebenda.
62 Ders.: Expressionismus, S. 219.
63 Reinhard Lauer: Wer ist Miroslav K.? Leben und Werk des kroatischen Klassikers Miroslav Krleža. Klagenfurt 2010, S. 17.
64 Krleža: 11.5.1916. In: ders.: Davni, S. 155: „ukleti domobranski kontrapunkt".
65 Ders.: Schlacht, S. 10.

gefasst, da er sie dem eigenen „unerträglich schweren Sklavenleben“[66] der „Bauern und Knechte“[67] in der kroatischen Dorfprovinz Zagorje zeitweilig entkommen lässt. Mit dieser Illusion von einem Krieg, der auf „idyllische Weise mit einem feurigen Kolo [bäuerlichem Reigen] am Sonntagnachmittag“[68] beginnt, wird einprägsam die Lage der entrechteten Untertanen der „königlich-kroatisch-slawonisch-dalmatinischen Landesregierung“[69] geschildert, denen das plötzliche Leben in der Stadt wie ein „Schlaraffenland“[70] vorkommt, bis sie der feudalen Knechtschaft und ärmsten Rückständigkeit zeitweilig an die Front entfliehen. Jedoch wird der Krieg bald „überreif“,[71] so dass die Honveds „wieder hinaus in den Nebel, in den Dreck, ins Blut und in den Tod“[72] an der anderen Peripherie im „galizischen Kot“[73] gelangen, um die völlig bedeutungslose Kote 313 gegen die „tscherkessischen Transporte“[74] zu verteidigen. Damit gehen antithetische Pole einher, zwischen denen die bäuerliche Existenz situiert wird: „einerseits Gesellschaft, Politik, Magistrat, andererseits Land, Haus, Garten. Oder: Unterdrückung, Ausbeutung, Gewalt vs. Schlauheit der Resignation, ironisches Lachen, schlauer (passiver/aktiver) Widerstand.“[75] Die Spaltung der Welt kulminiert in der Novelle einerseits in der klaren Geste der Kriegsdienstverweigerung mit der Flucht zum sogenannten „Grünen Kader“ bzw. zu den beim Zusammenbrechen der Fronten desertierten Soldaten in den Wäldern. Die fahnenflüchtigen Soldaten werden als eine Form „passiver Resistenz“ bezeichnet, als eine stumme, fatalistische Antwort auf die Omnipräsenz der unsichtbaren Kriegsmechanismen, die sich zur Erkenntnis der Leere und der Sinnlosigkeit des eigenen Engagements kristallisiert. Diese Unsichtbarkeit des Machtzentrums kann als ein Produkt der imperialistischen Attitüde beobachtet werden, in deren Rahmen eine fremdgelenkte Vorstellung von Welt die Welt als solche ersetzt, so dass sich die Wirklichkeit den Untertanen entzieht. Dieses Erkennen des entleerten und sinnlos gewordenen Machtzentrums wird in der Novelle von dem nervlich „zerrütteten“[76] Schreiber Rutzner in direkter Rede kommentiert: „Es gibt niemanden dort! Weder den alten Doktor noch den Banus noch die Regierung!

66 Ebenda, S. 11.
67 Ebenda, S. 13.
68 Ebenda, S. 12.
69 Ebenda, S. 13.
70 Ebenda, S. 11.
71 Ebenda, S. 21.
72 Ebenda, S. 22.
73 Ebenda, S. 19.
74 Ebenda, S. 35.
75 Lasić: Mladi, S. 271.
76 Krleža: Schlacht, S. 24.

Alles ist leer!“[77] Damit wird die Sinnlosigkeit des Krieges greifbar, der aus einem leeren Zentrum heraus produziert wird. Der drohenden Leere wird eine utopische Projektion leninistischer Provenienz entgegengehalten, die jedoch in unaufgeklärten und passiven Bauernmassen erst zu verwirklichen ist und somit als eine abstrakte „Asymptote“ formuliert wird.

Krležas Begriff der „Asymptote“[78] kommt in seinen Tagebüchern oft und mit unterschiedlichen Definitionen vor. In seiner Bestimmung der „Asymptote“ lehnt er sich an die Spiral-Metapher bei Friedrich Engels (1820–1895) an, die, wie Krleža sagt, die Wirklichkeit überwindet und „zum Kosmopolis führt“.[79] Krležas „Asymptote“ kann am besten mit Aleksandar Flakers (1924–2010) Denkfigur der optimalen Projektion[80] gedeutet werden, mit der Flaker in Anlehnung an Jurij Lotman (1922–1993) eine Tendenz in der modernistischen und avantgardistischen Kunst der 1920er-Jahre bezeichnet, die eine grundlegende ästhetische Umwertung zum Ziel hat und mit ihrer Zukunftsausrichtung auch die moralischen, ethischen und sozialen Veränderungen impliziert. Weniger abstrakt ist Krležas Bestimmung der „Asymptote“ in den Jahren von 1917 bis zu Lenins Tod. Lenins Londoner Thesen, vorgetragen auf dem Zweiten Kongress der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei 30. Juli bis 23. August 1903[81] bilden für ihn die Grundlage für sein Verständnis der „Rede Lenins“.[82] Im Essay *O Lenjinu* [*Über Lenin*] in seinem Reisebericht *Ausflug nach Russland* sieht Krleža den Leninismus als einen „politischen Plan der Logik und der Vernunft, nach dem sich die Erde beharrlich […] der Kosmopolis nähert.“[83] Der Zerstörung einer alten Welt setzt Krleža einen ethisch-utopischen Gegenentwurf entgegen, der vertikal zu denken ist, um in utopischer Übersteigerung die vorhandenen Koordinaten einer korrupten Welt hinter sich zu lassen.

77 Ebenda, S. 26.

78 In seinem Tagebuch beschreibt Miroslav Krleža die Ereignisse in St. Petersburg als eine „Asymptote“, wie auch sein Erlebnis Friedrich Adlers: „Über Asymptoten. St. Petersburg und die Ereignisse dort sind eine Asymptote. Und Friedrich Adler ist auch eine Asymptote. Auch die kroatische Rhapsodie [Krležas Erzählung] will nach Motiven Friedrich Adlers sein. Wie ein Komet, wie ein Vulkan, wie die Sonne über allem! Wohin? Nach Kosmopolis!“ [„O asymptotama. Sanktpetersburg i događaji tamo su asymptota. I Friedrich Adler je isto tako asymptota. Na motiv Friedricha Adler i hrvatska rapsodija bi htjela da bude. Kometski, vulkanski, sunčano preko svega! Kamo? U kozmopolis!“]. (Krleža: 22.5.1917. In: ders.: Davni, S. 252f.)

79 Ders.: Eppur si muove. In: ders.: Dnevnik [Tagebuch]. Sarajevo 1977, S. 254.

80 Aleksandar Flaker: Optimalna projekcija [Optimale Projektion]. In: ders.: Poetika osporavanja. Avangarda i književna ljevica [Poetik der Negation. Avantgarde und die literarische Linke]. Zagreb 1982, S. 66–73.

81 Vgl. Marjanić: Glasovi, S. 321.

82 Krleža: Vor dreißig. In: ders.: Davni, S. 367.

83 Ders.: O Lenjinu [Über Lenin]. In: ders.: Izlet, S. 257–285, hier: S. 277.

Am Ende der sonst realistischen Novelle wird eine expressionistisch paradoxe Vision konstruiert, die zum einen die historischen Erfahrungen aufzählt und zum anderen zukunftsgerichtet als eine Form der Widerstandsbewegung zu lesen ist. In ihr marschieren die Toten, vom „Totenzähler der Division, Palatscitsch“[84] aufgezeichneten „Zagorianer Grubenarbeiter“ weiter „in die Ewigkeit, stumm, gebeugt, elend, unschuldig zum Tode verurteilt“[85] in einer gespenstischen Kolonne. Dieses Schlussbild lässt auf die Lage der Untertanen schließen, die als Menschenfleisch in der imperialen Kriegsmaschinerie vernichtet werden. Somit entsteht eine spiralenförmige Struktur des immer gleichen Reigens aus Unterdrückung, Erniedrigung, Elend und Fatalismus. Zugleich untergräbt dieses Schlussbild die sonst dominante aktivierende und kritische Pointe des Textes und lässt auf die Unmöglichkeit schließen, sich der Gewaltlogik des Krieges zu entziehen.

In der längeren Novelle *Magyar királyi honvéd novela*, die zum ersten Mal 1922 als selbständiger „Roman“ publiziert wurde, wird die Tragik der kleinen Leute, vor allem der Bauern im Krieg thematisiert, indem in unterschiedlichen Variationen des Exerzierens dargestellt wird, wie „vierhundert kranke, verwundete, räudige, angeschossene, rheumatische Honvedreservisten“[86] am „Drill seiner kaiserlich-königlich-ungarischen Honvedgrenadierserziehung“[87] als „gutes, erstklassiges Menschenmaterial“[88] teilnehmen. Dadurch wird eine Reihe von Oppositionen hergestellt, um die unüberwindbare Kluft zwischen dem Offizier und den gemeinen Soldaten wiederzugeben. Diese antagonistischen Oppositionen spiegeln den Abstand zwischen der proklamierten Disziplin und dem ihr entgegengesetzten Selbsterhaltungstrieb, zwischen dem nicht vorhandenen Pflichtbewusstsein und dem fast animalischen Existenzmodus der bäuerlichen Soldaten, die als „Kanonenfutter“[89] und eine „verschreckte Herde“ in das „dumme Chaos des allgemeinen Untergangs geraten“.[90] Die Begriffe wie Ehre, Vaterland, Verantwortungsbewusstsein und Pflicht bilden die Hauptachse der Schlüsselfigur „Herr Hauptmann Jugovitsch“, basieren allerdings ausschließlich auf dem „königlich-ungarisch-kroatischen Exerzierreglement für die Honved-Infanterie“.[91] Diese Regeln werden in auktorialen

84 Ders.: Schlacht, S. 39.
85 Ebenda, S. 44.
86 Ders.: Königlich-Ungarische Honved-Novelle. In: ders.: Der kroatische Gott Mars, S. 45–171, hier: S. 54.
87 Ebenda, S. 56.
88 Ebenda, S. 61.
89 Ebenda, S. 68.
90 Ebenda, S. 117.
91 Ebenda, S. 54.

Kommentaren als „Reglementirrsinn“[92] bezeichnet, oder sogar als eine „Kompilation blutiger internationaler Erfahrungen“, die die „kaiserlich-königlich kannibalische Kunst“ des Krieges enthüllen. Die Disziplinierregeln werden als hohle Phrasen zu den „grundsätzlichsten Prinzipien der Disziplin oder des Gehorsams“[93] bloßgestellt, so dass auch in dieser Novelle die Kriegswirklichkeit als eine fremdgelenkte Kulisse erscheint, hinter der sich Hass, Dummheit und Negation grundsätzlicher menschlicher Werte verbergen. Auch darin ist die Spirale des Elends erkennbar, wie auch die Sinnlosigkeit des Krieges: „Der Wahnsinn des universellen Exerzierreglements führt sie direkt ins Nichts“.[94] Die Militärvorschriften werden in unmittelbar erlebter Rede als „kretinhafte, widerliche, verfluchte, dumme idiotische sogenannte kaiserlich-königliche Disziplin, die wie ein schleichendes Gift schon jahrhundertelang durch die Adern von Habsburgs Bürgern geflossen war“[95] geschildert, jeglicher Militarismus und martialischer Geist werden verurteilt. Zugleich werden in den analphabetischen Bauern der Kompanie Kräfte entdeckt, die „zu allen Lebenszeiten in Blättern, Sternen, Kristallen und kosmischen Nebeln pulsieren“.[96] Im Gegensatz dazu werden die Offiziere als entfremdete und verblendete Marionetten geschildert – Feldwebel Sleptschevitsch beispielsweise wird schon mit seinem Namen als „Blinder“[97] gekennzeichnet, und „Hauptmann Jugovitsch“ spielt auf die damals hitzig diskutierten Ideen einer supranationalen jugoslawischen Einheit an. Seine Devotionalität deutet auf die nächste Phase des im Voraus zum Scheitern verurteilten südslawischen Staates hin – zunächst des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen und bald danach der Königsdiktatur Jugoslawien.

Der Krieg ist die größte aller „europäischen Lügen“,[98] und der kannibalischen Kriegsvernichtung wird das noch unartikulierte, aber latent vorhandene „freie Bewußtsein der anarchoiden Guerillamethoden zugeneigten Bauernmassen“[99] entgegengesetzt. Der „Henkerstimme eines Offiziers, des Intelligenzlers“ antwortet die stumme und „tiefe Solidarität der Bauerninteressen“.[100] In der Novelle wird diese Solidarität als das neue „Bewußtsein einer

92 Ebenda, S. 67.
93 Ebenda, S. 104.
94 Ebenda, S. 89.
95 Ebenda, S. 54.
96 Ebenda, S. 170.
97 Vgl. dazu: Frano Čale: Funkcija osobnog imena u Pirandellovoj i u Krležinoj prozi [Die Funktion der Eigennamen in Pirandellos und Krležas Prosa]. In: Ivan Krolo, Marijan Matković: Miroslav Krleža 1973. Zagreb 1975, S. 33–66.
98 Krleža: Königlich, S. 134.
99 Ebenda, S. 76.
100 Ebenda, S. 133.

Sklavenschicht“[101] erklärt, das Formen internationaler Solidarität annimmt und als „berühmte Mimikry der verfolgten Honveds“[102] die „Honvedsklaven aller Länder und Zeiten“[103] in Form einer neuen gesellschaftsverändernden Kraft vereinen soll. In der Verurteilung des „Tyrannen“[104] aus der Position einer undefinierten, aber in der Masse vorhandenen „passiv-resistenten elementaren Urkraft“[105] ist das revolutionäre Bewusstsein Krležas erkennbar. Der Verwirklichungsanspruch bleibt dabei utopisch. Es ist die „apokalyptische Sensibilität“[106] eines „revoltierten Anarchisten“,[107] die exaltiert die „Inferioritätskomplexe der kleinen Nationen“[108] skizziert. Die bisher mit Asche bedeckte Kraft des Volkes wird zugleich als ursprünglich und anarchisch geschildert, vor allem im abschließenden visionär-ambivalenten Bild des „diluvialen Urwaldes“,[109] in den die „Sonne […] in das Dickicht des Urwaldes, in die Finsternis langer und blutiger Jahrhunderte“ ihr Licht bringen soll:

> Die Kompanie begann, in ihrer elementaren Größe zu lachen. […] Diese Größe der Kompanie ist ursprünglich wie alle Meere, alle Blumen und Pflanzen dieser großen weiten Erde, auf allen Meridianen und auf allen Breitengraden vom Polarkreis bis zum Äquator, vom Nordpol bis zur Antarktis. Es gibt in der Kompanie Kräfte, die zu allen Lebenszeiten in Blättern, Sternen, Kristallen und kosmischen Nebeln pulsieren werden. Und diese Kraft der Kompanie ist die Quelle aller Erneuerungen und Wiedergeburten, und all diese heutigen Wunden werden vom duftenden Harz des Überflusses und der Jugend übergossen.[110]

Stanko Lasić entdeckt in diesem Schlussbild, in dem die elementare Urkraft des Volkes poetisch geschildert wird, eine geradezu juvenile Euphorie in der Naivität der Hyperbeln und in der Mehrdeutigkeit der Semantik, die er als eine ironische Negation[111] des beschworenen, aber eigentlich nie verwirklichten neuen Klassenbewusstseins deutet.

101 Ebenda.
102 Ebenda, S. 134.
103 Ebenda.
104 Ebenda.
105 Ebenda, S. 158.
106 Wierzbicki: Miroslav, S. 42.
107 Ebenda, S. 35
108 Ebenda, S. 41.
109 Krleža: Königlich, S. 170.
110 Ebenda.
111 Lasić: Mladi Krleža, S. 277.

Krležas dialektische Negation

So erscheint Krležas Synthese der nationalen Leidensgeschichte mit den damals aktuellen Ideen der proletarischen Internationale vielfach gebrochen. In der nächsten Schaffensphase kommentiert er seine damalige Position in der für ihn typischen dialektischen Negation:

> In der Kriegskatastrophe 1914–1918 hat sich unser linker Mensch nicht zum Massenbewußtsein des politischen Subjekts aufgeschwungen. Am Sturz des Habsburgerreichs hat er mehr in der Rolle eines passiven Widerstands leistenden Deserteurs mitgewirkt, der sich hilflos einer vagen Negation der kannibalischen Wirklichkeit ergibt, denn als politisch organisiertes Klassenbewußtsein.[112]

Der Ausbruch der Kriegsbarbarei unterhöhlt jede utopische Perspektive, so dass die Zukunftsvision gebrochen und grotesk-ironisch konstruiert wird. Obwohl sich Krleža in den 1920er-Jahren aktiv in der Kommunistischen Partei engagierte und agitatorische Reden[113] hielt, distanzierte er sich von der offiziellen Parteilinie immer mehr.[114]

Jedoch ist Lenin für Krleža nicht nur „eine historische Anekdote in Schulbüchern", er bleibt allgegenwärtig als „Leuchte und Wegweiser, Tagesgespräch, Zeitungsartikel und Staatsmacht"[115] in seinem Reisebericht *Izlet u Rusiju* [*Ausflug nach Russland*], veröffentlicht im Jahre 1926. Darin wird Moskau als „Schmiede des Leninismus"[116] beschrieben, womit die Monumentalisierung und der Lenin-Kult[117] unmittelbar nach seinem Tod angesprochen werden. Die mythopoetische Dimension dieses Prozesses kommt in der

112 Krleža: Literatur heute. In: ders.: Essays, S. 204.

113 Miroslav Krleža: Jadranska tema [Ein adriatisches Thema]. In: Riječki list, 3. Juli 1952, S. 1: „Wir haben hier nach Rijeka, Hreljin und in die Bucht von Bakar und nach Vinodol die leninistische Fahne mit neuen internationalen Parolen gebracht, die die Aufgabe hat, unser armes, altes und verwundetes Europa wiederzubeleben, das immer noch von Kriegen und Revolutionen aus der Periode 1914–1918 blutet" [„da smo ovamo na Rijeku, na Hreljin, nad Bakarski zaljevi i nad Vinodol donijeli lenjinski barjak novih internacionalističkih parola, koje su trebale da preporode čitavu našu bijednu, staru i ranjenu Evropu koja je još okrutno krvarila od katastrofe ratova i revolucija iz perioda 1914. i 1918."].

114 Zur Chronologie seiner politischen Betätigung vgl. Ivan Očak: Krleža – Partija. Miroslav Krleža u radničkom i komunističkom pokretu 1917-1941 [Krleža – Partei. Miroslav Krleža in der Arbeiter- und kommunistischen Bewegung]. Zagreb 1982. Zu seiner Dissidenten-Position nach dem Streit an der Linken in den 1930er-Jahren vgl. Stanko Lasić: Sukob na književnoj ljevici. 1928–1952 [Streit auf der literarischen Linken]. Zagreb 1970.

115 Krleža: Izlet, S. 167: „on je svjetiljka i putokaz, dnevni razgovor, novinski članak i državna vlast".

116 Ebenda, S. 158: „Moskva je danas kovačnica lenjinizma".

117 Die Analogie zwischen Lenins Mausoleum und dem Grab Gottes ist ein Ausgangpunkt in der Analyse von Michail Ryklin (vgl. Ryklin: Kommunismus, S. 33f.).

Beschreibung einer „magischen Formel des russischen Lebens“[118] zum Ausdruck. Lenin wird als „Meister und Rabbi, symbolische Buchstaben und Licht in der Dunkelheit“[119] betrachtet. Die ganze Stadt trage „den Stempel eines irrealen Schattens, der sich nach seinem Tod symbolisch meldet, wie Christus und Mohammed“.[120] Der Charismaträger[121] wird zu einer ambivalenten Religionsfigur in einem streng kontrollierten Kult und Moskau als Zentrum der Utopie wird zum utopischen Ort *par excellence*, zum „Un-Ort“.[122]

Eine ebenso ambivalente Zukunftsvision findet man in Krležas 1917 veröffentlichten lyrischen Prosaskizze *Hrvatska rapsodija* [*Kroatische Rhapsodie*], die in nachfolgenden Ausgaben als letzter Text der Sammlung *Der kroatische Gott Mars* veröffentlicht wird. Darin wird die apokalyptisch-groteske Untergangsvision eines überfüllten Zuges geschildert, der gleichzeitig in Untergang und in Himmel rast, eine Vision, die in ihrer metaphorischen Diktion dem spätexpressionistisch-utopischen Impetus entspringt:

> Die Sonne hat diesen Waggon mit ihren feurigen Klauen zusammengepreßt. Die Schwüle ist unerträglich drückend. In dem Rauch, dem Ruß und dem Grauen schwimmen die Gestalten wie Phantome, zuweilen scheint es, als dies sei nur ein Traum, eine krankhafte Vision. Manchmal wieder ist alles grauenhaft klar. Das ist keine Vision, keine Szene, kein Traum, all das ist Wirklichkeit.[123]

Diese ins Surreale driftende parabelhafte Reisesituation verschränkt die Kriegszerstörungen mit einer visionären Perspektive der Neugeburt in einer fast kosmologischen Reise ins Ungewisse. In der *Kroatischen Rhapsodie* wird die Ankunft eines Messias in phantasmagorischen Bildern der Zerstörung angekündigt, der im „Fiber und Delirium“[124] die „gleißende europäische Lüge all dieser häßlichen, verrußten, unsympathischen, grauen Straßen“[125] hinter sich lassen wird. Der kroatische Genius beschwört die verlorene Unschuld der vorzivilisatorischen „blauen Morgendämmerung“ und „das sonnenhafte Heil“.[126] Dabei ist er „zerschlagen, verwundet, voll Kummer, gequält, hungrig, durchbohrt, zerschnitten, bespuckt, verachtet, im Sträflingsgewand steht er wie eine

118 Ebenda, S. 162: „postaje sve više magičnom formulom ruskog života“.
119 Ebenda: „On je meštar i rabi, simbolično slovo početka i svjetlost u tmini“.
120 Ebenda, S. 167.
121 Zur Parallele der beiden Charismaträger Lenin–Tito vgl. Marjanić: Stimmen, S. 363.
122 Ryklin: Kommunismus, S. 37.
123 Miroslav Krleža: Kroatische Rhapsodie. In: ders.: Der kroatische Gott Mars, S. 375–413, hier: S. 375.
124 Krleža: Rhapsodie, S. 390.
125 Ebenda, S. 389.
126 Ebenda, S. 410.

Säule im Gefecht, und ein Stern leuchtet über seinem Haupt."[127] Er verfestigt sich somit zu einer Figur des unmöglichen Anfangs – ein der Kriegsgewalt entsprungenes Bild. In dieser paradoxen Konstellation schlägt der von Erniedrigten und Beleidigten überfüllte Zug einen astralen Weg ein, ohne jedoch die Last der Vergangenheit abschütteln zu können: „der Zug geht nach Kosmopolis. Aber so lange wir reisen, werden uns immer solche traurigen und kranken Menschen begleiten. Barbaren und Sklaven."[128] In dieser lyrischen Schlüsselnovelle der ganzen Sammlung wird die Reise nach Kosmopolis unmittelbar mit der Vorstellung eines Schiffsbruches verbunden, genauso wie in Krležas Tagebuchsnotiz aus Februar 1915:

> Der Militärtransport verschwindet für immer. Ein Schiff, das verschwindet. Du kannst es nicht aufhalten, und es verschwindet in einem mathematisch präzise ausrechenbaren Schiffsbruch. Das Bild des Schiffbruches in Gedanken ungewöhnlich deutlich.[129]

> Mit dieser Metapher des Zuges, der eine unmögliche astrale Vertikale einschlägt und im Schiffsbruch landet, lassen sich die politischen Visionen des jungen Krleža beschreiben. Ähnlich wird er sich auch in seinem Gedicht Pjesma naših dana [*Ein Lied unserer Tage*] von seinen Idealen der „Roten Kommune und des feurigen Petroleums", seinen „blutigen Idolen" verabschieden. Hier verschwindet die Vision der Erneuerung der Welt in Blut und Gewalt, denn das „blutige Absurde" dauert und verwandelt seine Visionen ins „Nichts!", in dem Nietzsches Ideen, Lenins Materialismus und Max Stirners Anarchoindividualismus[130] zu Krležas eigentümlichem Amalgam zusammengeführt werden.[131]

127 Ebenda.
128 Ebenda, S. 387.
129 Ders.: 14.2.2015. In: ders.: Davni, S. 40: „Vojnički transport nestaje u nepovrat. Lađa koja nestaje. Ne možeš je zastaviti, a nestaje u smjeru matematski preciznog brodoloma. Slika brodoloma u mislima neobično jasna".
130 In seinem Tagebuch paraphrasiert er Stirner: „proigrao sam sve i nije mi ostalo ništa. Ich habe meine Sache auf Nichts gestellt." [„ich habe alles verspielt und nichts ist mir geblieben. […] Weiter im Original auf Dt.] (Ders.: 19.5.1916. In: ders.: Davni, 167f.).
131 Ders.: Pjesma naših dana [Das Lied unserer Tage]. In: ders.: Poezija, S. 110–114: „Hej,/ Crvena Komuno i Plameni Petrolej;/i vi ste bili moji krvavi idoli/ […] A ništa! Krvavi apsurd harači vječno dalje/". Zum ersten Mal veröffentlicht in der Zeitschrift Plamen 1919, danach in der Gedichtssammlung Pjesme III [Lyrik III]. Zagreb 1919.

Utopias and Freedom Projections in the Collection of Novellas *The Croatian God Mars* by Miroslav Krleža
(Abstract)

Milka Car

This article analyses the collection of short stories entitled The Croatian God Mars by Miroslav Krleža in its discursive creation context, in order to gain insights into the political imaginary in the final phase of the Austro-Hungarian Monarchy as well as into the author's early narrative poetology. It focuses on the narrative manifestations of a future-oriented revolutionary rejection of the meaninglessness of the war, especially with regard to the political imagination of young Krleža in the period just before the dissolution of the Habsburg Monarchy. Krleža interprets the outbreak of World War I as the "blind mechanics of bourgeois, colonial and imperialist bloodshed" and counters it with the utopian-revolutionary idea of "gigantic cultural constructions of international solidarity". The motifs in Krleža's anti-war novellas and his utopian projections of Leninist provenance are also compared to his essay "The Leninist 'Sturm und Drang' in European Art in 1917–18", in order to illuminate the reflections of the October Revolution and its utopian potential.

Herausgeber- und Autorenverzeichnis

Herausgeber

Angela Ilić ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Stellvertreterin des Direktors am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS). Sie studierte Journalismus an der University of the Nations in Lausanne, dann 2004 schloss sie ihr Magisterstudium in Europäischen Studien mit dem Schwerpunkt Osteuropäische Geschichte in Löwen (fläm. Leuven) ab. Ihre Promotion in Religionswissenschaft an der Temple University in Philadelphia, USA, erfolgte 2012. Anschließend war sie bis 2016 an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz tätig. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören die Geschichte Südosteuropas im 19. und 20. Jahrhundert, Religion und Gesellschaft in postsozialistischen Transformationsländern, nationale und konfessionelle Identitätsbildung sowie die Geschichte Jugoslawiens.

Florian Kührer-Wielach ist Historiker und Direktor des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS). 2013 Promotion zum Dr. phil. im Fach Geschichte an der Universität Wien. Seine Forschungsschwerpunkte sind u. a. Transformationsgeschichte seit 1918, Minderheiten im Donau-Karpaten-Raum, rumänische und rumäniendeutsche Zeitgeschichte, Geheimdienstakten und Aufarbeitung des Kommunismus. Zuletzt erschienen: *Siebenbürgen ohne Siebenbürger? Zentralstaatliche Integration und politischer Regionalismus nach dem Ersten Weltkrieg* (München 2014); *Mutter: Land – Vater: Staat. Loyalitätskonflikte, politische Neuorientierung und der Erste Weltkrieg im österreichisch.russländischen Grenzraum* (Mitherausgeber, Regensburg 2017).

Irena Samide studierte Vergleichende Literaturwissenschaft und Germanistik an der Philosophischen Fakultät der Universität in Ljubljana und forschte im Rahmen verschiedener Projekte und Fortbildungen in Wien, Berlin, München und Mannheim. 2012 promovierte sie an der Universität Ljubljana zum Kanon der deutschen Literatur in Gymnasien im slowenischen ethnischen Gebiet in der Habsburgerzeit, 2013 habilitierte sie sich als Hochschuldozentin für Neuere deutsche Literatur an der Philosophischen Fakultät der Universität Ljubljana, ist derzeit Institutsleiterin der Abteilung für Germanistik mit Niederlandistik und Skandinavistik und seit 2019 außerordentliche Professorin. Forschungsschwerpunkte: Deutsche Literatur des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, literarische Kanonisierung, deutsch-slowenische Wechselbeziehungen, Gender-Diskurse, Literaturdidaktik.

Tanja Žigon hat Germanistik und Geschichte in Ljubljana, München und

Wien studiert und 2008 in Neuerer deutscher Literatur an der Universität Ljubljana promoviert. Von 1998 bis 2004 war sie freiberuflich als Publizistin tätig. Sie ist Ao. Prof. für Translationswissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Universität Ljubljana. Seit 2013 leitet sie das Forschungsprogramm *Interkulturelle literaturwissenschaftliche Studien*; von 2013 bis 2015 war sie Koordinatorin des literarisch-übersetzerischen EU-Projektes TransStar Europa für Slowenien. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören deutsch-slowenische literarische Wechselbeziehungen, interkulturelle Literaturgeschichte und kulturorientierte Translationswissenschaft. Sie ist Autorin zahlreicher wissenschaftlicher Beiträge und dreier Monographien über deutsch-slowenische Kulturkontakte und Verflechtungen im Bereich der Publizistik und Literatur im 19. Jahrhundert im Land Krain. Sie übersetzt aus dem Deutschen ins Slowenische, vor allem historische und geisteswissenschaftliche Texte.

Autoren

Nándor Bárdi studierte Geschichte an der József-Attila-Universität in Szeged, wo er nach seinem Abschluss ab 1990 unterrichtete. Zwischen 1996 und 2006 arbeitete er am Zentraleuropäischen Institut der Teleki-László-Stiftung in Budapest. Seit 2006 ist er leitender wissenschaftlicher Mitarbeiter am Minderheiteninstitut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. 2013 verteidigte er seine Dissertation, die auf die Selbstorganisation und die Institutionalisierung der ungarischen Minderheit im Rumänien der Zwischenkriegszeit fokussierte. Zurzeit arbeitet Bárdi an der Veröffentlichung von Quellen (Tagebücher und Memoirs) zum Imperiumwechsel Transylvaniens 1916–1922, an einer Chronologie der ungarischen Minderheit in Rumänien zwischen 1918 und 2017 sowie über die ungarische Rezeption der Resolution von Alba Iulia (1918) in den letzten 100 Jahren.

Milka Car hat Komparatistik und Germanistik an der Universität Zagreb studiert und ist seit 2000 am Lehrstuhl für Literaturwissenschaft der Abteilung für Germanistik der Philosophischen Fakultät Zagreb als Assistentin tätig, ab 2014 als außerordentliche Professorin. Ihre Magisterarbeit hat sie über die Rezeption der deutschsprachigen Dramatik im kroatischen Theater in Zagreb 1894–1939 (2003) verfasst und die Dissertation über den deutschsprachigen Dokumentarroman im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts im Jahre 2008 geschrieben. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Untersuchung der deutschsprachigen Dramatik in Kroatien in ihren rezeptionsästhetischen und kulturwissenschaftlichen Aspekten; Dokumentarliteratur in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts, sowie auch Kulturtransfer im 19. und 20. Jahrhundert.

Éamonn Ó Ciardha ist Professor für Geschichte und Irisch an der Universität Ulster und unterrichtet Geschichte, Englisch und Irisch an der Universität Toronto, am Keough Institute for Irish Studies der Universität Notre Dame, am Trinity College Dublin, an der Uni-

versität des Saarlandes, der Universität Wien, der Ramingham State University (MA) und der Universität Ulster. Zahlreiche wichtige Publikationen zeugen von seinem Ruf als Spezialist für die Geschichte des frühmodernen Irlands. Er beschäftigt sich mit dem Jakobinismus in Irland (irische Anhänger der im Exil lebenden Stuarts), den irischen Geächteten, mit irischer Militärgeschichte, Politik, Kultur, Sprache und Literatur sowie mit irischer Literaturgeschichte. Die Ergebnisse seiner Dissertation (Universität Cambridge) präsentierte er in der 2002 erschienenen Monographie *Ireland and the Jacobite Cause 1685–1766. A Fatal Attachment*. zu seinen weiteren Publikationen gehören *The politics of identity in post-conflict states* (Routledge 2015, gemeinsam mit Gabriela Vojvoda) und das sich im Druck befindende *The Irish Book in Irish since 1567* (Oxford 2019, gemeinsam mit Frankie Sewell und Alan Titley). Als historischer Berater, Sprecher und Fachmann wirkte er bei zahlreichen historischen Dokumentarfilmen über irische Militärgeschichte mit, darunter bei dem preisgekrönten *Imeacht na nIarlaí*: *The Flight of the Earls*' (TG4 2007*)* sowie *Gafa sa Tur: Irish prisoners in the Tower of London* (BBC NI, 2015).

France Martin Dolinar (1941) ist Archivar im Ruhestand. Von 1977 bis 1987 war er Leiter des Erzbischöflichen Archivs Ljubljana, das er seit 2000 wieder leitet. Zwischen 1987 und 2004 arbeitete er im Archiv der Republik Slowenien. Zudem war er zwischen 1994 und 2001 als ordentlicher Professor für Geschichte Europas der Neuzeit in der Abteilung für Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Universität Ljubljana tätig und als Hochschullehrer an der Abteilung für Bibliothekwesen derselben Fakultät, wo er 1996–2005 Entwicklung des Bibliothekswesens und 1997–2005 Methodik des wissenschaftlichen Arbeitens unterrichtete. Er war Gründer und Leiter des Instituts für Kirchengeschichte sowie der wissenschaftlichen Zeitschrift *Acta Ecclesiastica Sloveniae* (1977–1987). Beim Archivverein Sloweniens wirkte er als Redakteur der Sammlung *Viri* (Quellen) (1990–2010). Er ist Autor zahlreicher international beachteter Ausstellungen, wissenschaftlicher und fachlicher Monographien und Abhandlungen.

Heiner Grunert ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Abteilung für Geschichte Ost- und Südosteuropas der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München. Er studierte Südslavistik sowie Ost- und Südosteuropäische Geschichte in Leipzig und Sarajevo. Im Anschluss war er Mitglied im Graduiertenkolleg „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" an der LMU München und wurde dort 2015 mit der Arbeit *Glauben in der Herzegowina. Die Serbisch-Orthodoxen 1878–1918* promoviert. Seit 2010 ist er zudem staatlich geprüfter Übersetzer und Dolmetscher für Bosnisch/Kroatisch/Serbisch.

Johann Georg Lughofer studierte Germanistik, Geschichte, Politikwissenschaften und Philosophie in Wien, Granada, Nizza und Exeter. 2004 Promotion über den Einfluss und das literarische Schaffen des österreichischen Exils in Mexiko. Lehrtätigkeiten 1999 an

der Peking-Universität, VR China, 2002–2005 University of Exeter, England, seit 2005 an der Universität in Ljubljana, Slowenien (dort 2009 Habilitation zum Dozenten), nebenbei Lehraufträge an den Universitäten Maribor, Stellenbosch, Wien, Klagenfurt und Innsbruck (dort auch Gastprofessur 2014, 2015, 2018 und 2019). Forschungsinteresse: Exilliteratur, österreichische Literatur (19.–21. Jahrhundert), interkulturelle Literaturwissenschaft, Literatur im DaF-Unterricht. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Sammelbänden, zuletzt als Herausgeber veröffentlicht: *Thomas Bernhard. Gesellschaftliche und politische Bedeutung der Literatur* 2012; *Die Berge erschreiben. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur* 2014; gem. mit Milka Car: *Repräsentationen des Ersten Weltkriegs in zentraleuropäischen Literaturen*. Zagreber Germanistische Beiträge 25/2016.

Nataliya Nechayeva-Yuriychuk promovierte im Bereich Weltgeschichte und lehrt an der Abteilung für Politikwissenschaften und Staatsverwaltung an der Nationalen Jurij-Fedkowytsch-Universität Czernowitz, Ukraine. Ihr Hauptinteresse gilt interdisziplinären Fragen im Bereich Geschichte, Psychologie und Politikwissenschaft. In ihrer Doktorarbeit setzte sie sich mit dem Einfluss des Ersten Weltkriegs auf die sozialpsychologische Verfassung der westeuropäischen Gesellschaften auseinander. Sie nahm an zahlreichen internationalen Seminaren und Konferenzen in Belgien, Deutschland, Kroatien, Moldawien, Österreich, Rumänien, der Slowakei und der Türkei teil. Ihre Forschungen umfassen die politische und soziale Geschichte Europas, ethnische und nationale Beziehungen und Konflikte sowie geistige und kommunikative Besonderheiten des sozialen und politischen Lebens der modernen Welt.

Clemens Ruthner lehrt – nach Lebensstationen in Österreich, Ungarn, Belgien und Kanada – seit 2008 German and European Studies am Trinity College in Dublin, daneben auch als Gastprofessor in Sarajevo (2011), Berkeley (2015) und Ljubljana (2018). Seine Forschungsschwerpunkte sind die österreichische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Identität/Alterität, die späte Habsburger Monarchie sowie Postcolonial Studies, Literatur- und Kulturtheorie. 2018 erschien im Verlag Francke sein jüngstes Buch *Habsburgs ‚Dark Continent'. Postkoloniale Lektüren zur imperialen österreichischen Literatur und Kultur im langen 19. Jh.*

Lajos Szász ist reformierter Pfarrer, Theologe und Historiker. Er studierte in Budapest, Wien und Leipzig. Er schloss sein Studium als Historiker an der Loránd-Eötvös-Universität in Budapest 2011 ab, seitdem arbeitet er an seiner Doktorarbeit im Fachbereich Kirchengeschichte. Er absolvierte als Theologe 2016 an der Gáspár-Károli-Universität der Reformierten Kirche in Ungarn. Sein Forschungsschwerpunkt ist die neuzeitliche Kirchengeschichte Ungarns. Szász arbeitet seit 2017 in Budapest-Budafok als reformierter Pfarrer, daneben nimmt er an der Arbeit einer Forschungsgruppe über die Geschichte des Békés-Bánáter Reformierten Kirchendistrikts in den 18. und 19. Jahrhunderten teil.

Ljubinka Toševa Karpowicz ist freie Forscherin, die mit dem Internationalen Institut für Fiume-Studien zusammenarbeitet. Sie hat Soziologie an der Fakultät für Philosophie in Belgrad studiert, einen Master-Abschluss an der Fakultät für Politikwissenschaften in Belgrad erlangt und an der Fakultät für Politikwissenschaften in Ljubljana im Jahr 1986 promoviert. Unter ihren Veröffentlichungen befinden sich fünf Monographien, die der politischen Geschichte von Rijeka (Fiume) gewidmet sind, von denen zwei einen Schwerpunkt auf die Rolle der ungarischen und italienischen Freimaurerei legen. Toševa Karpowicz hat zahlreiche Artikel in verschiedenen Zeitschriften in kroatischer, serbischer, italienischer und deutscher Sprache veröffentlicht.

Anja Urekar Osvald war von 2008 bis 2014 als Nachwuchswissenschaftlerin und Assistentin für deutsche Literatur an der Philosophischen Fakultät Maribor tätig. Sie war zweifache DAAD-Stipendiatin (an der Universität Bremen und an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. 2015 erfolgte ihre Dissertation über Fremd- und Selbstbilder in der historischen Presse aus der Steiermark und Krain (1900–1914). Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören kulturelle Transferprozesse (Periodika, Mariborer Theaterlandschaft) und Selbst- und Fremdbilder in der slowenischen und deutschen historischen Presse zwischen 1880 und 1914. Derzeit arbeitet sie als DaF-Lehrerin an einer Grundschule und als freie Mitarbeiterin der Abteilung für Germanistik an der Philosophischen Fakultät der Universität Maribor.

Tullio Vorano wurde 1946 in Labin (it. Albona), Jugoslawien geboren, wo er die italienischsprachige Grundschule und das kroatischsprachige Gymnasium besuchte. Er schloss sein Studium der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität in Zagreb ab. Von 1968 bis zu seiner Pensionierung 2011 war er Direktor des Nationalmuseums Labin. Als aktives Mitglied der Italienischen Gemeinschaft war er deren langjähriger Vertreter im Labiner Stadtrat und für zwei Mandaten ebenfalls Präsident des Stadtrats. Vorano hat zahlreiche Publikationen zur Geschichte Labins und seiner Umgebung veröffentlicht.

Csaba Zahorán studierte Geschichte an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest. Nach dem Promotionsstudium arbeitete er am Historischen Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften mit dem Schwerpunkt auf ungarisch-rumänischen und ungarisch-slowakischen Beziehungen seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts bis heute. Seine Dissertation, die er 2016 verteidigte, fokussiert die ungarische und rumänische Nationenbildung im Szeklerland nach 1989. Von 2012 bis 2016 arbeitete er am Ungarischen Kulturinstitut in Bratislava und ist seit September 2016 Mitglied der Forschungsgruppe Trianon 100 im Rahmen des Forschungsprogramms Lendület (Schwung) an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, wo er den Vertrag von Trianon aus verschiedenen Perspektiven untersucht. Er ist Mitglied der Terra-Recognita-Stiftung, die das Ziel verfolgt, einen Dialog zwischen Ungarn und seinen Nachbarn zu entwickeln.

Tanja Žigon hat Germanistik und Geschichte in Ljubljana, München und Wien studiert und 2008 in Neuerer deutscher Literatur an der Universität Ljubljana promoviert. Von 1998 bis 2004 war sie freiberuflich als Publizistin tätig. Sie ist Ao. Prof. für Translationswissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Universität Ljubljana. Seit 2013 leitet sie das Forschungsprogramm Interkulturelle literaturwissenschaftliche Studien; von 2013 bis 2015 war sie Koordinatorin des literarisch-übersetzerischen EU-Projektes TransStar Europa für Slowenien. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören deutsch-slowenische literarische Wechselbeziehungen, interkulturelle Literaturgeschichte und kulturorientierte Translationswissenschaft. Sie ist Autorin zahlreicher wissenschaftlicher Beiträge und dreier Monographien über deutsch-slowenische Kulturkontakte und Verflechtungen im Bereich der Publizistik und Literatur im 19. Jahrhundert im Land Krain. Sie übersetzt aus dem Deutschen ins Slowenische, vor allem historische und geisteswissenschaftliche Texte.

In diesem Band werden politische und gesellschaftliche Ideen, Visionen und Utopien für Zentraleuropa vorgestellt, die zum Ende des Ersten Weltkriegs und unmittelbar danach entwickelt wurden. Insbesondere die politischen, kulturellen und kirchlichen Akteure des Donau-Karpaten-Raums, der sich durch ein besonderes Maß an sprachlicher, ethnischer und konfessioneller Diversität auszeichnete, entwickelten verschiedene Visionen einer Nachkriegsordnung, deren Spektrum von einer Weiterentwicklung der imperialen Idee bis hin zu möglichst selbstständigen regionalen Staatsgründungen reichte. Anhand von drei thematischen Schwerpunkten – Politik, Kirche, Presse und Literatur – wird die heute vielfach postulierte Unumgänglichkeit der Neuordnung Zentraleuropas nach nationalstaatlichen Kriterien hinterfragt.

ANGELA ILIĆ
Dr. phil., Historikerin, ist Wiss. Mitarbeiterin am IKGS.

FLORIAN KÜHRER-WIELACH
Dr. phil., Historiker, ist Direktor des IKGS.

IRENA SAMIDE
Dr. phil., ist Dozentin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Ljubljana/Laibach.

TANJA ŽIGON
Dr. phil., Dozentin für Translationswissenschaft an der Universität Ljubljana/Laibach.

ISBN 978-3-7917-2995-4

IKGS | www.verlag-pustet.de